



Amureth

Hildebrandt, Carl
1763-1846

Fürst Scanderbeg,

der Unüberwindliche,

oder

der furchtbare

Aufstand der Albanier

gegen

den Sultan Amureth.

Ein Gräuel- und Schreckensgemälde aus dem funfzehnten Jahrhundert.

Von

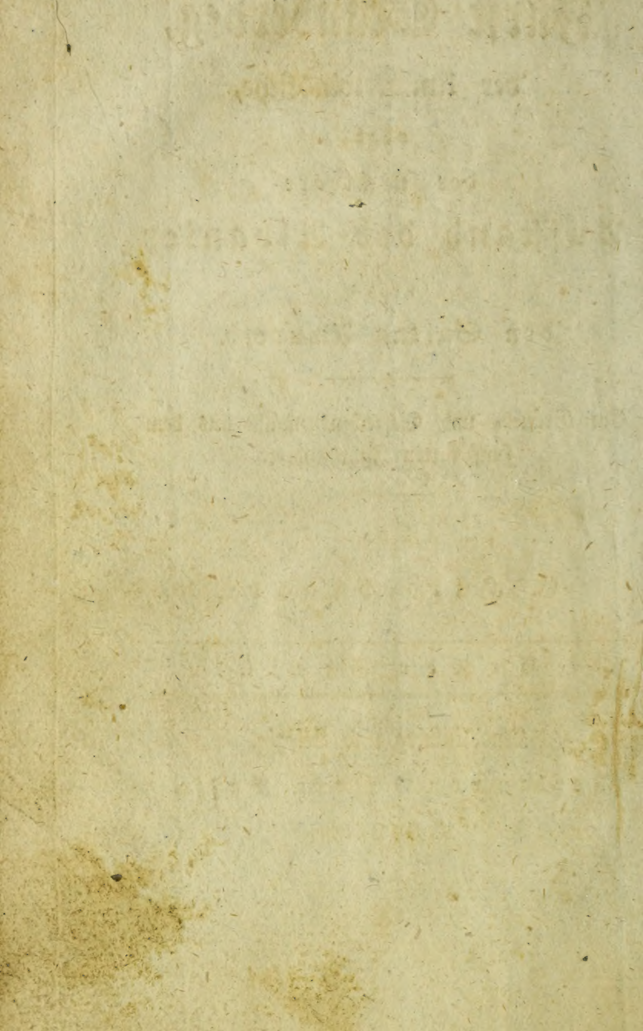
C. Hildebrandt.

Erster Theil.

Quedlinburg und Leipzig.

Verlag von Gottfr. Basse.

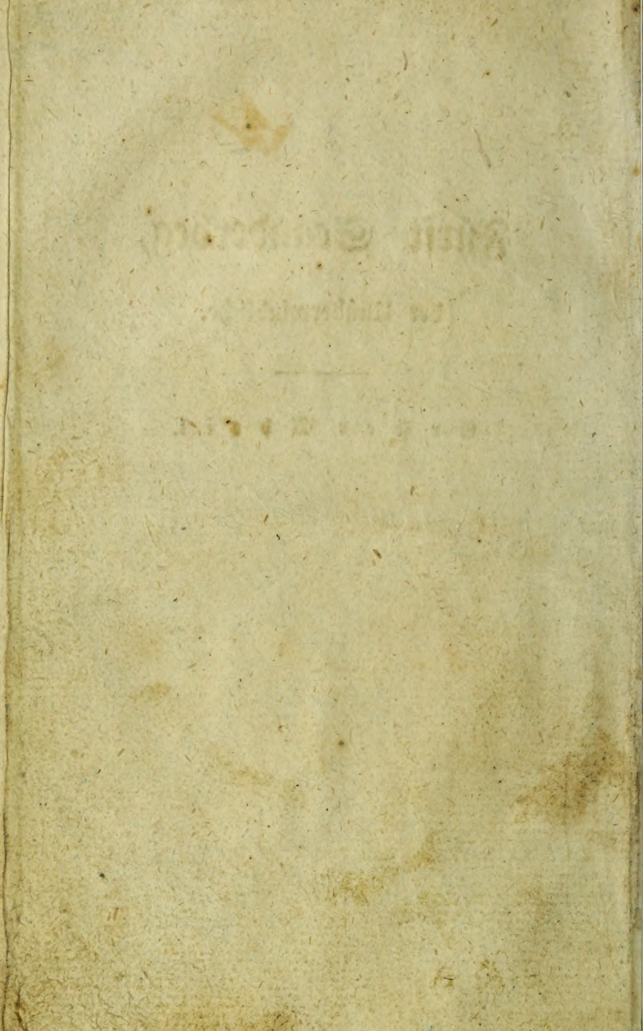
1828.



Fürst Scanderbeg,

der Unüberwindliche.

Erster Theil.



Im fröhlichen Kreise ihrer Söhne saßen die glücklich gepriesenen Eltern, der Fürst Johannes Castriota von Epirus und seine Gemahlin Magdalene. Vier körperlich und geistig schöne Knaben, ihre Söhne, spielten vor ihnen und der Fürst sah mit Vergnügen auf die sich entwickelnden Anlagen, auf die immer mehr sich entfaltenden Vorzüge; aber mehr noch blickte er in die Zukunft, wenn er es sich dachte, wie jeder dieser vier Hoffnungsvollen das Seinige dazu beitragen werde, seines Vaterlandes Grenze mit kräftigem Arm zu sichern. Voll dieser schönen Aussicht, saß er jetzt neben Magdalene; aber vergebens suchte er durch Hindeutung auf diese schöne Zukunft seine Gemahlin aufzuheitern. Zwang diese sich auch zu einer

ruhigen Miene, so verriethen doch ihre nicht zu hemmenden Thränen, ihre nicht zu unterdrückenden Seufzer, daß ihr Herz eine bange Furcht nähre, von der der glückliche Gatte nichts fühlte. Natürlich, daß dem edlen Fürsten die tiefe Schwermuth, die quälende Unruhe der geliebten Gattin auffielen — und selbst nicht ganz frei von einer gewissen Unruhe, fragte er nach der Ursache. Magdalenens Thränen flossen stärker. — »Du freuest Dich über unsere Kinder;« sagte sie. »Auch ich freue mich. Könnte ich es nur ganz!« — »Nur ganz?« — »Wie lange werden wir noch glücklich seyn?« — »Wie lange?« wiederholte Johann die Frage. — »Unsere Söhne sind kraftvoll und gesund. Auch wir sind's. Frieden und Ruhe herrschen und selbst der Sultan Amureth scheint der weitern Kriege überdrüssigzu seyn!« — »Amureth war unserer Ruhe nie so gefährlich, als jetzt. Empfindlicherkonnte er uns nicht kränken; gerade jetzt steigt das Gewitter

auf, das unser Glück zerschmettert.« — Magdalene schwieg einige Augenblicke; es schien, als müsse sie erst Kräfte zu der furchtbarsten aller Nachrichten sammeln. — »Nun?« fragte Johannes, durch der Gattin Angst selbst ängstlich geworden.

Magdalene zeigte ihm ein Schreiben, das sie von einer der Sultaninnen von Retzia, einst ihre Jugendfreundin, erhalten hatte. Der Inhalt schien vielleicht ehrenvoll; aber der Blick einer besorgten Mutter dringt tiefer, und so mußte jener Brief, statt Freude zu verbreiten, Unruhe befördern.

Amureth der Zweite saß jetzt auf dem türkischen Throne. Ehrsucht und Eroberungsbegierde zeichneten ihn unter der Osmanen Fürsten aus; aber sie machten es ihm auch zur Pflicht, sich jedes Mittels zu bedienen, das zur Befriedigung jener Leidenschaften führen konnte. Daß er als Tyrann von seinen, ihm größtentheils Tribut zahlenden Nachbaren nicht geliebt werden konnte,

das fühlte, das wußte er. Es war ihm aber auch gleichgültig, wenn er nur gefürchtet wurde; und dies letztere suchte er auf alle Art zu erreichen. Jene benachbarten Fürsten selbst und persönlich als Geißel an seinen Hof zu ziehen, war nicht gut möglich; unter allerlei Vorwänden bemächtigte er sich daher ihrer Kinder. Des Fürsten Johannes vier Söhne hatten längst in Amureth's Herzen Besorgnisse erregt. Kräftige, kühne Knaben machen am ersten einen Tyrannen bei dem Blick auf die ferne Zukunft zittern. Amureth's Entschluß war gefaßt. Die vier jungen Söhne des Fürsten sollten an seinen Hof, und da war es Zeit genug, an die zweckmäßigsten Mittel zu denken, durch die man sie an Amureths Thron fesseln konnte. Gift, Dolch und der seidene Strick blieben dann immer noch übrig, wenn Ueberredung, Schmeichelei und Versprechungen ohne Nutzen zu seyn schienen. — Daß ein so listiger Tyrann seine wahre Ab-

sicht zu verbergen wußte, daß verblendete Väter vielleicht einen Vorzug darin sahen, worin sie Sklaverei hätten wittern sollen, das versteht sich von selbst. Nur die Fürstin Magdalene, wie ihr Gemahl, merkten bald Amureth's Absicht, mochte gleich die Sultanin das Gift noch so überzuckert haben. Epirus war das Land, das den Türken am gefährlichsten werden konnte. Seine Lage am Anfange des Adriatischen Meeres war zur Landung christlicher Völker bequem; das Land selbst war durch Reihen wilder Gebirge, unwegsamer Wälder, mehr aber noch durch den allgemein anerkannten Muth seiner Bewohner dem Sultan, auch als ein unterjochtes Land furchtbar. Ging von hier eine Rebellion aus, dann schloß sich ganz Griechenland an ein Volk, dessen Freiheitsliebe mit der Tapferkeit gleichen Schritt hielten.

Amureth fürchtete dies; er eilte deshalb, die Söhne des Fürsten in seine Gewalt

zu bekommen, und ließ, um ihn nicht mißtrauischer zu machen, durch die Sultanin den Vater auf die Trennung von seinen Söhnen vorbereiten; ein Geschäft, das die Freundin der Sultanin, die Fürstin, übernehmen mußte. Vorwände und Beschönigungen waren bald gefunden; der Sultan Amureth hatte in seinen Kriegen, so wie in den Kriegen seiner Vorfahren die Erfahrung gemacht, daß die rohe, wilde Tapferkeit der türkischen, selbst zahlreichen Horden nicht immer der Kriegskunst der übrigen Europäer gewachsen war. Ein demüthigender Gedanke für einen ehrgeizigen Eroberer, der schon damals den Plan gefaßt hatte, das ganze griechische Kaiserthum durch Eroberung von Constantinopel zu vernichten. Jetzt schmeichelte er allen denen, die von ihm abhingen, mit Vergrößerung ihrer Macht; ein Zweck, der nicht besser, als durch den Wachsthum seiner eigenen Größe erreicht werden konnte. Natürlich, daß dies nur durch

Kriegsmacht geschehen konnte. Aus allen fürstlichen Familien nahm er die Söhne nach seiner damaligen Residenz Adrianopel, um aus ihnen die Führer künftiger Jahre zu bilden; und es gab thörichte Eltern genug, die darin einen Vorzug sahen, wo sie leicht die sich immer fester zusammenziehende Sklavenkette hätten wittern können.

Nicht so Fürst Johannes Castriota; nicht so seine treffliche Gemahlin Magdalene; sie sahen weiter; sie durchschauten bald des Tyrannen Absicht und — konnten und durften sie nicht hindern. Weinend saß Magdalene da, indeß der raschere, thätigere Johann auf ein wirksames Mittel dachte, des Tyrannen Wunsch zu hintertreiben. Er fand keins — jede feste Weigerung würde den seidenen Strick zur Folge gehabt haben, und bei einem mißtrauischen Despoten, wie Amureth war, mußte alle List sich erschöpfen, wenn man einen Vorwand, des Tyrannen Wunsch abzuschlagen,

hätte finden wollen. Unmuthig und tief das Kränkende seiner Abhängigkeit fühlend, blickte Johann auf seine Söhne.

»Sie sollten,« sagte er zu seiner Gemahlin, »die Ketten zerbrechen, die unser Land und, wie ich mit Recht fürchte, bald die ganze Christenheit an den Tyrannen fesseln; aber — sie werden dazu behülflich seyn müssen, sie noch drückender zu machen. Wie ist es zu ändern?«

Magdalene sah mit noch größerer Wehmuth auf die Kinder, die von der Unruhe ihrer Eltern keinen Begriff hatten. »Und wahrscheinlich werden sie auch dem Glauben ihrer Vorjahren untreu werden müssen! das wäre noch das Schrecklichste, was ich mir denken kann;« sagte sie und schlug verzweifelnd die Hände zusammen.

In diesem Augenblicke meldete einer der Diener die Ankunft mehrerer türkischen Bassa's, die von Sultan Amureth geschickt waren, des Fürsten Söhne abzuholen. Mit er-

künsteltem Befremden fragte sie Johannes nach der Ursache dieser ihm auffallenden Sendung; er nahm die Miene des Besorgten an, der des Tyrannen Ungnade fürchtet: als der erste der Gesandten ihn des Sultans vollkommene Gunst versicherte und zum Beweise derselben einige Geschenke hervorbrachte.

»Und was wäre denn der Grund?« fragte Johannes.

»Fürst Johann, Du kennst die Liebe, die der Mächtigste, der Sultan Amureth, für Dein Haus, für Dein ganzes Land fühlt. Tausend Beweise bezeugen dies.«

»Und gewiß weiß Niemand der Glücklichen diesen Vorzug so zu schätzen, als ich.«

»Jetzt will der Großsultan Dir den stärksten Beweis seiner Gnade geben; er will Dich und Deine Gemahlin einer Sorge überheben, die Du in der Zukunft noch mehr fühlen würdest, — der Sorge für Deine Kinder. Er will ihr Vater seyn; sie

sollen dem Throne des Mächtigsten näher stehen.«

Mit erheuchelter Freude hörte Johannes diese Worte; mit erkünstelter Ehrfurcht antwortete er: »Wie sehr ich diese Gnade schätze, mag Euch Allen Euer eigenes Gefühl lehren. Nur fürchte ich eins.«

»Und dies wäre?«

»Daß ich wenig Ehre mit den noch ganz ungebildeten Knaben einlege. Hätte ich nur im Geringsten auf diese Gnade rechnen können, wie ganz anders sollten sie jetzt schon gebildet, schon erzogen seyn. Bloß für ihren Körper ist bis jetzt gesorgt; der Geist hat nothwendig bei dieser Erziehungsart verlieren müssen. Mit inniger Freude will ich die Kinder nach Adrianopel geben; aber ungleich ruhiger wäre ich bei diesem Glücke, wenn sie gebildeter wären, oder wenn der Beherrscher der Gläubigen mir noch einige Zeit gönnte, um nachzuholen, was hinsichtlich der Bildung der Kinder ver-

säumt wurde.« — Möglich, daß die Abgesandten diese willige Ergebung nicht erwarteten; genug sie fanden des Fürsten Bedenklichkeit gegründet; sie versprachen um so mehr, dies alles dem Sultan erst vorzustellen, da Johann hinzusetzte: »Getrauet Ihr es Euch aber, mit ihnen Ehre bei Amureth einzulegen, und wagt Ihr nicht zu viel dabei, wenn der Mächtigste sich getäuscht sieht, so nehmt sie alle vier gleich mit. Was könnte ich als Vater mehr für sie thun?« — Wirklich reiseten die Gesandten wieder ab, ohne die Söhne des Fürsten mit sich zu nehmen.

Aber in desto größerer Unruhe waren Johannes und seine Gemahlin. Was half es Beiden, daß sie auf eine kurze Zeit ihre Lieblinge behielten? Wer war ihnen Bürge, daß der Sultan es genehmige, was der Fürst wünschte? War es nicht mehr als wahrscheinlich, daß schon in den nächsten Tagen der Befehl zur Ablieferung der armen Opfer

erfolge? Alles dies fühlte der Fürst tief; fühlte es um so mehr, je verlassener er sich von den übrigen europäischen Mächten wußte und je weniger er auf Beistand von denen rechnen durfte, die durch ihre Uneinigkeit und durch ihren Neid sich mehr schadeten, als die Türken ihnen nachtheilig werden konnten. Fast den ganzen Tag brachte er damit zu, das Angreifende seiner Lage zu überdenken. Endlich ermannte er sich. »Meine Söhne stehen unter dem Schutze Gottes,« sagte er, seine Gemahlin tröstend. »Wir können nichts für sie thun, ohne ihr und unser Leben in die größte Gefahr zu setzen. Nur eins will ich thun; ich will den Aeltesten vorbereiten auf das, was ihm und seinen Brüdern bevorsteht; ich hoffe, Gott wird mir Worte und Kraft geben, ihn auf das aufmerksam zu machen, was in wenig Jahren seine Pflicht seyn wird. Mehr kann ich jetzt nicht thun; gelingt es, so ist genug, so ist alles gethan!«

Georg war der Erstgeborene der Söhne Johannes; auf ihm schien der Muth seines Vaters, die Klugheit seiner Mutter ganz zu ruhen. Alle Anlagen des künftigen Helden zeigten sich an dem vierzehnjährigen Jüngling, da er kaum dem Knabenalter entschlüpft war. Die rauhe wilde Gegend seines Vaterlandes, die jähesten Felsen, die steilsten Gebirge, die furchtbaren Schlüfte und Thäler gaben den Schauplatz und die Gelegenheit, wo er seines Körpers Kräfte weckte und übte; wo er mit allen Gefahren und Schrecken vertraut wurde, und wo er in einer so herrlichen Schule Geistesgegenwart und Muth lernen mußte. Er durchschwamm reißende Ströme, er bändigte die wildesten Pferde; auf Jagden und gegen die räuberischen Nachbaren übte er sich im Gebrauch der Waffen, und bald wurde sein Name als der Name des Kühnsten, des Verwegensten aller Epiroten genannt. Gewöhnt, allen angreifenden Mühseligkeiten Trotz zu bieten,

mußte er sich endlich so an Gefahren gewöhnen, daß er ohne sie nicht leben konnte; mußte er sie natürlich immer mehr suchen. Mit hoffender Freude sah der Vater auf Georg; er ahnete in ihm eine kräftige Stütze des Vaterlandes, ja selbst der ganzen Christenheit, und nie hat eine Hoffnung weniger getäuscht, als diese. Aber nicht ohne jene einer sanften Mutter so natürliche Aengstlichkeit sah Magdalena auf ihren Liebling. Sie fürchtete freilich wenig von seinem Herzen; aber desto mehr von seinem Muthe, der ihn leicht auf den so schwer zu vermeidenden Abweg des bloß kühnen und verwegenen Abenteurers führen konnte. Sie sah in ihm einen rohen, wilden Krieger werden, der gegen jedes andere Gefühl sich verhärtet, und der gegen alles taub ist, was nicht den Krieger macht. Aber wie hatte sie sich geirrt, sich zu ihrer größten Freude geirrt! Eben der Jüngling, der jetzt erschöpft und oft blutend aus den größten Gefahren zu-

rückkam, eben der Jüngling konnte zu ganzen Stunden, seine Waffen und seine kühnen Pläne vergessend, neben seiner Mutter sitzen, um mit der gespanntesten Aufmerksamkeit ihren Belehrungen über Religion, über Lebensklugheit zuzuhören, oder ihr zu folgen, wenn sie über Schicksale und Begebenheiten der Menschen mit ihm sprach. Oft glänzte in den Augen des Jünglings eine Thräne, wenn die beredte Mutter das Elend der Menschheit schilderte; wenn sie es ihm vorstellte, wie viel der Unglückliche durch die Tyrannei Mächtiger, durch die Härte der Grausamen, der Despoten zu dulden habe. Kam dann die Mutter vollends auf den Gedanken, daß Jeder, dem die Vorsehung Muth und Kräfte zum Zerbrechen der Ketten der Tyrannei gab, diese Vorzüge dazu anwenden müsse; dann ergriff der Jüngling die Hand seiner Mutter, dann rief er mit glühendem Gesicht: »Ja, Mutter, dazu will ich meine Kräfte einst anwenden! Mein

Vaterland soll nie unter der Herrschaft eines Fremden seufzen!«

Beruhigter blickte dann Magdalene auf den Jüngling; ergebener in die Pläne der Vorsehung hoffte sie dann gewiß, daß diese dem kühnen Jüngling den Weg vorzeichnen werde, auf dem er zum Glück der Menschheit wandeln werde.

Eine solche feierliche Stunde hatte Magdalene jetzt mit Georg gehabt; die Stunde mußte um so feierlicher seyn, da die nahe Trennung bevorstand. Magdalene hatte dem Sohne nichts davon gesagt; aber diesem konnte der feierlichere, heute ungewöhnlich feierliche Ernst seiner Mutter nicht entgehen. Mit feuchten Augen blickte der Jüngling auf seine fromme Mutter. »Du bist heute ernster, gute Mutter! Du zweifelst doch nicht an meinem guten Willen?« — Magdalene wollte antworten, als Fürst Johannes in das Zimmer trat. Es war spät, sehr spät am Abend und nahe vor der

Mitternachtsstunde. Johannes hörte die Frage, die der Sohn der weinenden Mutter that.

Mit einem Ernste, der den Jüngling erschütterte, ergriff ihn Fürst Johannes bei der Hand; einige Augenblicke schwieg der Vater, dann redete er den Sohn mit diesen Worten an: »Für uns Alle schlägt jetzt eine feierliche Stunde. Folge mir, die ernste Stunde soll uns vor dem Altare finden.« — Alle Drei gingen nach der Schloßkirche. Fürst Johann selbst öffnete sie, seine Hand verschloß sie ängstlich wieder. Keine Kerze brannte auf dem Altare, nur der Vollmond erleuchtete den schaudererregenden Schauplatz. Georgs Herz klopfte stärker, da er schweigend und still neben den ernsten Vater, neben seiner weinenden Mutter hinging. Die Gemälde und die Bildsäulen schienen in dem ungewissen und zitternden Lichte des Vollmondes zu leben; sie schienen die Zeugen eines feierlichen Auftrittes zu seyn. Mit

einer Empfindung, wie sie Georg nie gekannt hatte, ging er durch die Gänge; sein Fußtritt schallte in der Stille des Gebäudes wieder. Sein Vater führte ihn an den Altar. Wie einst der Knabe Hannibal die Hand auf den Altar seiner Gottheit legte, so mußte Georg die Rechte auf den Fuß des Krucifixes legen. Erwartend, wohin dieser Auftritt führen werde, stand Georg da. Sein Vater selbst schien angegriffen von dem, was er sagen wollte; es schien, als fehlte es ihm an Worten, um das auszudrücken, was sein Herz in diesem Augenblicke fühlte. Endlich fing er an:

»Mein Sohn, ich habe Dich hier zum Altare Deines Erlösers geführt, um Dir etwas zu sagen, das Du so wenig, als Deines Erlösers vergessen darfst. Dein Vaterland und Dein Glaube sind in Gefahr; der Tyrann, der leider jetzt über uns herrscht, fängt es darauf an, mich und meine Kräfte dadurch ganz zu lähmen, daß er Dich und

Deine Brüder von meiner Seite reißt und Dich mit ihnen an seinen Hof nach Adria-nopel verlangt. Euer Schicksal sehe ich im Voraus. Unter der Maske eines höhern Glanzes werdet ihr seine Sklaven; mit Euerm Vaterlande macht es der Tyrann wie mit Servien, das er an sich riß, nach-dem er die Tochter des Fürsten zur ersten Sultanin gemacht hatte. Mir mein Leben zu rauben, wird es an einem Vorwande, an einem Helfershelfer nicht fehlen. Albanien und Epirus werden eine Provinz seines Reichs und in meiner Hauptstadt Croja wird der halbe Mond bald das Kreuz verdrän-gen.«

Der von diesen Vorstellungen angegrif-fene Fürst schwieg einige Augenblicke, um sich zu erholen. Georg stand in der ge-spanntesten Aufmerksamkeit da. Er wagte kein Wort zu sagen; er fürchtete, seinen Vater zu unterbrechen.

»Ich sehe im Voraus, Du wirst der

Mann werden, an dem die stolzen Entwürfe des Tyrannen scheitern;« fuhr der Fürst fort. »Schwörst Du mir, alles zu thun, mich und das Vaterland zu rächen? Schwörst Du auf das Kreuz, alles für Deinen Glauben zu thun, alle nur mögliche List, alle Verschlagenheit, alle Kräfte zum Sturz des türkischen Reichs anzuwenden; schwörst Du es mir, diesem Volke zu schaden, wo und wie es Dir nur möglich ist, und es nie aufrichtig mit den Türken zu meinen, wenn Gewalt nichts ausrichten kann?«

»Ja, Vater, den Schwur lege ich hier ab. Ich schwöre, jedes Mittel zum Nachtheile der Türken anzuwenden, ohne auf mein eigenes Leben Rücksicht zu nehmen.«

Gerührt legte der Jüngling diesen Eid in seiner eben so gerührten Eltern Hände ab. Beide umarmten den glühenden Jüngling, Beide sahen mit prophetischem Blick in die Zukunft; Beide schienen ganz überzeugt, daß sie sich nicht täuschen würden, und die

Geschichte kennt kein Beispiel, daß eine Erwartung so wie diese erfüllt wäre.

Freilich darf man einen solchen Eid nicht auf die Waagschale der Religion, des Glaubens und der strengen Moral legen, wenn man nicht ein hartes Urtheil über Vater und Sohn aussprechen will. Schon das eidliche Versprechen, den Türken nur immer zu schaden, war empörend, und zeigte von einer Rachsucht, die einem edlen Herzen fremd seyn muß; noch ungleich empörender aber ist es, wenn jedes Mittel zur Erreichung dieser Absicht angewendet werden kann; wenn also keine List so niedrig, kein Betrug so unerlaubt, keine Verstellung so unwürdig ist, daß sie nicht zu diesem Zwecke beitragen könnten. Aber auf der andern Seite vergesse man auch nicht, mit welcher Grausamkeit die Osmanen die benachbarten Völker behandelten; man vergesse nicht, daß sie erst mit aller List und Verstellung die Freunde eines solchen unglücklichen Landes

spielten, und dann, sobald sie festen Fuß darin gefaßt hatten, die rechtmäßigen Beherrscher verjagten oder mordeten, und dann die Länder als ein erobertes Eigenthum hinnahmen. Man vergesse nicht, daß die Türken keine Christen waren; daß diese letztern nach den damaligen Religionsbegriffen dem Feinde keine Menschlichkeit schuldig zu seyn glaubten; man übersehe nicht, daß Räuberei der dortigen Völker Grundsatz war, und man vergesse nicht, daß der Unterdrückte nie sich verpflichtet hält, seines Unterdrückers zu schonen. Gewiß wird man einem bedrängten, einem fürchtenden Fürsten, wie Johann es war, gewiß einem glühenden Jünglinge verzeihen, wenn Beide in dieser Lage nach Grundsätzen handelten, die der Besserdenkende sonst verabscheuet.

Der furchtbare Eid war geschworen. Daß Georg kein Haar breit von seiner Erfüllung zurückweichen würde, daß er sein Versprechen gewiß und genau erfüllen werde,

dafür bürgte der feste Charakter Georgs. Im tiefsten Gefühl der Würde eines solchen Auftrages ging er zwischen seinen gerührten Eltern nach dem Pallaste zurück. Daß in dieser Nacht kein Schlummer seine Augen schloß; daß er nichts fühlte, als das Große seines Berufes, der Rächer seiner Eltern, seines Vaterlandes und seines Glaubens zu seyn; daß seine erhitzte Phantasie ihn in alle möglichen Gefahren versetzte; daß er nichts als Kampf, Schlacht, Blut und Sieg sah: das bedarf kaum einer Erwähnung.

Von einem ungleich sanftern Charakter waren seine drei Brüder. Keiner von ihnen war so kühn, so muthig, als Georg es war; alle drei mieden die Gefahren, in die der oft verwegene Georg sich so gern stürzte, um bloß die Freude zu haben, in einer Gefahr Geistesgegenwart zu zeigen. Treffliche Knaben und Jünglinge waren sie allerdings; nur zu kühnen, gefahrvollen Unternehmungen hatte die Natur sie nicht gestempelt; sie

sollten ruhigere, friedliebende Menschen seyn, die lieber eine Ungemächlichkeit tragen, ehe sie sich der Gefahr aussetzen, durch Widerstand ein noch größeres Uebel ertragen zu müssen. Keiner von ihnen hätte jenen furchtbaren Eid geschworen, keiner sich zur Erfüllung eines solchen Schwurs willig und kräftig finden lassen. Fürst Johannes hatte sie daher weislich übergangen, da es ihm nöthig schien, in Hinsicht der Zukunft auf Rache zu denken. Die Weichern würden zurückgeschaudert seyn bei dem bloßen Gedanken; am sichersten war es, sie ganz aus dem Spiele zu lassen und bloß den kühnen, listigen Georg in den furchtbaren Plan, in das gefährliche Unternehmen einzuweihen. Fürst Johannes machte es diesem daher zur Pflicht, gegen seine Brüder nichts zu entdecken. »Sie würden,« setzte er hinzu, »sich nur verrathen und ihre Unbefangenheit sichert sie mehr als Verstellung, zu der sie nicht Anlage, nicht Muth haben.«

In der That verstand Georg die große Kunst, ein so wichtiges Geheimniß zu verbergen, so gut, daß seine Brüder auch nicht das Geringste davon merkten. Glühete er gleich im Innern, wenn ihm der ganze Plan des Sultans einfiel, so war er doch so Herr über seine Worte und mehr noch über seine Miene, daß er selbst den getäuscht haben würde, der ihn mit Mißtrauen beobachtete. Er blieb immer kalt, immer bedachtsam. So vorbereitet auf alles, was die Tyrannei über ihn beschließen würde, erwartete er und seine Eltern die neue Sendung des Großherrn. Sie blieb nicht aus. Am sechsten Tage nach jenem feierlichen Eide kam ein Bey des Großsultans mit einem äußerst verbindlichen Schreiben.

»Mögen Deine Söhne, o Fürst von Albanien, auch in dem zurück seyn, was die Ungläubigen eine höhere Bildung nennen; so macht mir dieser Umstand Deine Söhne noch ungleich lieber. Ueberlaß mir sie, und

sich diesen Vorzug als eine gerechte Anerkennung Deines Ansehens bei mir an.«

Mit erzwungener Ruhe las Johannes dies Schreiben Amureths; aber noch größere Ueberwindung kostete es ihn, da er diesen Beweis der Macht seines Oberherrn als eine Art von Gnade ansehen, als eine seinem Hause widerfahrene Wohlthat mit allen Zeichen der Dankbarkeit annehmen mußte. Wider seinen Willen und wider sein besseres Gefühl willigte er ein; die Abreise war auf morgen angesetzt. Der Zufall fügte es, daß gerade Georg seinem Vater begegnen mußte, als dieser der Gattin die Nachricht bringen wollte.

»In wenig Minuten kommst Du auf Deiner Mutter Zimmer,« sagte er im Vorbeigehen, und Georg, der den Bey bemerkt hatte, verstand diesen Wink. Er kam ins Zimmer seiner Mutter, die trostlos dasaß, und deren Schmerz nahe an Verzweiflung grenzte.

»Unsere Vermuthung ist eingetroffen,« sagte der Fürst und mußte alle Mühe anwenden, Herr seiner Empfindungen zu bleiben. »Der Tyrann fordert euch, mein Sohn. Deine Brüder wissen noch nichts davon. Wirst Du, Georg, Dein Wort halten?«

»Habe ich es denn nicht beschworen, Vater?«

»Deinem Glauben bleibst Du doch im Herzen treu, wenn auch Umstände Dich nöthigen sollten, dem Aeußern nach Muhamedaner zu werden?«

»Sollte es so weit kommen, Vater?«

»Gewiß. Gewalt wird der Tyrann weniger anwenden, aber desto mehr List, Verführung und andere Schleichwege.«

»Der offenbaren Gewalt würde ich widerstehen, der feinen List weniger.«

»Niemand wird dies verlangen, dazu fehlt es Dir an Erfahrung. Deine Brüder wissen sich darin schwerlich zu finden; am

besten, Du lässest sie ihren Gang gehen. Ich hoffe, der Großsultan schickt sie mir wieder, da sie in seine weitaussehenden Pläne nicht passen. Auf Dich wird er mehr achten, darum achte Du auf Dich selbst. Gib Dir ja keine Blöße, die Deine Absicht verrathen könnte.«

Georg versprach es.

Auf seines Vaters Befehl mußte er jetzt seine Brüder rufen. Natürlich, daß diesen Armen das Anliegen des Sultans auffiel, sie konnten die Absicht davon nicht begreifen; aber noch unerklärbarer war ihnen die erkünstelte Ruhe, mit der Georg des Vaters Befehl anhörte; sie hatten von seinem festen Muthe mehr erwartet; wie sehr mußte es sie befremden, da Georg das Gesetz der eisernen Nothwendigkeit als Bewegungsgrund seines ruhigen Benehmens anführte! Sie äußerten ihr Befremden nicht ganz ohne schneidende Vorwürfe; ruhig hörte sie Georg an. »Wollt ihr des Vaters Kopf

auf dem Schloßthore stecken sehen? Ihr wißt doch, wie der Großsultan Ungehorsam an seinen Tributpflichtigen straft?« war Georgs Antwort. Eine Antwort, die sie mit der Nachgiebigkeit ihres sonst so festen, so entschlossenen Bruders auszusöhnen schien. Der Vater kündigte ihnen an, daß sie morgen mit dem Frühesten abreisen müßten.

Freilich war es für die Fürstin Magdalene eine harte Stunde, da die vier Söhne sich von ihr trennten; sie ahnete im voraus, daß sie keinen ihrer Söhne wiedersehen werde; die Aussicht, daß Amureth einige derselben zurückschicken werde, konnte ihrem Herzen keinen Trost geben, so lange sie Einen ihrer Söhnen in der Sklaverei wußte. Mogte es seyn, welcher es wollte, er war jedesmal der Unglückliche, und als solcher dem mütterlichen Herzen der Wertheste. Mit blutendem Herzen übergab sie dem Bey ihre Lieblinge; kaum war es ihr möglich, so viel Fassung zu erkünsteln, daß sie

die Wunde nicht verrieth, die des Tyrannen Gebot ihr geschlagen hatte. Aber als sie allein war, als sie, die unglückliche Mutter, keinen Zeugen ihrer Verzweiflung hatte, wer würde sie wohl in diesem Augenblicke um ihr fürstliches Diadem beneidet haben? Wie flossen da so reichlich die bittersten aller Thränen, die Thränen einer verzweifelten, einer unglücklichen Mutter!

Wie beredt war da der stumme Schmerz eines gewiß nicht unedlen Vaters, da er die Kette fühlte, die die unerbittliche Nothwendigkeit um ihn zog; die Kette, die er nicht zerreißen konnte! Und wie schwer mußte es ihm werden, durch eine ruhige Miene die Verräther und Kundschafter zu täuschen, die Amureth an allen den Höfen hielt, deren Fürsten von ihm abhingen; Kundschafter, die um so gefährlicher waren, da nicht selten die Krone des von ihnen verrathenen Fürsten die Belohnung ihres Verrathes wurde. Indessen es gelang dem umsichtigen

Fürsten Johannes, alle die zu täuschen, an deren Meinung ihm am meisten liegen mußte, und selbst der Großsultan Amureth wurde sicherer, als er es sonst wohl gewesen seyn würde. Freilich trug der Umstand viel dazu bei, daß Amureth sehr gut wußte, wie wenig Fürst Johann auf fremde Hülfe rechnen konnte, ob er gleich auf der andern Seite in der Geschichte so fremd nicht war, um nicht einzusehen, was ein kräftiges Volk vermag, wenn ein unternehmender Anführer an seiner Spitze steht.

Die Residenzstadt der türkischen Fürsten war damals Adrianopel. Constantinopel war um diese Zeit noch nicht erobert; diese Eroberung war dem Sohne Amureth's, Mahomed, vorbehalten und erfolgte fast ein halbes Jahrhundert später. Adrianopel lag in

einer der schönsten Gegenden, und schon Amureth's Vorgänger, besonders der gegen den mächtigen Tamerlan so unglückliche Bajazeth, hatten alles gethan, diese Stadt zu verschönern. Es war ihnen diese Stadt mehr in kriegerischer Hinsicht merkwürdig, da sie das ohnehin jetzt immer tiefer sinkende und ohnmächtig werdende griechische Kaiserthum von dem westlichen Europa trennte. Constantinopels Eroberung wurde dadurch immer gewisser und die Beherrscher des griechischen Kaiserthums waren fast in die Reihe zinspflichtiger Vasallen der türkischen Sultane herabgesunken. Mit der immer wachsenden Macht der türkischen Sultane fiel die Gewalt der griechischen Kaiser immer mehr, und so wie die Hauptstadt Constantinopel sank, so stieg Adrianopels Ansehen. Amureth erbaute hier jene prächtige Moschee, die an Größe und Schönheit jedes Gebäude dieser Art hinter sich läßt. Noch ungleich prachtvoller war das Schloß,

das er bewohnte, und das beinahe an und für sich eine kleine Stadt ausmachte. Die Türken, sonst ein rohes Volk, waren seit weniger Zeit mit den Gebräuchen der Europäer bekannter geworden; sie ahmten diese nach und verbanden mit ihnen jenen verschwenderischen Luxus, den ihre Fürsten aus Asien mitgebracht hatten.

Eine unzählbare Menge vornehmer Hofbedienten bewohnte den Pallast; fast noch größer war die Menge der Sklaven, die theils zur Pracht, theils zur Bedienung des Sultans und seiner Bey's, theils zur Hütung und Bewachung der vielen Geliebten des Sultans bestimmt waren. Hier war der Sammelplatz der Verschwendung, des Vergnügens, und oft der Schauplatz der Meuterei, des Mordes. Schön waren alle die Anlagen; die Gärten prangten mit den Gewächsen aller damals bekannten Himmelsstriche; die Zimmer und Gemächer waren überladen mit dem kostbarsten Hausge-

räth, mit den reichsten Teppichen. Und alles dies bewies weiter nichts, als daß prächtig geschmückte Sklaven hier ein glänzendes Gefängniß hatten. Besonders war dies das Loos der Unglücklichen, die hier unter dem Titel der Geliebten des Sultans ihre Tage hinbrachten. Jede dieser Armen hatte ihr besonderes Zimmer, ihre Sklavin, die ihr diente; aber auch ihren Verschnittenen, der jeden ihrer Schritte mit Argus-Augen hütete, auf jedes ihrer Worte achtete und bei Verlust seines Kopfes gehalten war, alles was er sah, was er hörte, oder nur vermuthete, dem Sultan zu verrathen. Das Loos einer solchen Geliebten, die das Unglück hatte, dem Sultan nur im Geringsten verdächtig zu werden, war fürchterlich. Der Tod war ihr gewiß, und oft waren die demselben vorangehenden Qualen so gräßlich, daß der Tod eine Wohlthat war. Gewöhnlich steckten die Köpfe solcher, die sich verdächtig gemacht hatten, auf den Spitzen der

kunstvoll gearbeiteten Pallisaden des Schloßgartens. Ein warnendes Beispiel der Strenge ihres Despoten. Fast kein Tag verging, an dem nicht einer der unglücklichen Bewohner dieses Pallastes auf diese Art endete; es war dies um so mehr der Fall, je verschwenderischer der auf seine Macht eifersüchtige Despot den Verräther zu belohnen pflegte. Daß übrigens auf einem solchen Tummelplatze der Ausschweifung, des Müßiggangs, der Verschwendung, des Verraths an keine nützliche, bildende Geschäftigkeit gedacht werden konnte, bedarf kaum einer Erwähnung.

Hierher kamen die vier Söhne des Fürsten Johannes von Albanien. Tief fühlten sie den Unterschied des Hofes ihres edlen Vaters und mit banger Ahnung blickten sie in die Zukunft. War gleich der Hof ihres Vaters keiner der größesten — denn jede wachsende Größe würde Amureth's Argwohn erregt haben, und von diesem bis

zu dem Befehle, des Fürsten Kopf nach Adrianopel zu liefern, war nur ein kleiner Schritt — blüheten gleich an dem Hofe des Fürsten über ein kriegerisches, aber unterjochtes Volk keine Künste und Wissenschaften; so herrschte doch dort ein gewisser rechtlicher Geist der treuen Einigkeit, der frommen Anhänglichkeit an dem väterlichen Glauben; treu und redlich behandelte Jeder den Andern; man erlaubte sich nur Verstellung und List gegen die Verräther, die Amureth an allen Höfen unterhielt. Fürst Johann und Magdalene waren Muster der Liebe zu ihren Söhnen, und diese hingen mit unbedingtem Zutrauen an ihren Eltern. Sie waren die Lieblinge aller derer, die an Johanns Hofe lebten, und Keiner war unter den Tausenden der Einwohner Croja's, der nicht die Söhne seines Fürsten liebte. Wie mußten diese sich jetzt so unglücklich fühlen, da sie sich in einer Stadt, an einem Hofe

sahen, wo nichts als Argwohn, Verschwendung und Müßiggang herrschte.

Alle vier wurden dem Sultan vorgestellt. Zitternd standen die Drei vor dem mächtigen Despoten, dessen durchdringender Blick sie im voraus ihr Schicksal ahnen ließ; fester und mit einer erkünstelten Treuherzigkeit sah Georg den Sultan an; in seinem Wesen lag etwas, das den Monarchen für ihn einnahm. Mit besonderer Aufmerksamkeit sah Amureth auf Georg; er schien ungewiß zu seyn, sollte er den Jüngling fürchten, oder sollte er in ihm eine kräftige Stütze seines Thrones sehen; er würde gefürchtet haben, hätte nicht Georg zu glücklich alle Verstellungskunst angewendet und wäre nicht der Tyrann überzeugt gewesen, daß von einem so offenen, treuherzigen Gesichte nicht das Geringste zu fürchten sey. Mit Absicht hatte Amureth die Großen seines Hofes um sich versammelt; der erste Eindruck sollte wirkend, sollte bleibend seyn; denn nie

hatten die fürstlichen Kinder etwas dieser Art gesehen. Was sie davon wußten, wußten sie aus den Erzählungen ihrer Eltern, und diese selbst waren zu wenig Freunde eines Schauspiels dieser Art, als daß ihre matte Schilderung großen Einfluß hätte haben können. Amureth unterhielt sich viel mit den Prinzen, er mußte bald finden, wie gering das Zutrauen der drei übrigen war, die sich jetzt von ihrem ersten Schrecken erholt hatten und eine gewisse Befriedigung darin suchten, den Unwillen nicht ganz zu verbergen, der sie an Amureth's Hof begleitet hatte. Der Tyrann wurde argwöhnisch gegen sie; er glaubte von ihnen, daß sie jede Gelegenheit, ihm zu schaden, ergreifen, daß sie vielleicht ihm selbst nach dem Leben trachten könnten. Ein Tyrann darf nur erst dergleichen fürchten, und der Unglückliche, von dem er es fürchten zu können glaubt, ist schon zum Opfer reif.

Mit diesen Vorstellungen entließ er jene

drei Armen; ganz anders benahm er sich gegen Georg, der freilich um kein Haarbreit anders dachte, der aber verschlagen genug war, seinen tiefer angelegten Plan ganz zu verbergen. Alle vier wurden in eben so viel einzelne Zimmer geführt, in denen es an nichts von dem fehlte, was ihre Herzen für den Hof Amureth's und für diesen Monarchen selbst gewinnen konnte. Die drei Brüder schienen es kaum zu merken, daß die zu ihrer Bedienung bestimmten Sklaven nebenbei das noch größere Geschäft hatten, auf ihre Aeußerungen, Mienen und ihr Betragen zu achten; sie überließen sich ohne Furcht einer Stimmung, die der Gedanke an ihre Lage hervorbringen mußte; ohne ein Wort zu sagen, ohne eins der prächtigen, gewiß von ihnen noch nie gesehenen Geräthe auch nur eines Blicks zu würdigen, warfen sie sich mit der Miene der Verzweifelten auf die ihnen bereiteten Polster und heiße Thränen rollten über ihre Wangen. Den Skla-

ven, der nach ihren Befehlen fragte, würdigten sie keiner Antwort; nur erst da, als sie das Bedürfniß fühlten, ihren Unmuth laut werden zu lassen, nur da ließen sie sich von ihrem Muthe hinreißen, das, was sie dem Monarchen sich nicht getrauten zu sagen, dem Sklaven zu enthüllen. Sie fühlten sich in der That um ein Großes leichter. Aber — wie traurig waren die Folgen dieses kindischen, unbesonnen Muthes! Hätte Fürst Johann sie nur entfernt ahnen können, er würde nicht allein den listigen Georg zum Vertrauten seines Planes gemacht haben; er hätte allen vieren die Regeln gegeben, die er diesem gab und hätte den Ausgang der ganzen Sache der Leitung einer höhern Vorsehung überlassen.

Georg spielte seine Rolle listiger. Freilich erschütterte es sein ganzes Innere, als der schwarze Sklav ihm sein Zimmer zeigte; freilich hätte er mit willigem Herzen auf alle die Herrlichkeiten verzichtet, die der

Sklav mit erkaufter Beredtsamkeit ihm pries; gern wäre er in seiner Eltern Wohnung gewesen, wo er den Ueberfluß freilich nicht erwarten durfte. Aber der laurende Blick des Sklaven entging ihm nicht; er beschloß, in Hinsicht der Täuschung mit diesem den Anfang zu machen. Wußte er es doch nur zu gewiß, daß dieser den Auftrag hatte, jedes seiner Worte zu bemerken. Mit einer nahe ans Wilde grenzenden Freude sah er alles an, was in so verschwenderischer Menge um ihn herum stand. Waffen aller Art waren mit Spielwerkzeugen vermischt; Gemälde und Kleidungsstücke machten ein schönes Gewirr, und fast aus allen bekannten Ländern waren Merkwürdigkeiten aufgehäuft. Mit der hastigen Begierde, die dem zum Jünglinge reifenden Knaben so natürlich ist, betastete, besah, prüfte, wählte Georg alles. Seine eben so hastigen Fragen ermüdeten freilich den Sklaven; aber — und das gerade wollte der Listige erreichen — sie be-

stärkten den Verblendeten in der Meinung, daß Georg sich glücklich fühle. Die Hoffnung, daß er sein Vaterland bald vergessen werde, wurde bei dem Sklaven ausgemachte Gewißheit, an sie schloß sich die Hoffnung einer reichen Belohnung, wenn er seinem Sultan diese Aussicht mittheilte. Freilich wurde dies alles ganz anders, da Georg allein war, da jener Späher ihn mit dem Anbruch der Nacht verließ. Da fühlte Georg ganz das Drückende seiner Lage; aber mehr noch als dies, die traurige Vorstellung von einer Zukunft, wie sie seinem Vaterlande bevorstehe, das traurige Loos, das seinen Eltern drohe. Seine Thränen flossen häufig; er sah alle die Gefahren und wußte nicht, wie er ihnen vorbauen könne. In seiner aufgeregten Einbildungskraft kam er gar auf den Entschluß, bei der ersten Gelegenheit den Tyrannen zu morden; ein Entschluß, den er ausgeführt haben würde, hätte ihn nicht die Vorstellung abgehalten,

daß diese That, mochte sie noch so gut gelingen, keine weitern Folgen, als die beschleunigte Sklaverei Albaniens — den beschleunigten Mord seiner Eltern — haben könnte. Der Verzweiflung war er nahe; im Innern glühete er, und es war wahrlich kein leichtes Kunststück, eine solche Glut zu bändigen und von der ungewissen Zukunft zu erwarten, was die gewissere Gegenwart nicht gewähren konnte. Schrecklich mußte ihm in diesem Kampfe die Nacht hingehen.

Am Morgen hörte er kaum den Ruf des türkischen Imans zum Gebete, als er aufsprang und gleichsam in seine Verkleidung, in seine Maske schlüpfte. Jener Sklav kam, als Georg den Anzug eines Janitscharenofficiers angelegt hatte und so eben die Waffen wählte, die diesem Anzuge am angemessensten sind. Er bemerkte anfänglich kaum die bedenkliche Miene des Sklaven, der ganz das Ansehen hatte, als wolle oder müsse er dem Jüngling eine

traurige Nachricht bringen. Georg würde nicht danach gefragt haben, hätte der Schwarze es ihm nicht so nahe gelegt.

»Du warst gestern heiterer,« sagte Georg. »Weshalb sehe ich Dich heute trauriger?«

»Vielleicht wirst Du es noch mehr, wenn ich Dir den Grund meines Kummers entdecke.«

»Wird man mir vielleicht diese herrlichen Geschenke wieder nehmen?«

»O, das ernste Schicksal hat Dir schon mehr genommen!«

Georg blickte den Sklaven forschend an. Er fühlte im voraus, daß er eine furchtbare Nachricht hören werde und wappnete sich schon mit aller nur möglichen Geistesgegenwart, um die Empfindungen nicht laut werden zu lassen, die die zu fürchtende Nachricht bewirken mußte.

»Einer Deiner Brüder ist todt. Man fand ihn todt auf seinem Lager.«

Georg fuhr zusammen. Diese Nachricht hatte er nicht gefürchtet. Er überließ sich seinem Schmerze; denn das konnte er berechnen, daß man es unnatürlich finden würde, ließ er bei seines Bruders Tode keine Betrübniß merken. Mit zusammengeschlagenen Händen ging er im Zimmer auf und nieder, seine Thränen flossen.

»Wo ist denn meines armen Bruders Leiche? Ich werde sie doch sehen?«

»Nein. Der Bewohner des Pallastes, der einer Leiche sich nähert, ist unrein; er darf in Jahresfrist dem Sultan sich nicht nähern. Auch ist Dein Bruder schon begraben!«

»Schon begraben? Er war doch gestern noch ganz gesund? Wie kommt es, daß er heute schon begraben ist?«

»Der große Prophet fodert Einen plötzlich auf, das Leben zu verlassen, wenn Andere vergebens nach ihrem letzten Augenblicke seufzen.«

»Ja plötzlich genug ist mein armer Bruder gestorben! Aber warum ist seine Leiche nicht zu meinen Eltern gesandt?«

»Gesetze verbieten dies.«

Georg war jetzt in einem doppelt angreifenden Kampfe. Er mußte seine eigene Empfindung verläugnen und durfte den Schmerz, den er fühlte, nicht so äußern, wie er ihn wirklich empfand. Davon fiel ihm kein Zweifel ein, daß sein Bruder nicht ermordet sey; nur wer hatte ihn gemordet? Was für einen Grund zu einer so schändlichen That konnte man haben? Diese Fragen beunruhigten ihn.

Georg hatte ganz recht gefürchtet. Der Tyrann hatte sich schon durch des Gemordeten Benehmen bei der ersten Unterhaltung beleidigt gefunden; noch mehr mußte dies der Fall seyn, da der spähende Sklav die Nachricht brachte, daß der junge Prinz mit empörender Gleichgültigkeit auf alle die Geschenke des Sultans gesehen, daß er sie

kaum eines flüchtigen Blickes gewürdigt habe. — »Man vergifte ihn!« war der Ausspruch des Tyrannen, und ehe eine Stunde verging, trank der Unglückliche statt erquickenden Wassers — plötzlich tödtendes Gift.

Hinopferungen dieser Art mußten wohl zu den seltenen im Pallaste eben nicht gehören; denn Keiner sprach darüber und Georg würde seines Bruders Tod vielleicht erst nach Jahren erfahren haben, wäre nicht sein Sklav in eben dem Augenblicke vor des Unglücklichen Zimmer vorbei gegangen, als man dessen entstellte und aufgeschwollene Leiche aus der Thür zog. Mehrere andere dazu bestimmte Sklaven schoben den Leichnam in einen Sack, vielleicht bekam der Unglückliche nicht einmal einen Sarg; vielleicht warf man seine Leiche bloß in den neben den Mauern des Pallastes hinfließenden Strom. Mehrere Beispiele, besonders an Christen bewiesen, bezeugten dies.

Georg hatte alle Mühe, sich in Fassung

zu erhalten. »Aber,« sagte er, »warum trennt man uns Brüder? Der Verstorbene lebte gewiß noch, wenn er nicht in der Stunde seines Todes allein gewesen wäre. Wahrscheinlich tödtete ihn ein Zufall, den man hätte abwenden können. Ich weiß zwar, daß ihr Muhamedaner an ein unvermeidliches Schicksal glaubt; allein das Schicksal wird doch so unerbittlich nicht seyn, daß es ein Wort mit sich sprechen ließe, und daß man nicht meinen armen Bruder durch Hülfe eines Arztes hätte retten können. Ungleich besser wäre es, man wiese uns allen Eine Wohnung an.«

Der Sklav ermangelte nicht, seinem Gebieter die Nachricht zu geben, daß Georg zwar den Tod seines Bruders tief fühle, daß ihm aber nicht entfernt einfalle, eine Ermordung, eine Vergiftung zu vermuthen, und daß daher auch nicht die leiseste Klage über den Großsultan über seine Lippen komme. Mit Vergnügen hörte Amureth

dies alles, selbst gegen den Wunsch, die Brüder nicht länger zu trennen, war er nicht gefühllos. Gewiß hätte er sie vereinigt, hätte nicht das eigene Benehmen der beiden Andern diesen Wunsch selbst vereitelt. Sie konnten die Nachricht von ihres Bruders Tode nicht mit der Ergebung tragen, mit der Georg sie hörte; sie waren nicht so Herr über sich, daß sie hätten schweigen und ihre wahren Gefühle verbergen können. Beide hatten die Unvorsichtigkeit, zu der freilich der Schmerz sie hinriß, laut ihre Vermuthung zu äußern, daß ihr Bruder auf höhern Befehl ermordet sey; laut warfen sie in ihrem Schmerze dem spähenden Diener vor, daß Amureth, oder die, in deren Händen ihr Schicksal stehe, Mörder wären. Auch dies erfuhr Amureth; kein Wunder, wenn man beide Brüder am andern Morgen todt auf ihren Polstern fand.

Freilich hatte Georg es mehr als jemals nöthig, sich zusammen zu nehmen, um

sich und sein Gefühl nicht zu verrathen. Freilich mußte er ernstlich daran denken, daß jetzt von seinem Benehmen und seiner Verstellung das ganze Leben und die Sicherheit seiner Eltern abhinge; daß selbst bei der geringsten Unvorsichtigkeit sein Leben und mit ihm die Erreichung seiner großen Pläne verloren sey, um seiner einmal übernommenen Rolle treu zu bleiben; aber es glückte.

»Sonderbar bleibt es doch,« sagte er unter Thränen, »wie ein Unglück dieser Art auf unserer Familie ruhen kann! In zwei Tagen drei Brüder zu verlieren? Alle Drei an einer unerklärbaren Krankheit?«

»Siehst Du, Prinz Georg, das ist eben das unerklärbare Schicksal, das wir Muhamedaner annehmen, das ihr Christen verwerft. Entgehen kann ihm der Mensch nicht, er mag es anfangen, wie er will. Deinen Brüdern war der Tod durch Schlagfluß vom Schicksal einmal zuerkannt, und sie würden diesen Tod auf die bestimmte Stunde

haben leiden müssen, und wenn sie mitten im Kreise ihrer Familie gewesen wären, oder wenn man alle Aerzte zusammen gerufen hätte!«

»Die Reihe wird ja an mich auch kommen!«

»Wer kann das wissen? Eben das unbedingte Schicksal, das Deine Brüder so unerwartet hinriß, kann mit Dir andere Absichten haben, die ganz von dem, was Deine Brüder traf, verschieden sind.«

»Andere Absichten?« antwortete Georg lächelnd. »Vielleicht eine andere Todesart? Eine Todesart, die langwieriger und qualenreicher ist?«

»Vielleicht auch eben so Ehrenstellen, Glück und Vorzüge. Sieh, Prinz, nach unserm Glauben trifft so etwas den Sterblichen, ohne daß er etwas dazu beiträgt. Du verlorst Deine Brüder; wer nahm sie Dir? das unbedingte Schicksal. Mit Dir kann eben dies Schicksal, das Dir Deine

Brüder aus dem Wege räumte, die Deinem Glücke vielleicht hinderlich waren, ganz andere Absichten haben. Ich verdenke Dir es gar nicht, wenn Du traurig über den Tod Deiner Brüder bist; wer weiß, ob Du nicht einst dem leitenden, Alles beherrschenden Schicksale dafür dankst? Das Auge des Sterblichen ist zu schwach, um das Zukünftige vorher zu sehen; das geht Fürsten mit ihren Reichen, Vätern mit ihren Familien so. Man irrt sich in nichts so sehr, als in seinen Schicksalen.«

Der Sklav, der hier den Bekehrer machte, verließ Georg.

Mit verbissener Wuth blieb dieser letztere im Zimmer zurück. Seine Gedanken vertraute er der Sprache nicht; wußte er doch nicht, ob nicht jedes Selbstgespräch, ob nicht jede Aeußerung gehört werde, ob man nicht mit spähender Aufmerksamkeit darauf höre. Aber was er jetzt dachte? Seit der Nachricht vom Tode seiner beiden übrigen Brü-

der war er noch nicht allein gewesen. Jetzt, da der Türke ihn verließ, konnte er erst ungestört über seine Lage nachdenken. — »Ja, ja!« dachte er, »Du hast Recht, wenn Du sagst, Fürsten selbst wissen nicht, was ihnen bevorsteht. Amureth! Amureth! Du spielst ein gewagtes Spiel, ein Spiel mit einem Verzweifelten, der Rachsucht fühlt!«

Mit stiller Traurigkeit, die durch kein Wort sich äußert, ging Georg in der Kleidung eines Janitscharen im Garten auf und nieder; mit Absicht nahm er die Miene der stillen Trauer, des tieffühlenden Kummers an; er wußte, daß er am besten dadurch täuschen könne. Mehrere der höhern Hofbedienten redeten den Unbekannten an; offen und redlich waren Miene und Worte, mit denen ihnen Georg den Kummer seines Herzens enthüllte. Weinend saß er an einem der zum Baden eingerichteten Bassins des Gartens; jeder der Vorbeigehenden suchte den Kummer des trefflichen, schönen Jüng-

lings zu mildern. Georg behielt die Miene des tiefsten Kummers; aber nicht Ein Wort entschlüpfte seinem Munde, nicht Eine Aeußerung, die den Gedanken, den Georg so sehr verbarg, verrathen hätte.

Der Ort, an dem er sich jetzt befand, war einer der schönsten des Gartens. Amureth selbst pflegte ihn öfter zu besuchen, wenn er von seinen weit aussehenden Plänen, von seinen Regierungssorgen und — von seinen Grausamkeiten Erholung wünschte. Auch heute war es das Werk des Zufalls, daß Amureth sich hier in einer Grotte aufhielt, in der seiner Meinung nach Niemand ihn bemerke; jetzt sah er, daß Georg in der Kleidung des Janitscharen kam, daß er sich auf den Rand des Bassins niederwarf; jetzt glaubte Amureth, am besten den Jüngling beobachten zu können. Wie leicht war es, daß die Einsamkeit seine Gefühle so verstärkte, daß sie Worte, daß sie Sprache wurden.

Möglich, daß Georg den Sultan gesehen hatte; möglich, daß er auch nur einen seiner Verräther in der sorgfältig verschlossenen Grotte vermuthete; genug Georg blieb still; Klagen über den frühen Tod seiner Brüder machten den Inhalt seines Selbstgesprächs aus; aber nicht die leiseste Vermuthung eines gewaltsamen Mordes. Einer der Türken gesellte sich zu ihm; das Gespräch kam bald auf den plötzlichen Tod der drei Prinzen. Amureth hatte alle Ursache, mit dem Urtheile zufrieden zu seyn, das der Prinz selbst in dem Augenblicke über ihn fällte, als der Bestochene, der Kundschafter sich Aeußerungen erlaubte, die den Sultan verdächtig machten. Georg bestritt geradezu die Möglichkeit.

Am Abend kam der zu seiner Bedienung bestimmte Sklav. Im Vorbeigehen müssen wir bemerken, daß dieser, wie die Drei, die des Prinzen Brüdern zur Bedienung gegeben waren, keine eigentliche Sklaven,

sondern Vertraute Amureths waren, die sich durch Geschenke oder durch Versprechungen zu dieser Rolle verstanden. Natürlich und erklärbar ist es daher, daß Amureth jede Aeußerung sogleich erfuhr. Diesen Abend trat der Sklav mit einer freundlichen, zuversichtlichen Miene in Georgs Zimmer.

»Nun, Prinz, bist Du immer noch traurig?«

»Möchte wohl den kennen, der mehr Grund dazu hätte, als ich!«

»Als Du, Prinz Georg von Albanien? Freilich, Deine Brüder sind todt; aber diesem Schicksale konnten sie nun einmal nicht entgehen, und wer weiß, wäre nicht ihr Tod in der Zukunft noch ungleich schmerzlicher und angreifender für Dich gewesen. Aber noch mehr, Du hast Ursache, Dich glücklich zu schätzen. Der Großsultan hat heute erklärt, daß er versuchen wolle, ob er das an Dir gut machen könne, was das Schicksal an Deinen Brüdern so übel machte.«

»Was würde ihm der Vorsatz helfen, wenn Euer unbedingres Schicksal mir in den Weg tritt?«

»Ist erst die große Frage, ob es dies thun wird. Es gibt der Beispiele genug, die es beweisen, daß das Schicksal einen Bruder auf Kosten der übrigen hob.«

»Ja. Die Geschichte des türkischen Thrones beweiset es.«

»Wie nun, wenn das Schicksal seine großen, weitaussehenden Pläne mit Dir hätte? seine Pläne, bei denen Deine Brüder Dir nur im Wege gewesen wären? Was würdest Du dann thun?«

»Die günstige Gelegenheit benutzen, um mir einmal nichts vorwerfen zu dürfen.«

»Ganz recht. Höre, Prinz von Albanien, Du bist auf dem Wege, ein großer, ein berühmter Mann zu werden. Das Zeug hast Du ganz dazu. Benutze die Gelegenheit.«

Kaum konnte Georg die Reden des

Sklaven anhören, so zuwider waren sie ihm, und doch, wollte er seines Vaters, wollte er sein eigenes Leben retten, mußte er die Maske behalten.

»Ja, ja, ein berühmter, großer Mann hoffe ich zu werden, Ihr sollt es erfahren!« Mit diesem Gedanken trug er sich, als ihn am folgenden Morgen der Großsultan rufen ließ.

»Wie kann ich den Monarchen am besten für mich einnehmen?« fragte er den Bey.

»Behalt den Anzug, den Du jetzt trägst. Der Sultan sieht Dich gewiß als Janitschar sehr gern, und viel hast Du gewonnen, wenn der erste Eindruck günstig ist.«

Mit erkünstelter Dankbarkeit hörte Georg den Rath des Abgesandten an; mit kluger List befolgte er ihn. Einen schönern Janitscharen konnte man nicht sehen, als Georg war. Sein glühendes, feuriges Auge hatte einen kleinen Anstrich von einer Weh=

muth, über die der Jüngling nicht Herr seyn konnte, aber die sein edles Gesicht sehr hob. Für den so sehr gewandten und geübten Körper mußte gerade diese Kleidung, die alle seine Reize hob, die passendste seyn. Mit innigem Wohlgefallen blickte Amureth, blickten seine Großen auf ihn, der wie ein Kriegesgott dastand.

Amureth betrachtete ihn mehrere Minuten und mit jedem Augenblicke vermehrte sich das Vertrauen, das er einmal auf diesen Jüngling gesetzt hatte. Endlich sagte er: »Georg, Du bist hier an meinem Hofe schon hart vom Schicksale geprüft. Niemand nimmt mehr Antheil daran, als ich, und ich werde versuchen, ob ich nicht im Stande bin, das alles, was Du in den wenigen Tagen hier trugst, Dir zu ersetzen. Du weißt es vielleicht nicht, wie sehr ich der Freund Deines Vaters bin, wie sehr ich es von Deinen vollendeten Brüdern war. Habe Du unbedingtes Zutrauen zu mir; Du wirst

mir von diesem Augenblicke an näher stehen; Dein Glück steht ganz in Deiner Hand; Dein Betragen bestimmt es.«

Georg neigte sich tief. Er stammelte einige Redensarten von inniger Dankbarkeit, von unbedingtem Gehorsam, indeß seine Seele keinen andern Gedanken kannte, als den: »Könnte ich nur diesen Dolch in Dein verbrecherisches Herz stoßen!« Amureth nahm jeden seiner Ausdrücke für die reinste Wahrheit; selbst die Verlegenheit, die Unruhe, in die dieser innere Kampf den Entschlossenen versetzte, hatten in Amureths Augen das Gepräge der Bestürzung, der Verwunderung, in welche eine unerwartete Wohlthat den Glücklichen, den Dankbaren zu versetzen pflegt. Georg bekam Freiheiten, die selbst der vornehmere Mahomedaner nicht zu erwarten hatte.

Nach dem Gebrauche der türkischen Sultane hatte auch Amureth außer seiner Gemahlin eine Menge von Geliebten, die

den einen Theil des Pallastes bewohnten. Alle diese wurden als ein Heiligthum des Sultans betrachtet; jede Annäherung, oder nur jeder Versuch dazu zog qualenvollen Tod nach sich; daher läßt sich der Umstand in der Geschichte eines solchen Harems erklären, daß man nie von einem eigentlichen Liebesverständniß mit einem Fremden hörte. Die unglücklichen Geliebten des Sultans wurden von einer großen Anzahl Verschnittener bedient und bewacht. Große, unübersteigliche Mauern schloßen den Theil des Pallastes ein, der zu ihrer Wohnung diente; eine ähnliche Mauer umzog den Garten, der zu ihren Spaziergängen bestimmt war; eine Menge von Wachen und Posten sicherten jeden Zugang zu diesem Zwinger, und die Köpfe der Unglücklichen, auf den Mauern steckend, warnten Jeden, indem sie ihm ein gleiches Schicksal voraussagten.

Aus allen Gegenden des türkischen Reiches wurden die unglücklichen Geliebten

zusammengebracht; aus den Gefangenen in eroberten und geplünderten Ländern wurden die jüngsten und schönsten der Töchter ausgesucht und zu diesem glänzenden Elende aufgeopfert. Amureth war weniger Wollüstling. Seine Begierde nach Eroberungen ließ diese Leidenschaft nicht aufkommen. Von den Hunderten seiner Geliebten hatte er kaum den zehnten Theil persönlich gesehen, und fast ganz gegen die Gewohnheit der Sultane hatte er Eine ihm förmlich übergebene Gattin, die Tochter des Fürsten Georg von Servien, eines Tyrannen, wie Amureth selbst es war, dem er aber an Macht sehr nachstehen mußte.

Amureths Gemahlin war eine der Edlern ihres Geschlechts; sowohl der Vater als der nachherige Gemahl waren ihrer unwürdig. Sie liebte einen der Vornehmen an ihres Vaters Hofe; vielleicht würde ihr Vater diese Verbindung noch gebilligt haben, als der wildere, stolzere Amureth durch Servien

zog und hier die schöne, funfzehnjährige Isabella erblickte. Ihre Reize siegten über den Sultan. Georg war gezwungen, seine Tochter an den mächtigen Sultan zu geben; die Arme selbst wurde nicht gefragt. Ob sie glücklich oder unglücklich sey, das kümmerte einen Despoten, wie Amureth war, nicht. Hatte er doch seine Absicht erreicht, und diese bestand nicht darin, durch Isabellens Herz glücklich zu werden, sondern durch die Verbindung mit ihr einen desto sicherern Anspruch auf Georgs schönes Servien zu erlangen.

Amureth hatte jetzt so viel Zutrauen zu seinem neuen Freunde, dem Prinzen Georg von Albanien, daß er diesem sogar verstattete, seine Gemahlin zu sehen und zu sprechen. Eifersucht in der Liebe war dem Despoten fremd; nur in Hinsicht der Macht anderer Fürsten fühlte er Eifersucht. Er selbst führte den Prinzen in die Zimmer seiner Gemahlin, der freilich ein solches gesetzwidri-

ges Benehmen etwas auffiel, die sich aber bald beruhigte, als sie in dem jungen, schönen Janitschar den Prinzen Georg, den Sohn der Jugendfreundin ihrer eigenen Mutter, kennen lernte. Mit wenigen Worten sagte ihr Amureth, daß das Geschick dem liebenswürdigen Prinzen zu arg mitgespielt habe, daß seine drei Brüder plötzlich gestorben wären, und daß er, der Sultan, es nun für seine Pflicht halte, an dem Prinzen alles das gut zu machen, was das Schicksal ihm Ernstes und Hartes zugefügt habe.

Mit Erstaunen hörte Isabella diese Worte; aber noch größer mußte ihre Verwunderung seyn, als Amureth hinzusetzte, daß auch sie dazu beitragen solle, die Härte des Looses eines so unglücklichen Jünglings zu mildern.

»Der Prinz Georg steht völlig in den Rechten meiner Söhne,« setzte Amureth hinzu. »Er kann den Pallast und jedes Zimmer, selbst die Deinigen, besuchen, wenn er

will.« — Eine Sprache dieser Art aus dem Munde eines Sultans, der Stolz, Erobe=rungssucht und Ansehen mit einander ver=band, wie Amureth es that, mußte der Sul=tanin auffallen. Sie wartete mit Sehn=sucht auf den Augenblick, in welchem Amu=reth sie verließ. Georg blieb zurück. Hatte ihn das ganze räthselhafte Benehmen des Sultans in Verlegenheit gesetzt, so mußten es die mit Gewalt zurückgehaltenen Thränen der Sultanin, die jetzt um so reichlicher flossen, noch mehr thun. Isabelle war sehr schön, sie war mit Georg von einem Alter; öfter schon hatten Beide von einander ge=hört, gesehen hatte Keiner den Andern; jetzt entstand in Beider Herzen jene theilnehmende Aufmerksamkeit, die gewöhnlich den Weg zu inniger Verbindung zu bahnen pflegt. Georg war nie so schüchtern, nie so ängst=lich gewesen, als er es diesen Augenblick war. Isabelle war nachdenkend und still. Sie schien nicht zu wissen, wie sie ein Ge=

sprach anfangen sollte. Endlich fragte sie: »Ihr habt hier schon drei Brüder verloren?«

»Ja, und zwar auf eine unbegreifliche Art.«

»Wenn auch der Tod selbst so gar unbegreiflich nicht ist, so muß doch jedem Menschen von einigem Gefühl die Bosheit unbegreiflich seyn, die einen Mord von dieser Art veranstalten kann.«

Georg sah die Sultanin mit immer steigender Aufmerksamkeit an. »Mord? saget Ihr nicht so?« Georg blickte bei dieser Frage, die er eigentlich nicht deshalb that, um belehrt zu werden, der Sultanin schärfer ins Gesicht. Ihm entgingen die Thränen, die ganze Bewegung der Trefflichen nicht. Ihre Theilnahme an dem Schicksale seiner Brüder rührte ihn. »Und Ihr beweint die Unglücklichen?«

»Wer wäre an diesem Hofe nicht zu beweinen! An Euch, Prinz Georg, wird die

Reihe mehr als zu früh kommen. Erfüllt Ihr des Sultans Pläne nicht, so ist Euer Tod gewiß. Ob Ihr es Euch selbst werdet verzeihen können, wenn Ihr sie erfüllt, bezweifele ich.«

Georg wurde mit jedem Worte unruhiger. »Ich bitte Euch, Sultanin, unsere Mütter waren ja die ersten Freundinnen, erklärt Euch deutlicher. Gebt mir Gewißheit über des Sultans Pläne, über mich selbst.«

»Und die sollten Euch fremd, Euch unbekannt seyn? Ihr seyd hier, was ich hier bin, eine Geißel für die Unterwürfigkeit Eures Vaters! Mein armes Vaterland, das schöne Servien, wird nächstens fallen, alsdann kommt die Reihe an Albanien; und damit unsere Väter nicht etwa auf den Gedanken kommen, sich Amureths Befehlen zu widersetzen, sind wir hier die Gefangenen. Bei dem geringsten Versuch überbringt ein Spahis unsere abgeschla=

genen Köpfe an die Väter. Der Anfang ist schon gemacht; Eure armen Brüder hat der Sultan morden, hat sie vergiften lassen. Sie standen seinen Plänen mit Euch im Wege.«

»Pläne? Sultanin, Ihr sprecht von Plänen! Wie könnte der Sultan mich, gerade mich dazu gewählt haben? Ich bin ein sehr gewöhnlicher Mensch von schlichtem Verstande; höchstens besitze ich etwas mehr Kühnheit, als ein nicht ganz verzagter Mensch aufzuweisen hat, etwas Körpergeschick.«

»Der Sultan kennt Euch besser. Ihr werdet beobachtet, und ich will Euch, wenn Ihr es verlangt, sogar die Unterredungen wiederholen, die ihr mit Eurem Diener, einem in's Sklavenwams gekleideten Günstlinge Amureths, gehalten habt.«

»Sultanin, Ihr setzt mich in Erstaunen!«

»Ich glaube es gern; Ihr dachtet Euch

unter dem Sklaven, der Euch bediente, eine jener anschmiegenden, Jedem schmeichelnden und es mit Keinem redlich meinenden Creaturen, von denen Amureths Hof wimmelt. Ihr glaubtet, daß vielleicht durch die dritte oder vierte Hand der Sultan Eure Aeußerungen erfahren könnte, und waret deshalb klug genug, die Maske der willigen Fügung, der unbedingten Ergebung anzulegen. Ihr habt die Rolle bis jetzt gut gespielt und vielleicht deshalb so gut, weil Ihr einen gewöhnlichen Sklaven vor Euch zu haben glaubtet, mit denen es so vieler Umstände nicht bedarf. Vielleicht hätte es Euch etwas ängstlich, etwas verlegen gemacht, wenn Ihr den Spion gekannt hättet; Ihr hättet Euch vielleicht verrathen und — Eure Leiche schwämme jetzt dem Meere zu, wie die Leichname Eurer Brüder. Amureth ist Euretwegen außer aller Besorgniß. Der Anfang zur Ausführung seiner weitaussehenden Pläne ist gemacht; Ihr genießt das un=

bedingte Zutrauen des Tyrannen. Ihr seht mich mit Verwunderung an? Wozu die Verstellung, Prinz Georg? Gegen mich könnt Ihr offen und zutraulich handeln. Sind wir doch Beide in einer Lage, und müssen wir doch Beide dem Tyrannen in die Hände arbeiten. Unser Vaterland ist verloren, das meinige ist es schon, das Eurige wird es seyn.«

Es würde hier zu weit von der eigentlichen Geschichte ableiten, wenn wir diese erste Unterredung, die der treffliche Georg mit der Sultanin hatte, ganz aus einander setzen wollten. Wir wollen statt dieser weitern Auseinandersetzung bloß den Inhalt, bloß die Folge dieses merkwürdigen Gespräches anführen. Die Sultanin entwarf mit seltenem Zutrauen dem Prinzen die Geschichte ihres Lebens; es war bis zu dem Augenblicke glücklich gewesen, als Amureth sie sah, und der schwache, bedrängte und von aller auswärtigen Hülfe verlassene Vater

dem mächtigen Tyrannen der Tochter Hand nicht weigern durfte. Jetzt hatte Amureth von Isabellens Vater die Abtretung Serviens verlangt; die Fürsten wußten aus Erfahrung, daß Amureth bei solchen Forderungen unerschütterlich war. Isabellens Vater hatte, im Vertrauen auf den Einfluß seiner Tochter, sich geweigert, und jetzt war der Krieg gegen Isabellens Vater, den Fürsten Georg, beschlossen; der Ausgang konnte nicht zweifelhaft seyn. Mit Angst sah ihm die unglückliche Sultanin entgegen. Isabelle erzählte weiter, daß sie den muhamedanischen Glauben äußerlich habe annehmen müssen und setzte hinzu, daß der Sultan diese Forderung auch an den Prinzen thun werde. »Ihr werdet dazu gezwungen werden, wie ich dazu genöthigt wurde. Wollt Ihr Euer Leben retten, so bleibt Euch keine andere Wahl. Ich selbst rathe Euch dazu,« schloß sie ihre Anrede.

Georg war hingerissen. Mit völlig

unbedingtem Zutrauen entwarf er das Gemälde seines Lebens und schilderte besonders jene Mitternachtsstunde, in welcher sein Vater ihm den Eid abgenommen hatte. Er entdeckte der Sultanin eben so offenherzig, daß es seine einzige Absicht sey, sein Vaterland zu befreien, und wenn er dazu auch die furchtbarsten Mittel gebrauchen solle.

»Ich konnte dies von Euch erwarten, war der Sultanin Antwort. »Aber Ihr erreicht diesen Zweck nur durch Annahme des muhamedanischen Glaubens. Amureth wird Euch vielleicht eine kurze Zeit die Weigerung des Anmuthens verzeihen; längere Verweigerung zieht Euern Tod nach sich. Zum Glück ist der Monarch so tolerant, daß er mit dem Aeußern ganz zufrieden ist. Ob Ihr im Herzen ein Christ bleibt, das ist ihm einerlei; er fragt nicht danach, und wenn Ihr in Eurem ganzen Leben keine Moschee besucht, und wenn Ihr nichts als Wein trinkt.«

Georgs Vorsatz, ein Christ zu bleiben, wurde durch diese Aeußerung um ein Großes erschüttert. Er fühlte nicht mehr jene ängstliche Bangigkeit, da er hörte, daß er bloß die Schaale, nicht aber den Kern ändern solle; da er einsah, daß er ohne diese scheinbare Aenderung unmöglich seine größern Pläne auszuführen im Stande seyn werde, und da, was allerdings auf seinen Entschluß viel wirken mußte, alle diese Scheingründe aus dem Munde einer schönen, einer sich unglücklich fühlenden und wirklich tugendhaften Sultanin kamen.

Noch an diesem Tage sprach er mit dem Sultan, der sehr für ihn eingenommen war. In der Kleidung des Janitscharen mußte er den Monarchen auf einem Spazirritt begleiten. Georg bemerkte, daß Amureth mit besonderem Wohlgefallen auf ihn sah.

»Noch eins fehlt Dir, mein Sohn,« sagte Amureth. »Du kannst und wirst einer der berühmtesten Männer werden, wenn Du

Dich zu etwas entschließen könntest, das ich, als Dein Wohlthäter, von Dir fodere.«

»Alles! Beherrscher der Gläubigen. Fodere von mir, was Du willst, nichts soll mir zu schwer seyn.«

»Aendere Deinen Glauben, nimm den unsrigen an!«

»Gott im Himmel, daran habe ich nicht gedacht!« antwortete mit erkünsteltem Erstaunen der Jüngling. »Laß mir meinen Glauben, mächtiger Monarch. Er ist mein väterlicher Glaube; ich gelobe Dir auch als Christ alle Treue.«

»Ich verlange dies nicht meinetwegen. Ich fodere es um Deines eigenen Glückes willen. Meine Großen möchten es blutig an Dir rächen, wenn Du Deinen Glauben beibehieltest.«

»Ich bitte Dich, mächtiger Beherrscher, gönne mir diesen Glauben.«

Amureth lächelte. »Verlange ich denn Aenderung Deines eigentlichen Glaubens?«

sagte er. »Glaube Du, was Du glauben willst; halt Du für wahr, was Dir gefällt. Nimm Du meinetwegen eures Papstes oder eines jüdischen Hohenpriesters Meinungen als ausgemacht erwiesen an; glaube Du alle die Geschichten eurer Heiligen und eurer Märtyrer, das alles ist mir einerlei. Ich selbst bin nur in Hinsicht des Glaubens auf dem Reinen, daß ich Länder erobern und ein mächtiger Fürst werden will. Nur in Hinsicht des Aeußern sollst Du Dich als Muhamedaner öffentlich zeigen; im Verborgenen mache, was Du willst. Faste, wie es Dir gefällt; knie vor dem Kreuze und vor euern Heiligen nach Deinem Gefallen; nur öffentlich zeige Dich als Anhänger unsers Glaubens. Mein Volk darf nicht wissen, daß ich so denke; in seinen Augen bin ich der erste Vertheidiger unseres Glaubens, von dem ich so viel weiß, als der Araber, den Du reitest. Der Mufti soll mit einem bloßen Handschlage zufrieden seyn; ich will

ihm schon beibringen, daß Du Deine wichtigen Gründe hast, jetzt Deinen Uebertritt noch geheim zu halten.«

Eine Aeußerung dieser Art hatte Georg kaum erwartet. Jetzt bat er den Sultan, ihm wenigstens einen Tag Bedenkzeit zu lassen; entschlossen war er schon; er fürchtete bloß, des Sultans Vertrauen zu verlieren, wenn er auch in diesem Stücke sich gar zu nachgiebig zeige. Amureth war damit zufrieden. Er äußerte dies und lobte den Prinz, daß er diesen Schritt nicht ohne vorhergegangene Prüfung thun wolle.

Natürlich war dem unternehmenden Jüngling dieser wichtige Schritt auf der Bahn seines Lebens nicht einerlei. Schon das Anmuthen an und für sich selbst mußte sein Herz empören; mehr noch that dies die Aeußerung Amureths über seinen eigenen Glauben. Jetzt sah Georg in ihm nicht mehr den bloßen ländersüchtigen Eroberer, den nach Blute lechzenden Tyrannen; jetzt

sah er in ihm den schändlichen Heuchler, der die Religion zum Hülfsmittel in seinen Bosheiten gebrauchte.

»Was soll ich thun?« fragte er sich selbst. »Gott und Menschen werden und müssen mir verzeihen, wenn ich dem Anscheine nach meinen Glauben verlasse. Gott weiß, ich kann nicht anders zum Ziele kommen. Die Religion und das Vaterland werden ja nicht zu spät einsehen, daß es kein anderes Mittel zu ihrer Rettung gab!« Etwas ernster hatten ihn diese Gedanken gemacht; er behielt diesen Ernst bei, als Amureth ihn rufen ließ. Mehrere der Großen des Divans waren versammelt; der Mufti erschien; mit einer nahe an sklavische Unterwürfigkeit grenzenden Ehrfurcht empfing Alles den Mufti; selbst Amureth beugte sich tief vor dem gewaltigen Oberpriester. Der Sprecher des Divans erklärte der Versammlung, daß des Prinzen Verhältniß es fodere, den Uebertritt zum Muhamedismus noch

einige Zeit geheim zu halten. Die Menge der sonst bei einer solchen Feierlichkeit erforderlichen Zeugen sey daher ganz unnöthig und der große Prophet werde gewiß damit zufrieden seyn, wenn der Prinz in Gegenwart Amureths sein Versprechen in des Mufti Hand ablege. Alle Anwesenden waren um so mehr damit zufrieden, da dergleichen Feierlichkeiten ihnen so schon lästig waren. Gern verließen sie den Saal des Pallastes. Georg ging mit Amureth und dem Mufti in ein abgelegeneres Zimmer. War früher der Sultan sehr tolerant gewesen, so war es jetzt zu Georgs Verwunderung der Mufti noch mehr. Georg sah mit Erstaunen und mit kaum zu verbergendem Unwillen die Vertraulichkeit, die zwischen dem Sultan und dem Mufti herrschte. Von der früher gezeigten Ehrfurcht war keine Spur mehr; man sah auf den ersten Blick, daß einer den andern nöthig hatte, und daß des Sultans Schwert des Mufti Ansehen

stützte, wie der Aberglaube des letztern des Tyrannen Macht.

Georg glaubte, einer Art von prüfender Vorbereitung entgegen zu sehen; aber an alles dies wurde nicht gedacht. Der Mufti nahm die Sache so leicht, wie der Sultan sie genommen hatte, es waren ja keine Zeugen dabei; der Prinz wurde bloß dahin angewiesen, keinen Wein öffentlich zu trinken und nebenbei jährlich am großen Beiramfeste sich in der Moschee sehen zu lassen. Dies Versprechen mußte Georg durch Handschlag zu erfüllen angeloben. Er hatte in allem Ernst Mühe und Ueberwindung nöthig, sein Gefühl zu verbergen. Mit Gewalt hielt er die Thränen über eine solche Unwürdigkeit zurück und kaum hörte er auf Amureths Versicherung, daß es ihm frei stehe, zu glauben, was er wolle. Eine Versicherung, die auch der geschmeidige Mufti ihm gab. Kaum hörte der Bestürzte auf die Ankündigung Amureths, daß er jetzt zum

Capudan der Janitscharen in der ersten Orta ernannt sey.

Die Handlung war vollbracht; Georg war jetzt Türke; er erhielt den vielversprechenden Namen Scanderbeg, oder Fürst Alexander; der Mufti legte jetzt sein Gewand und sein Gesicht in würdevolle, ehrfurchtfodernde Falten und verließ die Beiden. Einer der Vertrauten erschien. Amureth winkte; der Vertraute brachte einige Flaschen des edelsten Weins von Chios.

»Siehst Du, Scanderbeg, wie sehr es mir Ernst mit Mahomeds Gesetz ist?« sagte Amureth, indem er die krystallenen Trinkgeschirre füllte und das eine leerte. Auch Scanderberg trank, obgleich Thränen des tiefsten, bittersten Unmuths den köstlichen Wein vergällten.

Scanderbeg — so nennen wir von jetzt an den Helden dieses Lebensgemäldes — war äußerst unzufrieden mit sich und seinem Schicksal; er fühlte, wie nöthig er es habe,

sich in der Einsamkeit zu sammeln; denn eine Menge solcher Vorstellungen, deren jede einzelne zu seiner Vernichtung hinreichend war, stürmten jetzt auf seine Seele. Der Gedanke, daß er auf eine so äußerst unwürdige Art zum Uebertritt gekommen war; die Vorstellung von seinen Eltern, die jetzt wahrscheinlich den Tod seiner Brüder schon wußten und die jetzt durch seinen Uebergang zum mahomedanischen Glauben fast noch mehr als durch jene Todespost gebeugt werden mußten; das Urtheil der Redlichen in seinem Vaterlande, denen dieser Schritt doch nicht verborgen bleiben konnte; der bittere Tadel und selbst der Fluch seiner Verwandten; die eigenen Vorwürfe, die er, wenn er sie sich jetzt auch noch nicht machte, doch sich gewiß einst werde machen müssen; das Mißtrauen, das jedesmal den, der seinen Glauben ändert, verfolgt; alles dies stand in Riesengestalt vor seiner Seele. Und was hatte er durch alles dies gewonnen? In diesen

ernsten, vernichtenden Gefühlen verließ er den Sultan. Auf seinem Zimmer überdachte er Alles; er war jetzt nicht mehr beobachtet. Alles stellte sich ihm von der angreifendsten Seite vor; gern würde er sein Leben daran gesetzt haben, seine Eltern zu sprechen, und sie, indem er ihnen alle Bewegungsgründe zu einem solchen auffallenden Schritte aus-einander setzte, mit sich auszusöhnen.

In dieser Unruhe, in der er sich befand, und aus deren Labyrinth er keinen Ausweg sahe, wird man dem raschen, entschlossenen Jüngling gern verzeihen, wenn er sich von seiner Beschämung, von seiner Reue zu weit hinreißen ließ; wenn er in seiner feurigen Seele den Entschluß faßte, die ganze Unruhe mit einem Male und auf eine auffallende Weise zu endigen. Der Feind seines Vaterlandes, Amureth, der Mörder seiner Brüder, sollte durch seine Hand fallen; auf der blutigen Leiche des Tyrannen wollte er dann durch einen freiwilligen Tod endigen.

Leicht war dies Vorhaben auszuführen; das unbedingte Zutrauen, mit welchem Amureth den Scanderbeg begünstigt, ließ der Gelegenheiten viele hoffen. Je mehr Scanderbeg über dieses Vorhaben nachdachte, je mehr er die Gefahren und den dadurch zu gewinnenden Ruhm prüfte, desto geneigter fühlte er sich zu der Ausführung. Seinen Selbstmord, so hoffte er, würde die Welt entschuldigen, da das eigene Gewissen ihm wenig Vorwürfe machte. Er war ganz auf dem Wege des Schwärmers, der sich für eine Meinung, für eine Ansicht aufopfert, und wir würden in seinem Gemälde die Geschichte eines Märtyrers seiner Meinung, seiner Grundsätze lesen, hätte nicht ein kleiner, kaum zu bemerkender Umstand in der Hand des Schicksals dazu dienen müssen, dem Ganzen eine ganz andere Richtung, einen ganz andern Ausgang zu geben, und dieser Umstand war der Besuch einer Bittenden, die bei Isabellen war und um ein Fürwort bei Amureth

flehete, damit sie, ehe der Sultan sie sehe, wieder zu ihren sie sehnlichst erwartenden Eltern zurückreisen könne. Die Bittende war eine geborene Servierin. Amureths Späher hatten geglaubt, dem Tyrannen, dem sie so viel Wollust als Eroberungssucht zutrauten, eine Freude mit dem schönsten Mädchen zu machen. Sie hatten Roxanen, so hieß die Geraubte, kaum gesehen, als sie diesen Entschluß ausführten; sie entrissen die Arme ihren Eltern und brachten sie nach Adrianopel. Lange mußte Roxane bitten, ehe man es ihr gestattete, sich der Sultanin zu nähern. Geschah dies einen Tag, eine Stunde früher, so würde Scanderbeg seinen Entschluß ausgeführt haben. So aber mußte an diesem Umstande sich Alles umgestalten. Scanderbeg war mit seinem Entwurfe au dem Reinen; nur noch einmal wollte er Isabelle sprechen; er wollte sie beauftragen, seinen Eltern von allem, was er thun würde, Nachricht zu geben; er wollte sie bitten,

seinen Eltern die Meinung zu benehmen, die sie von ihm in Hinsicht seines Uebertrittes zum Islamismus haben würden, und daß er sein Vaterland gerächt habe.

Ernst, mit einer gewissen Wehmuth, trat er, seinem einmaligen Vorrechte nach, in der Sultanin Zimmer; er fand sie in Thränen; er würde diese mehr bemerkt haben, wäre nicht in dieser Sekunde sein Blick auf die schöne, kniende, weinende Roxane gefallen. Eine Schönheit dieser Art hatte er noch nie gesehen; mit Blitzesschnelle wirkte der erste allmächtige Eindruck auf sein Herz; er vergaß, wer er sey; er dachte nicht mehr daran, was er der Sultanin sagen wollte. Ob Amureth lebe oder todt sey, das alles war ihm einerlei, das alles war aus seiner Seele verwischt.

Wie eine Bildsäule stand der schöne Jüngling da; die Hand vor die Stirn gelegt, betrachtete er das schöne, weinende Mädchen.

»Auch eine Unglückliche, Sultanin?« fragte er Isabellen.

»Wo gäbe es doch hier im Pallaste einen Glücklichen, der noch Thränen hätte!« antwortete die Sultanin und wandte sich zu Roxanen. Sie richtete sie auf. »Sieh diesen guten Jüngling, Roxane; der Sultan ließ seine drei unschuldigen Brüder hinrichten!«

Roxane sah Scanderbeg an; sie erröthete etwas und sagte mit einer schmelzenden Engelstimme: »Gott, was werde ich, ich Arme, noch zu hoffen haben!« Die Worte und der Blick, mit welchem Roxane dies sagte, rissen Scanderbeg ganz hin.

»Worin besteht das Unglück dieses holden Engels?« fragte er und hätte in seinem Taumel die Sultanin beinahe umarmt.

Isabelle machte ihn mit Roxanens Geschichte bekannt.

Er sprang auf. »Noch habe ich den Sultan um nichts gebeten,« sagte er rasch,

»heute wage ich die erste Bitte. Mein Herz macht sie mir zur Pflicht.« Wie ein Pfeil eilte er aus der Sultanin Zimmer.

Roxane besann sich einen Augenblick; da fiel ihr der brennende Blick, das glühende Auge des Jünglings, da fiel ihr seine Ueberraschung bei ihrem Anblicke, seine Verwirrung bei ihrem Ausruf ein; sie warf sich vor der Sultanin nieder. »O Gott, was wird mein Loos seyn?« sagte sie. »Welche Zukunft, wenn ich die glühenden Blicke dieses schönen Jünglings verstand. O, meine Eltern!«

Selbst Isabelle wurde unruhiger; sie fürchtete mit Recht, Scanderbeg werde die schöne Roxane als einen Besitz für sich von dem Sultane erbitten; schwerlich würde Amureth sie dem Jünglinge verweigert haben; sie sah, daß also auf jeden Fall Trennung von den Eltern der Unglücklichen bevorstand. Roxane hielt Scanderbeg für einen Türken, der lange schon im Dienste

des Großherrn als Janitschar stehe; wie fiel es ihr auf, als die Sultanin des Jünglings Geschichte erzählte, als sie ihr die Freundschaft ihrer Mutter mit Scanderbeg's Mutter auseinander setzte; als sie der immer aufmerksamer Zuhörenden erklärte, daß Scanderbeg, trotz seines türkischen Ansehens und trotz seiner Stelle bei den Janitscharen, gewiß noch als Christ denke und handele. Roxane erröthete, ohne selbst zu wissen, warum? bei alle dem, was die Sultanin zu Scanderbeg's Lobe sagte. Sie wußte nicht, daß sie den Edlen schon liebe.

Scanderbeg war indessen bei dem Sultan angekommen; Amureth wunderte sich, daß der Jüngling, der vor einigen Minuten wie ein Stummer von ihm ging, jetzt glühend und feurig wiederkehrte. Scanderbeg trat mit allen Zeichen der tiefen Erniedrigung vor den Sultan. Die Hände über der Brust zusammengeschlagen und mit vorgebogenem Körper stand er da.

»Mächtiger Beherrscher der Gläubigen,« sagte er, »ich wage jetzt die erste Bitte.«

»Sie ist im voraus erfüllt,« sagte Amureth. »Sie betrifft?«

»Eine junge Servierin, die für Deinen Harem bestimmt ist.«

»Und die Du gern haben möchtest? Nimm sie. Ich fürchtete schon, Du würdest mich um eine Provinz bitten.«

»Nein. Ich verlange jene Servierin nicht als Sklavin, gib ihr nur Freiheit, daß sie wieder zu ihren bekümmerten Eltern reisen darf. Wählt Roxane mich dann, will sie hier bei Deiner Gemahlin bleiben, dann bin ich glücklich.«

»Aber wenn sie nun reiset?«

»Dann bin ich unglücklich.«

»Aber, Scanderbeg, das kannst Du ja hindern. Sie soll hier bleiben; sie muß gezwungen werden.«

»Mächtiger Beherrscher der Gläubigen!

ich liebe Roxanen. Ich kann mich nicht von ihr trennen.«

»Gut. Um so besser! Sie sey Dir als Sklavin geschenkt.«

»Sultan, ich liebe sie. War es mir doch in dem Augenblicke, als ich sie sah, als wenn es mir Jemand zuriefe, diese ist deine Geliebte! Und die sollte ich als eine erkaufte Sklavin besitzen? Roxane sollte wider ihren Willen mir als eine käufliche Waare zufallen? Nimmermehr.«

»Aber, Scanderbeg, hältst Du denn das Weib für etwas mehr?«

Scanderbeg schwieg. Er unterdrückte eine Antwort, die dem Großherrn die angenehmste nicht seyn konnte. Nach einigem Nachdenken fragte er: »Aber wenn sie nun zu ihren Eltern will, wirst Du es hindern?«

»Nein! Ich gab Dir mein Wort.«

Scanderbeg eilte nach der Sultanin Zimmer. Freudig erklärte er, daß Amureth

Roxanens Willkühr es überlasse, ob sie bleiben, oder ob sie zu ihren Eltern zurückkehren wolle. Dankbar warf sich das schöne Mädchen an Scanderbegs Brust. Thränen der innigsten Freude entstürzten Roxanens Augen. »O Gottes ganzer Segen über Euch, edler Mann!« sagte sie. »Meine Thränen mögen es Euch sagen, was die Sprache nicht auszudrücken im Stande ist! O Gott! ich sehe meine Eltern wieder!«

Scanderbeg, der siebzehnjährige Jüngling, der zum ersten Male liebte, wußte auf diese Worte nichts zu erwiedern. Mit niedergebeugtem Blick stand er da; er wagte es nicht, Roxanen, die vor Freude außer sich war, anzusehen. »O Gott! meine Hoffnungen!« weiter konnte er nichts sagen; dann ergriff er Roxanens Hand. »Roxane,« sagte er wehmüthig, »lebt wohl. Ihr hinterlaßt hier ein Herz, das nur für Euch schlägt.« Er ließ ihre Hand los; wie ein Schwermüthiger taumelte er aus dem Zimmer nach

dem Garten, um sich hier zu sammeln. — »Was ist das?« fragte Roxane die Sultanin. »Der treffliche Jüngling eilt wie ein Verzweifelnder fort.«

»Und wenn dieser Treffliche nun wirklich zum Verzweifeln unglücklich wäre?«

Mit feuchten Augen blickte Roxane die Sultanin an. »Unglücklich? Zum Verzweifeln unglücklich?«

»Unglücklich durch trostlose Liebe. Er liebt Dich, Roxane, und Du willst ihn verlassen?«

»Muß ich nicht? Erwarten mich nicht Eltern, deren einziges Kind ich bin? Unglücklich durch Liebe zu mir?« Die Arme fühlte es in diesem Augenblicke, daß Scanderbeg ihrem Herzen nicht gleichgültig war. Seine edle, schöne, männliche Gestalt, durch die prächtige Kleidung und den schönen Anstand gehoben; sein glühendes Auge; seine redliche, aber entschlossene Miene; die Thräne, die in seinen feurigen Augen glänzte; alles

dies mußte ein gefühlvolles Mädchen, wie Roxane war, schon sehr einnehmen. Mehr noch that dies das Lob, das ihm die edle Sultanin beilegte; die Emsigkeit und die Theilnahme, mit welcher Scanderbeg der Geraubten die Freiheit verschafft hatte. Gegen Vorzüge dieser Art kann und wird nie ein Mädchen gleichgültig bleiben.

Mit weinenden Augen und mit zusammengeschlagenen Händen stand Roxane, mit sich selbst kämpfend, da. Das Glück ihrer Freiheit hatte sie kühner gemacht, wie sie es als Unglückliche, über deren Schicksal ein undurchdringlicher Schleier hing, seyn konnte. Mit kindlicher Zuversicht ergriff sie der Sultanin Hand. »Was thue ich? Warum gestehe ich es Euch nicht, daß der edle Jüngling meinem Herzen in dem Augenblicke werth wurde, in dem ich ihn sah! Aber meine Eltern!«

»Und könntest Du nicht beides vereinen? Du wirst doch nicht ohne Begleitung in

dein Vaterland reisen, und wer könnte diese besser übernehmen, als Scanderbeg?« Roxane glühete wie eine Rose, da sie diese Worte hörte; die Freude leuchtete aus ihren Augen. Sie warf sich der Sultanin in die Arme; weinend gestand sie, daß sie dies wünsche.

Im weitern Gespräche darüber begriffen, bemerkten Beide nicht, daß Amureth in das Zimmer gekommen war. In den damaligen Zeiten war die strenge ceremonielle Ordnung am Hofe des Sultans noch nicht eingeführt. War gleich der Harem Jedem verschlossen, so waren es doch den Sultanen die Zimmer der ersten Gemahlin nicht. Selbst die Vertrautern des Sultans konnten mit weniger Schwierigkeiten sich dem Zimmer der Sultaninnen nähern und mit ihnen über Regierungsgeschäfte, über Krieg und Frieden sich berathen. Oft waren diese ersten Sultaninnen entschlossener und umsichtiger, als die weibischen Sultane selbst, die

öfter die ganze Zeit ihrer Regierung in dem Harem zubrachten. Eben daher läßt es sich auch erklären, wie fast alle Rebellionen, alle Thronentsagungen und andere wichtige, für das Reich einflußreiche Verhandlungen gewöhnlich von den Zimmern der Sultaninnen ausgingen. Hier war das Ende des Fadens, der des Reiches Schicksal lenkte. War nun vollends der Sultan ein kriegerischer, eroberungssüchtiger Despot, wie Amureth es war; dann wurde es vollends in dem Theile des Pallastes, den der Sultan bewohnte, mit der strengen Etikette so genau nicht genommen; dann war die strenge, abgemessene Hofsitte eine Nebensache, gegen die Niemand mehr sündigte, als der Sultan selbst. Mehrere christliche Höfe geben in Hinsicht dieses Hofceremoniels weit belachenswerthere Belege.

Roxane bemerkte des Sultans Gegenwart zuerst; im Gespräch über Scanderbeg begriffen, hatte sie alles vergessen, was sie

umgab. Zitternd warf sie sich vor dem mächtigen Monarchen nieder; sie wollte ihm für das unschätzbare Geschenk der neuerlangten Freiheit danken, als der Sultan die schöne Bittende genau ansah. Was er in diesem Augenblicke empfand, hatte er noch nie gefühlt. Freilich war er ein Mann von vierzig Jahren; aber was entscheidet Alter bei stürmischen Aufwallungen? Die Töchter seines ganzen ausgebreiteten Landes waren sein Eigenthum, wenn er sie foderte; aber keine von allen diesen war mit Roxanen zu vergleichen. Mit einer nie in dem Grade gefühlten Begierde blickte der in einen Wollüstling umgewandelte Tyrann auf das schönste Mädchen, das vor ihm bittend kniete. Zärtlich hob er Roxanen auf; mit schmeichelnden Worten versuchte er es, sie zu beruhigen, und die Arme erschrak bei der Gluth, die in Amureths Augen lag und die durch keine Schmeicheleien, durch keinen erzwungenen sanften Blick bedeckt werden konnte. Der

Mann war ganz ein Spiel seiner glühenden Leidenschaft. Warum er jetzt das Zimmer plötzlich verließ, würde unerklärbar seyn, wenn man nicht den Grund seines Weggehens in der Absicht findet, daß er überdenken wollte, wie er es nun mit Scanderbeg halte, dem er diese schöne Beute versprochen hatte.

Niemand war unruhiger als die Sultanin. Sie hatte das Herz des Sultans durchschaut; sie verstand, was sein Benehmen verrieth; sie sah die glühende, zehrende Liebe des Sultans zu Roxanen.

»Um Gotteswillen, Roxane!« sagte sie. »Jetzt fürchte ich für Dich! Jetzt bist Du unglücklich!«

»Ich? Ich unglücklich? Und der Großherr blickte mich so gnädig an?«

— Natürlich war diese Aeußerung. Das vierzehnjährige Mädchen, das überdies in seiner Freude jetzt Alles von der angenehmen Seite ansah, konnte des Monarchen Herz

nicht so durchschauen, wie Isabelle es konnte. Der Sultanin Rede machte Roxanen unruhig. Sie fragte nach näherer Erklärung.

»Scanderbeg liebt Dich, Du liebst ihn; aber ich sehe schon das Gewitter über Euch aufsteigen. Der Großherr liebt Dich, oder dürstet wenigstens nach Deinem Besitze, und Scanderbeg wird seine Liebe mit dem Leben bezahlen.«

Roxane war außer sich. Sie gestand der Sultanin, was diese gleich auf den ersten Blick gesehen hatte, daß sie den schönen Jüngling liebe; sie bat die Sultanin um Schutz, um ein unterstützendes Fürwort.

»Das möchte Dir und Deinem Geliebten mehr schaden als nützen,« war der Sultanin Antwort, die freilich dem armen Mädchen wenig Trost geben konnte.

Amureth glühete wirklich für Roxanen. Was würde er darum gegeben haben, hätte er sich nicht durch sein Wort dem Günstlinge so verbindlich gemacht. Einsam

blieb er auf seinem Zimmer, er wollte überlegen, wie er sich am ehrenvollsten in dieser Sache zu nehmen habe und überdachte nichts; denn immer stand das Bild des schönsten Mädchens vor seiner Seele und in seinem glühenden Herzen jagte eine wollüstige Vorstellung die andere. Auffallen mußte es seinen Heerführern, die jedesmal mit Todesfurcht sich ihm naheten, da das geringste Versehen, da die einflußloseste Versäumniß mit dem Tode bestraft wurde, daß heute Amureth gegen nichts gleichgültiger war, als gegen das, was er sonst als seine Hauptbestimmung ansah, gegen sein Heer. Sie konnten ihren Sinnen kaum trauen, da der Sultan ihnen sagte, daß er heute von allem dergleichen nichts hören wollte; da seine Antworten äußerst kurz waren; da er das gestattete, was er früher nie gestattete, einen längern Aufschub der Geschäfte; da er gerade heraus erklärte, daß er allein seyn wolle. Wie die Mächtigen des Heeres dies deuten

sollten, war ihnen Allen ein undurchdring=liches Räthsel.

Amureth war jetzt allein. Mit Recht befürchtete die Sultanin die Folgen dieses ein=samen Ueberdenkens. Sie mußte einen Ent=schluß fassen, der den zu befürchtenden Fol=gen vorbeugte, geschwind vorbeugte, ehe Amureth sich erklären konnte. Aus dem Fenster ihres Zimmers sah sie Scanderbeg im Garten auf und abgehen; einer ihrer Diener mußte den Jüngling rufen, und mit wenigen Worten entdeckte Isabelle ihm die Gefahr, die ihm drohe, so wie Roxane ihm ihre Liebe gestand. Scanderbeg war jetzt der Glücklichste. Kaum ein schwacher Ge=danke an die Gefahren regte sich in seiner Seele. Er eilte zu Amureth.

Natürlich, daß diesem des Jünglings glühendes Auge, daß diesem Scanderbegs Erröthen auffallen mußte; aber eben so na=türlich, daß Scanderbeg die Rolle, die er zu spielen hatte, nicht ganz leicht wurde.

»Roxane liebt mich!« sagte Scanderbeg mit dem ihm so eigenen Feuer. »Aber sie wünscht erst ihre Eltern zu sehen. Darf ich sie dahin begleiten?«

»Ihre Eltern wohnen?

»In einer nicht weit von Belgrad liegenden Stadt!«

Amureth ging überlegend auf und nieder, ohne Antwort zu geben, indeß Scanderbeg, eine Antwort erwartend, dastand und seine Frage etwas stürmischer wiederholte. Amureth wandte sich zu ihm. »Die Frage kann ich Dir nicht gleich beantworten. Nach jener Gegend hin darf keiner meiner Führer reisen, ehe nicht die Heerführer bei mir gewesen sind.«

»Die sind ja schon hier gewesen? Sie sagten, Du hättest sie früher entlassen?«

»Ganz recht, ohne die Hauptnachrichten, die ich erwarte, kann ich keinen festen Befehl geben. Aber Scanderbeg, die Servierin darf jetzt nicht reisen. Ueberdies, ich habe

sie Dir geschenkt, warum wolltest Du sie nicht gleich hier behalten? Sie kann ja bei meiner Gemahlin Isabelle bleiben.«

»Mächtiger Großsultan, ich will Roxanen nicht als Sklavin, ich will sie zum Weibe haben. Ich finde es doch nöthig, daß ihre Eltern unsern Bund segnen. Die ganze Reise kann in acht Tagen abgemacht seyn.«

»Acht Tage? Scanderbeg, weißt Du den Werth der Zeit nicht besser zu schätzen? In acht Tagen kann ein Königreich erobert seyn!«

»Ich will keins erobern; ich will für den Frieden meines Herzens sorgen. Gestatte mir, mächtiger Beherrscher, daß ich aus meiner Orta einen Zug nehme und Roxane zu ihren Eltern geleite.«

»Nein!« fuhr Amureth auf; kehrte sich aber mit sanfterer Miene gleich wieder zu dem Jünglinge. »Forsche nicht nach den Gründen, weshalb ich diese Bitte abschlagen

muß. Jetzt kannst Du sie nicht fassen; in weniger Zeit wirst Du im Stande seyn, sie zu begreifen. Ich weiß im voraus, daß Du das Verweigern dieser Bitte entschuldigst.« Das Zeichen, das Amureth jetzt mit der Hand machte, war deutlich genug. Scanderbeg verließ ihn.

Dem Jünglinge wurde nun alles deutlich, was die Sultanin in Hinsicht der Gefahren, die seiner warteten, nur mit halben Worten gesagt hatte. Kaum konnte er seinen Unmuth verbergen. Sein erster Weg war zum Zimmer der Sultanin.

»Ihr habt Recht,« sagte er. »Der Großherr liebt Roxanen und uns bleibt kein Rettungsmittel, als schleunige Flucht. Noch diese Nacht müssen wir Adrianopel verlassen, wenn mein Kopf morgen nicht über dem Thore stecken soll! Du, Roxane, willst doch nicht die Sklavin Amureths werden?«

Roxane verstand, welchen Begriff Scanderbeg mit dem Ausdruck: Sklavin, ver-

band. »Nein! nein!« sagte sie, »so lieb mir mein Leben ist, so willig gebe ich es hin, wenn ich es nur unter jener Bedingung erhalten soll! Laß uns fliehen, Scanderbeg! laß uns gleich fliehen.«

Scanderbeg umarmte das glühende Mädchen; er fühlte sich zu glücklich, als daß er nicht hätte alle mögliche Geschwindigkeit anwenden sollen, um die Geliebte in Sicherheit zu bringen. Auf der einen Seite war das Unternehmen leicht, auf der andern war es mit zu großen Schwierigkeiten verknüpft. Gerade auf den Wegen, die nach Servien hinführten, hatte Amureth seine Truppen verstärkt. Das schöne Land war schon seit längerer Zeit der Gegenstand seiner höchsten Wünsche gewesen; er wartete nur auf eine günstige Gelegenheit, nur auf einen schicklichen Vorwand, um die Staaten des Vaters seiner Isabelle anzugreifen. Schwer würde es auf jeden Fall den kühnen Scanderbeg werden müssen, die Kette der wachsamen,

beutesüchtigen türkischen Vorposten zu durchgehen. Als Capudan der Janitscharen wäre es ihm leicht gewesen, wenn er die Flucht allein unternahm; Roxanens Begleitung mußte eine Menge unübersteiglicher Schwierigkeiten hervorbringen.

Mit rastloser Geschäftigkeit besorgte Scanderbeg alles selbst; Wagen und Pferde waren bereit; nur sechs ihm ergebene Janitscharen, deren Treue er erkauft hatte, waren zu seiner Begleitung bestimmt. In der Mitternachtsstunde sollte die Reise unternommen werden. Wirklich geschah dies alles, wie Scanderbeg es angeordnet hatte.

Ohnweit Adrianopel fängt eine Reihe Berge an, die durch Bulgarien bis Servien sich fortziehen. Scanderbeg kam auf den Gedanken, daß die ganze Reise an dem Gebirge selbst ungleich sicherer sey, als auf der offenen Heerstraße, ob jener Weg gleich mit zu vielen Schwierigkeiten versehen war.

Herzlich war der Dank, mit welchem

Roxane die Sultanin verließ; groß das Vertrauen, hoffend die Freude der Sultanin, mit der sie Roxanen entließ. Hätte die arme Gemahlin des Großherrn nur entfernt ahnen können, welches Unglück sie durch die Begünstigung und Beförderung jener Flucht über ihr Vaterland gebracht habe!

Am folgenden Morgen erfuhr Amureth das Entweichen Scanderbegs. Daß dieser wiederkommen werde, war ihm zu gewiß. Freilich war er äußerst aufgebracht, sich um Roxanen gebracht zu sehen; er gab Befehl, überall zu suchen; allein Scanderbeg hatte einen zu großen Vorsprung. Verdrießlich kamen die Nachjagenden zurück; außer sich vor Unmuth ging Amureth zu seiner Gemahlin Isabelle. Freimüthig gestand diese, daß sie Scanderbegs Liebe befördert, daß sie seine Reise begünstigt habe, daß Scanderbeg in wenig Tagen wiederkommen werde.

»Mächtiger Beherrscher der Ottomanen,« setzte Isabelle hinzu, »Du hast ja den Prin-

zen zum Besitzer der schönen Roxane erklärt, warum sollte er nicht das Recht haben, mit ihr zu ihren Eltern zu reisen, denen die Arme geraubt war?«

Ein Tyrann wird nie grausamer, als wenn er seine Thaten durch eine Reihe von Scheingründen beschönigen muß. Ein Ableiter der Wuth mußte sich bei Amureth finden, und wer konnte dies besser seyn, als das unglückliche Vaterland der armen Roxane. Amureth ließ sein Heer aufbrechen; wie ein ausgetretener Strom breitete es sich in Servien aus; das ganze Land wurde verheert; die Geburtsstadt Roxanens, Zendrey, wurde eingenommen und in einen Aschenhaufen verwandelt; Belgrad wurde belagert, von dem Falle dieser Feste hing Alles ab; aber die Belagerung mußte aufgehoben werden, da Isabellens Vater, der Fürst Georgius, Hülfe von Ungarn aus bekam.

Möglich, daß dieser Feldzug durch sein Unglück den Sultan zu gelinderm Betragen

gegen Scanderbeg und Roxane vermochte; Beide kamen nach Adrianopel, Beide durften sich lieben, Beide waren für einander bestimmt. Schöne, selige Tage durchlebte Scanderbeg, nur wenige Tage waren bis zu dem Zeitpunkte übrig, daß Roxane seine Gemahlin wurde; mit glühender, unbegrenzter Sehnsucht sah Scanderbeg diesem Tage entgegen, als Roxane verschwand und Niemand von ihrem Verschwinden Nachricht geben konnte.

Trostlos war Isabelle, noch trostloser Scanderbeg. Er würde geradezu dem Sultan diesen Raub oder diesen Mord zugeschrieben haben, hätte er nicht zu gewiß gewußt, daß Amureth fast den ganzen Monat hindurch abwesend gewesen und in Rüstung zu einem neuen Kriege begriffen sey. Allein das konnte der treffliche Jüngling nicht wissen, daß Amureth Roxanen hatte entführen und nach einem fernen Orte bringen lassen, ohne selbst bei der Unterneh-

mung gegenwärtig zu seyn. — Mochte Scanderbeg auch seine triftigen Gründe haben, dem Sultan nicht weiter zu trauen, als er ihn sah, so hielt er ihn doch in diesem Falle für unschuldig; er that dies um so mehr, je mehr Amureth sich dem Anscheine nach Mühe gab, Roxanens Aufenthalt zu erforschen; je verschwenderischere Belohnungen er denen versprach, die Kunde von der Verschwundenen bringen würden, und je öfter er dem Prinzen bei allem, was ihm heilig war, versicherte, von dieser schändlichen That nichts zu wissen.

So vergingen für Scanderbeg einige Jahre, in denen er der Gelegenheiten gar zu viele hatte, die gräßlichsten Beweise von der Tyrannei und Habsucht des Tyrannen zu erfahren. Amureths Reich breitete sich immer mehr aus. Scanderbeg zitterte für seine Eltern, für sein Vaterland; ihm waren die Kräfte genommen, beiden zu helfen; er konnte bloß wünschen, und wie wenig war

seinem unglücklichen Vaterlande mit dem bloßen Wunsche gedient! Es mußte gehandelt werden; aber wie schwer, wie gefährlich war es, den rechten Zeitpunkt zu finden.

Scanderbeg hatte jetzt schon eine wichtige Rolle unter den Türken gespielt; er bekleidete einen der erstern Posten im Heere; er war Anführer einer Orta Janitscharen. Von seinen Eltern hatte er in einem Jahre keine Nachrichten bekommen, als er einst in einer flüchtigen Unterredung den Namen seines Vaterlandes und der Hauptstadt Croja, seines Geburtsortes, unter denen hörte, die von den Türken besetzt waren, und über die ein Statthalter Amureths gesetzt war. Früher war dies der Fall nicht gewesen. Sein Vaterland hatte dem Großherrn bloß einen Tribut zu bezahlen; mochte diese Scheinfreiheit auch noch so erniedrigend seyn, so trug sie Scanderbeg mit erzwungener, erheuchelter Ruhe; er rechnete darauf,

daß diese Lage seinem Vaterlande Kräfte und Mittel genug lassen werde, einst muthvoll aufzutreten und kräftig das Joch abzuschütteln, sobald die Gelegenheit sich finden und er das Zeichen dazu geben werde. Jetzt aber hatte sich das alles geändert. Alle Festungen des Landes waren von Feinden besetzt; alle Mittel, sich selbst helfen zu können, waren dem unglücklichen Lande geraubt. Der Erzähler kannte Scanderbeg nicht; dieser fragte nach dem Schicksale des Fürsten Johannes. — »Der ist seit fast einem Jahre todt. Er hat die Absetzung nicht lange überlebt!« war die Antwort.

Der Prinz hatte Mühe, den Schrecken, den diese unerwartete Post verursachte, zu verbergen. Jetzt schien ihm die Zeit der Vergeltung gekommen zu seyn; jetzt mußte er Alles wagen.

Es konnte nicht fehlen, ein so ausgezeichneter junger Mann, wie Scanderbeg, mußte im Heere Amureths viel Freunde

haben; schon sein Uebertritt zum mahomedanischen Glauben machte ihn Vielen bemerkbar und werth; mehr noch thaten dies seine Kriegseinsichten, sein Muth, sein Benehmen, das sich immer gleich blieb; das Ansehen, in welchem er bei Amureth stand. Von seinem Muthe hatte er erst vor kurzem das redendste Beispiel abgelegt.

Einer der Nachfolger jenes Fürsten der Tartaren Tamerlans, des Ueberwinders Bajazeths, kam jetzt als Abgesandter an Amureths Hof. Schon sein bloßer Anblick mußte Erinnerungen hervorbringen, die nicht zu den angenehmern gehörten, und die den Stolz des ruhmsüchtigen Amureths sehr demüthigten. Aber noch mehr empörte das stolze Benehmen dieses Gesandten einen Jeden, der in Amureths Diensten stand. Mit einer stolzen, spottenden Miene trat der Tartar, ein Mann, der sich durch Figur und Körperbau sehr auszeichnete, auf; in der Versammlung des Divans erklärte er die

Türken für ein weibisches, verzagtes, bloß listiges Volk, das unmöglich gegen seine Landsleute bestehen könne; für ein Volk, dem man schon zu viel Ehre erweise, wenn man es mit den entschlossenen Bewohnern der freien Tartarei vergleiche. »Ich stehe hier,« setzte der Großsprecher hinzu, »als Vertreter meines Volkes. Meine Begleitung besteht aus wenig Männern. Aber Du, Sultan Amureth, hast Dein ganzes Heer um Dich. Laß bekannt machen, wer etwa Lust hat, mit mir den Kampf auf Leben und Tod zu wagen. Ich weiß, daß ich Sieger bleibe; aber vielleicht gibt es einen unter Deinen Gewaltigen, der Muth genug besitzt, sich für sein Volk aufzuopfern.«

Der Tartar schwieg; stolz ging er im Saale auf und nieder, mit dem Säbel wetzend und einen Feind herausfordernd. Amureth fühlte sich gekränkt; kaum wagte er es, die Augen aufzuschlagen, denn er mochte hinblicken, wohin er wollte, er sah

auf allen Gesichtern eine nicht zu verbergende Verlegenheit. Der freche Tatar wurde dadurch immer kühner.

Scanderbeg, den andere Geschäfte abgehalten hatten, einer der ersten in der Versammlung zu seyn, trat jetzt in den Saal. Sein erster Blick fiel auf den riesenähnlichen Tatar, sein zweiter auf den Großherrn, dessen Verlegenheit mit jeder Aeußerung des Tataren stieg.

»Was bedeutet diese Comödie?« fragte er und näherte sich dem Sultan.

»Du hörst es, Scanderbeg. Er beschimpft unser ganzes, gläubiges, edles, muthiges Volk; er nennt uns eine verzagte, weibische Nation, deren jeder Einzelne es werth sey, in Bajazeths Käfig zu sterben.«

»Der Kerl ist toll. Erlaube es mir, ihm das Gegentheil zu beweisen.«

Freilich setzte Amureth Scanderbegs Leben nicht gern aufs Spiel, am wenigsten auf ein so gewagtes Spiel. Er hatte zu

große Pläne mit ihm und würde es nicht ungern gesehen haben, hätte ein jeder Andere die Ausfoderung angenommen. Allein auf der andern Seite mußte dem Sultan seine und seines Volkes Ehre zu viel gelten, als daß ihn nicht Scanderbegs Erbieten die größeste Freude hätte machen und aus seiner Verlegenheit hätte reißen sollen. Sein Gesicht erheiterte sich; mit mehr als gewöhnlicher Freundlichkeit gab er die Erlaubniß. Als hätte er das größte Geschenk erhalten, so vergnügt eilte Scanderbeg in die Mitte des Saales, wo der Tatar seiner wartete.

»Wiederhole das noch einmal, was Du sagtest, ehe ich kam!« redete ihn Scanderbeg mit der ruhigsten Miene an. »Du hast ein tapferes, edles Volk in Gegenwart seines edlen Sultans beschimpft; Du hast Einen von diesem Volke aufgefodert, mit Dir zu kämpfen. Ist dem so?«

»Ja!« war des Tataren Antwort.

»Du hast Deinen Mann an mir gefunden. Bestimme Ort, Zeit und Waffen.«

»Der Ort ist hier, die Zeit ist jetzt, die Waffen sind unsere Säbel. Aber Keiner von uns darf einen Faden seiner Kleidung behalten. Nackt wie wir geboren wurden, müssen wir den Kampf bestehen!«

»Gut!« sagte Scanderbeg, warf seine Kleidung ab und in wenig Augenblicken stand der schöne, junge Mann nackt da. Eben so der Tatar, dessen muskulöser, starker Körper Besorgniß für den ungleich zarter gebauten Prinz erregte. Die ganze Versammlung war still; jedes Herz, selbst die Herzen der Muthigsten blieben nicht ganz ruhig, klopfte bange während der Zubereitung zu dem sonderbaren Zweikampfe.

Der Streit ging an. Scanderbeg merkte bald, daß er einen äußerst gewandten Streiter vor sich hatte; aber zugleich entging es ihm nicht, daß der Tatar ein eben so hitziger und leicht von seiner Hitze zu

irgend einem Fehltritt, zu irgend einer Blöße zu verleitender Streiter sey. Um desto mehr behielt er seine ganze ruhigere Fassung, sein kaltes Blut bei, um mit Umsicht auf jede Blöße zu achten und sie nicht unbenutzt zu lassen. Sein Benehmen erwarb ihm nach einer halben Stunde Kampfes den Sieg; sein Säbel fuhr bei einer Blöße, die der Tatar gab, so tief in des Feindes Hals, daß der Kopf zurückflog und der Entseelte in seinem Blute auf dem Boden lag. Ein allgemeines Freudengeschrei erfüllte den Saal; Alles, selbst der Großherr, fühlte das Wichtige eines Sieges, der die Ehre und das Zutrauen eines ganzen Volkes rettete. Ruhig, als hätte das Alles so kommen müssen, wischte Scanderbeg in des Feindes Kleidern seinen blutigen Säbel ab, und eben so ruhig kleidete er sich an. Amureth ließ ihn gleich sich näher treten. Laut rühmte er die Heldenthat, laut dankte er dem Muthvollen und ein kostbarer Ring

glitt von des Sultans Finger an Scanderbegs Hand.

Laut wurde von dieser Großthat in der ganzen Residenz gesprochen; das ganze Heer nahm Antheil daran, und Scanderbeg mußte durch diesen Sieg natürlich eine Menge von Freunden bekommen, die er vorher nicht hatte; so wie die weniger Edeln, die ihn vielleicht längst schon beneidet hatten, ihn desto mehr fürchteten und sich wohl hüteten, ihn nur im mindesten zu beleidigen.

Unter den Edlern, die seine achtenden und liebenden Freunde waren, befand sich Selim Mirza, der mit ihm in der ersten Orta der Janitscharen stand. Dieses edlere Corps des türkischen Heeres war jetzt vor achtzig Jahren durch den trefflichen türkischen Großherrn Ottomann, größtentheils aus lauter Kindern gefangener Christen, zu einer Art Leibgarde errichtet. Die ganze Schaar zeichnete sich durch eine gewisse Rechtlichkeit, durch Ordnung und durch die Geschicklichkeit

in Führung der Waffen sehr aus. Ottomann, der menschenfreundlichste, gerechteste und edelste Monarch seines Zeitalters, hatte keine Mühe gespart, jener Schaar die Vollkommenheit zu geben, die sie nöthig hatte, um das ganze unübersehbare Heer, das er befehligte, nach ihrem Muster zu bilden. Mit Güte und Strenge brachte er es dahin; bald suchten die jungen Türken, die den Trieb sich auszuzeichnen fühlten, in diese Schaar aufgenommen zu werden. Nach und nach schwanden die zum muhamedanischen Glauben übergegangenen Christen aus dieser Schaar, Türken von Geburt nahmen ihren Platz ein; aber jener edlere Geist der Ordnung und der Rechtlichkeit blieb noch lange, bis er sich endlich nach einer Reihe von Jahren verlor und diese Schaar in Hinsicht der Zügellosigkeit und des Hanges zu Meuterei und Aufruhr mit den wildern, rohern Türken wetteiferte.

Unter den beiden Amureths gehörten

Hinrichtungen der Vornehmern zur Ordnung des Tages. Ein begangenes Verbrechen war dazu gar nicht erforderlich; nicht einmal irgend ein kleiner Dienstfehler. Es durfte ein Türke nur reich seyn, und der Dolch oder das Giftfläschchen, der seidene Strick oder ein ewiges Gefängniß waren sein Loos. Niemand wagte es, einen solchen Unglücklichen zu vertheidigen; den Verwandten und Kindern war kaum eine traurige Miene verstattet; jede laute Klage war ein Verbrechen, das ein gleiches Schicksal nach sich zog.

Selim Mirza's Vater war von dem jetzigen Sultan Amureth dem Zweiten zum Tode verurtheilt, ohne weiter eines Verbrechens sich schuldig gemacht zu haben, als daß er Güter besaß, um die der Tyrann ihn beneidete. Mitten im Genusse seines Familienglückes, da er heiter und zufrieden unter den Seinigen saß, erschien ein Bote des Sultans und brachte den seidenen Strick. Der edle Mann küßte dies Werk=

zeug des höchsten Despotismus, und nach einer Minute weinten die verlassenen Kinder an der Leiche des Gewürgten. Selim Mirza war noch Knabe, als dies geschah; aber der Eindruck, den diese Tyrannei auf das Herz Selims machte, blieb ewig. Der Jüngling wurde in die erste Orta der Janitscharen aufgenommen, eine Auszeichnung, die nach Amureths Meinung hinlänglich war, um alles, was diese That dem Herzen des Knaben eingedrückt hatte, zu verwischen. Amureth hatte sich geirrt. Selim Mirza, selbst ein edler Jüngling, hatte seinen Vater zu sehr geliebt. Er verbarg seine Empfindungen; er sprach fast mit Keinem, aber desto mehr beobachtete er einen Jeden, von dem er allenfalls hoffen konnte, daß er an einem Plane der Rache Antheil nehmen werde. Er hatte es als Knabe auf der Leiche seines unglücklichen Vaters sich ernstlich vorgenommen, diesen Mord an dem Großsultan zu rächen.

Scanderbeg konnte seiner Aufmerksamkeit nicht entgehen; er glaubte, in dem Benehmen des trefflichen Fremdlings etwas zu finden, das er zu seinem Plane benutzen könne; mit seltener Offenherzigkeit näherte er sich Scanderbeg; mit redlicher Theilnahme äußerte er sein Bedauern über den Tod jener drei unglücklichen Brüder Scanderbegs, wie über Roxanens Raub, den er ganz unbedingt dem Sultan zuschrieb.

Natürlich, daß Scanderbeg aufmerksam auf den trefflichen Jüngling wurde; aber wie mußte er es in einem noch ungleich höhern Grade werden, als Selim sagte: »Ich weiß das Gefängniß, in welchem Deine Roxane schmachtet. Ich erbiete mich zu ihrer Befreiung!«

Scanderbeg fiel dem Freunde in die Arme. Eine Nachricht, wie diese war, hätte Jeden zu seinem Freunde gemacht; ein Anerbieten von dieser Art hätte seinen Todfeind mit seinem Herzen ausgesöhnt. Wie

viel mehr einen edlen Jüngling, dessen Miene und Auge das Gepräge der Redlichkeit so leserlich trugen.

»Ich räche meinen Vater, meinen gemordeten Vater an dem Mörder,« sagte Selim. »Mag es nun geschehen, wenn es will!«

»Auch ich habe einen Vater zu rächen; überdies noch ein Vaterland, eine Geliebte und drei Brüder!« fiel Scanderbeg ein, indem er mit Mirza den Bund auf Tod und Leben beschwor. Beide aber nahmen es sich vor, mit aller Behutsamkeit zu Werke zu gehen; es war dies um so nothwendiger, da der schwächste Schatten eines Verdachtes Beiden das Leben gekostet haben würde.

Das Erste, woran Scanderbeg dachte, und was er auszuführen für das Allernöthigste hielt, war eine unentdeckte Reise in sein Vaterland. Er mußte wissen, wie die Sachen dort ständen, mußte zur Stelle sich

überzeugen, ob er auf die Bewohner seines unterdrückten Vaterlandes rechnen könne, falls er auf sie rechnen müsse. Sein Freund Selim erbot sich zu seiner Begleitung. Natürlich, daß der Sultan diese Reise und die Absicht derselben nicht wissen durfte; so wie andererseits die Beiden ohne sein Wissen die Reise gar nicht antreten konnten. Aber eben so natürlich, daß Beide gegen den Sultan einen ganz andern Weg vorgaben, als der war, den sie nehmen wollten.

Amureth, der jetzt in Scanderbegs Worte ein unbedingtes Zutrauen setzte, glaubte nichts gewisser, als Scanderbeg habe den Ort erfahren, wo Roxane war und wolle sie jetzt wegholen. Er ertheilte Scanderbeg und Selim die Erlaubniß zur Reise, ließ aber mitten in der Nacht Roxanen abholen, um sie in eine ganz andere Gegend bringen zu lassen. Und gerade dieser Umstand beförderte Scanderbegs Kunde

von Roranen. Beide Jünglinge ritten nicht in einem kriegerischen Anzuge; ihrem Aeußern nach mußte man sie für Kaufleute, oder auch für Gelehrte, für Aerzte und dergleichen halten, die die Gegend kennen lernen wollten. Nur einen einzigen treuen Diener hatten sie mitgenommen, einen Menschen, der für seinen Herrn, für Selim Mirza, sich in einen gewissen Tod gestürzt haben würde. Wirklich ritten sie einen ganzen Tag den entgegengesetzten Weg, bis sie glaubten, außer dem Bereich der Kundschafter Amureths zu seyn; da erst wandten sie sich und ritten nun desto schneller der Gegend zu, von der sie sich nach Amureths Ansichten mit jedem Schritte um so mehr entfernen mußten. Sie waren jetzt an der Grenze des ehemaligen Macedoniens; eine wilde, rauhe Gebirgsgegend nahm sie auf; oft reisten sie mehrere Stunden, ohne irgend eine Spur menschlicher Cultur zu entdecken; dicke Wälder, unwegsame Felsen, ganze Ketten von

Gebirgen waren es, die sie sahen. Sie würden die Gegend für ganz unangebaut gehalten haben, hätten nicht die auf den Berggipfeln liegenden Thürme sie das Gegentheil versichert. Fast jede Nacht mußten sie im Walde unter einem Baume, neben irgend einer Quelle hinbringen.

Es war den dritten Abend, als sie noch kein Wohnhaus für Menschen sahen. Sie beschlossen, einen dicken Baum zu suchen und unter seinen Zweigen zu ruhen, als ihnen vom Wege etwas abwärts eine in einer Felsenwand befindliche Höhle auffiel. Die Aussicht, diese Nacht unter Dach und Fach zu ruhen, hatte zu viel Angenehmes, als daß nicht Beide in eine heiterere Laune hätten versetzt werden sollen. Ueber der Höhle zog sich eine Felsenwand hin, auf deren letzten Spitze ein Thurm stand. Die Höhle selbst war geräumig, sie schien keine von denen zu seyn, die selten oder nie besucht werden. Der Diener besorgte die Pferde, indeß

Scanderbeg und Selim im Vertrauen über das sprachen, was sie in Croja und in ganz Epirus finden würden.

Da näherte sich der Diener. »Sprecht behutsamer,« sagte er. »Es nähert sich ein Wagen. Er fährt auf die Höhle zu und nimmt hier gewiß Quartier.«

Scanderbeg sah hinaus. Der Diener hatte Recht. Alles war, wie er es gesagt hatte. Der Wagen kam näher, hielt ohnweit der Höhle und einer der Begleiter näherte sich dem Eingange, wo Scanderbegs Diener mit dem Absatteln der Pferde beschäftigt war. Mißtrauisch schlich der Fremde heran. »Bist Du allein hier in der Höhle?« fragte er.

»Hm, allein? und siehst, daß ich drei Pferde besorge?«

»Wer sind denn Deine Herrschaften?«

»Wenn Du sie nicht besser kennst, als ich, so kennen wir sie Beide sehr wenig. Ich bin erst vor einigen Tagen an sie verkauft.«

»Wer mögen sie aber seyn?«

»Wahrscheinlich Aerzte oder andere Gelehrte; denn sie sprechen den ganzen geschlagenen Tag von Pflanzen, von Kräutern, und wollen jetzt nach dem Gebirge, um Wurzeln zu suchen.«

»Ich fürchtete schon, wie ich die schönen Pferde sah, daß es verkleidete Janitscharen wären.«

»Warum nicht gar verkleidete Derwische?«

»Und besonders, daß etwa der Scanderbeg unter ihnen sey.«

»Wer ist denn der?«

»Der sonstige Liebling des Großherrn.«

»Ich kenne ihn nicht, und wahrscheinlich wird er mich auch nicht kennen. Aber wohin wollt Ihr denn eigentlich?«

»Wir begleiten ein schönes Frauenzimmer, das der Großsultan einem alten Grenz-

festungscommandanten zum Geschenk gemacht hat.«

»Wird Beiden viel Freude machen!«

»Schwerlich. Doch was geht das uns an.«

»Ja wohl!«

Der Begleiter ging zu dem Wagen zurück. Scanderbeg hatte Alles gehört. Ihm war es auch nicht mehr im Geringsten zweifelhaft, daß die Unglückliche seine Roxane sey. Gewissermaßen beruhigte es ihn, daß Amureth die Arme nicht hatte umbringen lassen, ob ihm gleich der Gedanke an den längern Aufenthalt Roxanens an einem Orte, den er nicht wußte, äußerst schrecklich war. Der Entschluß, Roxanen zu befreien, sie unter einem fremden Namen zu befreien, wurde mit einem Male vorherrschend in seiner Seele; nur waren der Schwierigkeiten nicht wenige zu besiegen, wenn der Anschlag gelingen sollte. Die Begleitung war freilich nicht stark; aber sie war zum Wider-

stande stark genug; besonders mußte Scanderbeg es vermeiden, daß Amureth seine Reise erfuhr; und dies hätte leicht geschehen können, wenn Scanderbeg Gewalt gebraucht hätte. Dann ging sein größerer Plan, die Befreiung seines Vaterlandes, verloren, ein Plan, zu dessen Erreichung er des Großherrn Zutrauen zu nöthig hatte.

In einen Winkel der bergenden Höhle zurückgezogen, warf sich Scanderbeg neben seinem Freunde Selim nieder; Beide überdachten das zweckmäßigste Mittel, als sie bei dem Lichte, das den Eingang der Höhle erhellte, deutlich sahen, daß zwei Männer Roxanen fast mit Gewalt hereinführten.

»Wohin wollt Ihr mit mir?« klagte die Unglückliche. »Habe ich darum allen Versuchungen Amureths widerstanden, um hier gemordet zu werden?«

»Aber wie kommt Ihr auf diesen schwarzen, finstern Gedanken? Ihr wißt ja, wie sehr der Großherr Euch liebt. Er

will Euch bloß sichern gegen Scanderbegs Unternehmungen. Zum Schein schenkt er Euch an den alten Aga, zu dem wir Euch jetzt bringen. Seine Wohnung habt Ihr vorhin schon von weitem gesehen; der Thurm mit seinen Nebengebäuden ist es.«

Roxane verhüllte weinend ihr Gesicht. Scanderbeg war außer sich. Er wollte mit dem Säbel in der Faust vorspringen, um die Unglückliche mit Gewalt zu befreien. Selim hielt ihn ab. »Du verrückest Deinen ganzen Plan,« sagte er. »Laß Roxanen ruhig nach jenem alten Aga ziehen. Wir können die Arme dort besser befreien, als hier. Das Einzige, was zu thun ist, wäre, sie zu benachrichtigen, daß Du in der Nähe bist, und daß Du Anstalten zu ihrer Befreiung machen willst. Dies Roxanen zu sagen, will ich übernehmen. Dann lassen wir sie glücklich nach jener Burg reisen; sind ihre Begleiter fort, dann entführen wir sie, und ich hoffe, in Deinem Vaterlande wird sich schon

ein sicherer Zufluchtsort finden.« — Natür-
lich, daß dieser Rath der bessere war.
Scanderbeg sah dies selbst ein, sah das
Zweckmäßige um so mehr ein, da sich noch
andere Reisende einfanden, die alle in dieser
und in den benachbarten Höhlen ein Unter-
kommen auf wenige Stunden suchten.

Seufzend und weinend saß Roxane auf
einer am Eingange der Höhle liegenden
Decke und blickte mit thränenvollen Augen
in die wilde, von der Abendsonne beleuchtete
Gegend. Scanderbeg, der aus dem Dunkel,
in welchem er saß, die Unglückliche sehen
konnte, hatte allen Kampf mit sich selbst
nöthig, um ihr nicht näher zu gehen. Mit
einem Bündel aufgeraffter Wurzeln und
Kräuter trat Selim dem Eingange der
Höhle und dem Platze, wo Roxane saß,
näher; er stellte sich, als suche er Kräuter
aus; unvermerkt war er Roxanen näher ge-
kommen; unvermerkt sagte er ihr, daß
Scanderbeg in der Nähe sey, und daß sie

morgen aus jener Burg befreiet werden würde.

Roxane erblaßte und erröthete bei dieser so äußerst unerwarteten Nachricht. Ihr Verwandeln fiel selbst ihrer Begleitung auf. Die beiden Begleiter näherten sich ihr mit der Frage nach ihrem Befinden.

»Die Dame sitzt hier zu kühl,« sagte Selim mit wahrer Kennermiene. »Der Tag ist zu schwül gewesen und der Luftzug hier zu stark. Bringt sie entweder ans Freie oder tiefer in die Höhle.«

Die durch Roxanens Befinden erschrockenen Begleiter sahen mit Dankbarkeit auf den so gut rathenden Fremden; sie überließen ihm um so lieber die ganze Behandlung der ihnen Anvertrauten, und so hatte denn Selim die günstigste Gelegenheit, Roxanen alles zu entdecken, was sie wissen mußte. Theils um Scanderbegs Geduld nicht auf eine zu harte und schwierige Probe zu setzen, theils um selbst Eingang in jene

Feste zu gewinnen, schlug Selim vor, wie ungleich besser es sey, die von der Reise zu sehr Angegriffene noch diesen Abend auf jene Burg zu bringen. Er machte die Sache wichtiger, als sie war; er versicherte, daß der nächtliche Aufenthalt in der feuchten Höhle den größten Nachtheil für die Kränkelnde habe, und erbot sich zum Begleiter. Roxane, die schon von ihm alles wußte, war sehr damit zufrieden; auch Scanderbeg war es, wiewohl nach einigen Bedenklichkeiten.

Die Burg war nahe, man konnte ihre Thürme auf den Bergspitzen sehen; der Wagen wurde bespannt und Roxanens Begleiter schätzten sich glücklich, Jemand gefunden zu haben, der auf dem kurzen Wege die Sorge für Roxanens Wohl übernahm. Selim setzte sich neben die Erstaunte, die in der Ferne bei dem Scheine der leuchtenden Flamme den Geliebten sehr gut bemerkt hatte. Niemand beobachtete Selim, und so mußte es ihm leicht werden, den besten Plan

zu der Rettung der Unglücklichen zu entwerfen.

Jene Burg war eine von den vielen alten Besten, die aus frühern Zeiten übrig geblieben waren. Bei dem Vordringen der Türken, die damals die Hauptstadt des griechischen Kaiserthums Constantinopel von der Ferne einzuschließen schon anfingen, hatten die Heerführer der Türken jene festen, drohenden, aber von den Bewohnern größtentheils ganz vernachlässigten Burgen wieder hergestellt. Sie waren der Zaum, durch den sie die benachbarten Gegenden zum Gehorsam zwangen. Waren es gleich keine haltbaren Festungen, die jetzt ein Land mit Nachdruck bedrohen können, so waren sie doch für die damaligen Zeiten und zum Zwinger für eine ausgeartete, halbwilde Nation hinlänglich. Gewöhnlich bewohnte sie einer der alten Helfershelfer der Tyrannei. Sie genossen hier die Früchte ihrer Räuberei und die Sultane fanden es zweck-

mäßig, sie auf Kosten des unglücklichen Landes zu belohnen, zu dessen Eroberung sie beigetragen hatten. Da sie größtentheils Grundstücke besaßen, die die unterjochten Landesbewohner bebauen mußten, so beschützten sie diese und mit ihnen sicherten sie zugleich für den Sultan das ganze Land, in welchem die Burgen lagen. Weniger durch eine starke Besatzung, als durch Festigkeit der Mauern waren diese Schlupfwinkel gedeckt.

Die Burg, von der jetzt die Rede ist, schützte einen Theil des ehemaligen Macedoniens. Ibrahim Mustapha besaß diese Feste. Er war einer jener alten Sünder, deren Leben eine Kette von Ungerechtigkeiten, von Wollüsten ist, und die als Greise noch gern da sündigen, wo ihnen die Kraft dazu nicht fehlt. Der Sultan Amureth hatte ihm viel zu verdanken. Wie es der Fall oft ist, daß ein Bösewicht gegen den andern dankbar bleibt, so war es auch hier der Fall.

Amureth kannte die schwache Seite seines alten Freundes, kannte besonders seinen unersättlichen Hang zur Wollust. Amureth, der vergebliche Versuche auf Roxanens Tugend gemacht hatte, und der jetzt befürchten mußte, daß Scanderbeg seine Bosheit einst erfahren und fürchterlich rächen werde, wurde auf die unschuldige Roxane erbittert. Er beschloß, sie dem alten Wollüstling Ibrahim zu schenken; wußte er doch, daß er diesem kein angenehmeres Geschenk machen konnte.

Es war spät des Abends, als Roxane mit ihrer Bedeckung und in Selims Begleitung auf der alten Feste ankam. Die knarrenden Thorflügel wurden geöffnet. Ibrahim, der sich schon in wollüstigen Träumen der Rückerinnerung wiegte, wurde geweckt; mit Begierde erbrach er Amureths huldreiches Schreiben, mit noch größerer Begierde betrachtete der graue Wollüstling das schöne Geschenk. Seine Freude war grenzenlos;

er glaubte, seine Dankbarkeit durch nichts so sehr, als durch die köstlichste Bewirthung der Begleiter Roxanens an den Tag legen zu müssen. In Entfernung stand der bescheidene Selim da; er schien es nicht wagen zu dürfen, sich der verschwenderisch besetzten Tafel zu nähern.

»Wer bist Du?« fragte Ibrahim.

Selim spielte die Rolle des Aengstlichen, des Blöden, der, gegen den Mächtigen überstehend, von dem Gefühl seiner eigenen Schwäche niedergehalten wird.

»Gehört denn der nicht mit zu Euch?« fragte Ibrahim den ersten der Begleiter.

»Nein. Aber er ist uns ein wahrer rettender Engel gewesen. Die Schöne wurde krank und vielleicht hätten wir ihre Leiche hergebracht, hätte dieser junge Arzt sich nicht gefunden.«

Jetzt war Ibrahim der, der Selim die größesten Schmeicheleien sagte. Er mußte an der köstlichen Mahlzeit Theil nehmen

und Ibrahim war im Ernst aufgebracht, da Selim den Wunsch äußerte, noch diesen Abend nach jener Höhle zurückzugehen.

»Du bleibst hier!« rief Ibrahim. »Wie leicht ist es möglich, daß die schöne Roxane einen Rückfall bekommt, der Deinen Rath nöthig macht!«

Natürlich, daß gerade dies Selims Wunsch war. Er sprach wenige Worte mit Roxanen und rieth ihr, sich morgen krank zu stellen.

Am folgenden Morgen reiste die Bedeckung ab. Roxane beklagte sich über Uebelbefinden; Selim wurde gerufen.

»Sorge mir ja für die Kranke, Deine Belohnung soll groß seyn;« mit diesen Worten ließ Ibrahim den Arzt bei Roxanen. Dieser sagte nur die wenigen Worte: »Jetzt benachrichtige ich Scanderbeg. Ich hoffe, die Rettung soll in einigen Stunden geschehen seyn.«

Jetzt durchkroch er die zerfallenen Mauern,

um Kräuter zu suchen; Ibrahim bemerkte ihn, wie er Wurzeln und Pflanzen wählte und sonderte; aber das bemerkte er nicht, daß Selim einen Weg zwischen den Trümmern auffand, der zu Roxanens Befreiung wie gemacht zu seyn schien. Roxanens Fenster stießen an diese Ruine.

Selim ging zu Ibrahim; mit einigen ganz unschädlichen Wurzeln in der Hand trat er zu dem Alten, ihn versichernd, daß ein Getränk, aus diesen Wurzeln bereitet, schon viel wirken werde; daß aber noch ein Kraut fehle, das nur in der tiefern Dickung des Gebüsches zu finden sey, und das er jetzt holen werde. Nun ging er zu jener Höhle, in der Scanderbeg ihn mit Sehnsucht erwartet hatte.

»Roxane ist in wenigen Stunden frei, ist Dein.« Scanderbeg fiel dem Freunde um den Hals. »In der Mittagsstunde halte Dich mit den Pferden im Gebüsche unter dem Raubneste auf. Ich bringe Dir Roxane.«

Er eilte nach der Burg; jene Wurzeln wurden nach Selims Vorschrift bereitet.

»Die ganze Kränklichkeit ist Folge der Ermüdung auf der so angreifenden Reise in der brennenden Sonne. Die Dame muß zwei bis drei Stunden ungestört schlafen, und ich setze mein Leben zum Pfande, daß sie so vergnügt und so heiter noch nie aufgewacht ist. Nur muß sie im Schlafe nicht beunruhigt werden.«

»Das wird sehr leicht gemacht werden können,« war Ibrahims Antwort, »da hier unter den Mittagsstunden Alles schläft!«

Ibrahim und Selim gingen nach dem Zimmer Roxanens, in welchem eine alte Sklavin war. Roxane klagte über stechenden Kopfschmerz.«

»Der sich bald verlieren wird, wenn Ihr nur diesen Trank nehmt,« sagte Selim, Roxanens Puls prüfend. »Noch eins,« setzte Selim hinzu. »Schnarcht die Sklavin, wenn sie schläft?«

Zitternd gestand die Dienerin, daß sie diesen Fehler an sich habe.

»Es ist nur gut, daß sie es so offenherzig gesteht. Meine Kur hätte wahrlich mißglücken können, wenn die Dame nur im Mindesten in ihrem Schlummer gestört wird.«

Daß die Sklavin, die zu allem Glück etwas taub war, den Befehl bekam, außerhalb Roxanens Zimmer zu bleiben; daß Ibrahim und Selim die verstellte Kranke verließen; daß diese die Thür so fest wie möglich verriegelte, daß sie sich zum Entfliehen, wie Selim es beredet hatte, anschickte, versteht sich von selbst.

Er, der Arzt, ging auf Ibrahims Zimmer, um mit dem Alten zu essen; auch er stellte sich müde und Ibrahim sah dies recht gern; er und seine Leute konnten ja nun auch der Mittagsruhe genießen. Selim ging nach jener Mauertrümmer, schon wartete Scanderberg in dem Wäldchen.

Ein leises Klopfen an Roxanens Fen=

ster öffnete dies; Roxane stieg herab; in wenig Sekunden lag sie in Scanderbegs Armen. Der Liebende hob die Geliebte auf sein Pferd; im schattigen Walde ging die Reise auf das Erwünschteste fort, und ehe Ibrahim von seinen neuaufgeregten wollüstigen Träumen erwachte, sah Scanderbeg sich an der Grenze seines Vaterlandes, das er seit mehreren Jahren nicht gesehen hatte, das er einst unter ganz andern Verhältnissen verließ.

Nahe an der Grenze wohnte — das wußte er — einer der ersten Freunde seiner Eltern, wie des Vaterlandes. Michael hieß der Redliche, der sich, um sein und der Seinigen Leben zu retten, aus der Hauptstadt des Landes in die unwirthbarere Einöde mit einigen ihm ganz unbedingt treuen Dienern begeben hatte. Der redliche Mann saß ernster Gedanken voll in der Laube vor dem Hause. Sein Blick wagte sich in die dunkle Zukunft, die dem Vaterlande drohete. Mi-

chael hatte sein Vaterland glücklicher gekannt; jetzt sah der Greis, daß es unterjocht war. Nur wenige derer, die mit ihm glücklich gewesen waren, lebten jetzt noch. Ihre Kinder waren jetzt nahe daran, Sklaven zu werden. Alles dies stellte sich der redliche Freund seines Vaterlandes jetzt vor, als mit einem Male Scanderbeg, Selim und Roxane vor ihm hielten. Daß der Redliche erschrak, daß er besorgt wurde, wird man ihm gern verzeihen; die vielen Beispiele Hingerichteter entschuldigen seine Furcht. Sie währte nicht lange. Scanderbeg erinnerte sich des Gesichts des Mannes noch zu gut. Er nannte den Namen und fragte, ob er ihn verbergen könne?

»Und wer seyd Ihr denn?« war des vorsichtigen Mannes Gegenfrage.

»Davon hernach; jetzt erst uns verborgen!«

Der Mann rief seinen Sohn und die treuen Diener herbei. »Für alle diese habe ich keine Geheimnisse,« sagte er. »Sie wis-

sen meine verborgensten Gedanken; sie gehen dem gewissesten Tode entgegen, ehe sie mich verrathen.«

»Um so besser; dann finde ich der Freunde gleich mehrere! Ich bin Georg, der einzige übrig gebliebene Sohn Eures ehemaligen Fürsten Johannes Castriota.«

Der Mann war außer sich vor Freude. Seine Thränen flossen; laut dankte er der Vorsehung für diese glückliche Stunde. Eben so alle die Treuen, die unter diesem Dache in völliger Abgeschiedenheit lebten.

Die Rosse wurden weggebracht; die Angekommenen selbst wurden in ein verborgeneres Gemach geführt. Scanderberg erzählte seine ganze Geschichte und machte Michael mit dem Plane bekannt, den er habe, sein Vaterland wieder frei zu machen.

Freilich mußte es dem redlichen Manne etwas auffallen, daß Scanderberg ein Türke geworden war; indeß wußte dieser dem Umstande das Empörende bald zu benehmen,

da er bewies, daß er auf keine andere Art den Sultan habe täuschen, auf keine andere Art sein Leben sichern und seinen tief angelegten Plan habe einleiten können, als durch scheinbaren Uebertritt zum Islamismus.

»Wie wenig es mir mit dem Glauben der Unterdrücker meines Vaterlandes ein Ernst seyn kann, und wie werth mir mein väterlicher Glaube sey, könnt Ihr von meiner Geliebten, einer Christin, wie Ihr es seyd, erfahren. Sie wurde mir geraubt. Glücklich fand ich sie wieder, und ich bitte Euch, sie hier zu behalten. Mein Entwurf macht es nöthig, daß ich mich auf längere Zeit entferne. Eure Tochter wird sie als Freundin gern um sich sehen. Und nun gebt mir ausführliche Nachricht über die Lage meines Vaterlandes. Was werde ich hier für Mittel zu seiner Befreiung finden? Darf ich auf willige Herzen, auf kräftige Arme rechnen?«

Michael entwarf ein treues, wahres

Gemälde. Der Mann hatte sich freilich von der Schaubühne zurückgezogen; seine eigene Sicherheit machte ihm dies zur Pflicht. Aber mit nichts so sehr, als mit dem Gedanken an sein Vaterland beschäftigt, war er mit seiner ganzen Seele in der Hauptstadt. Eine Anzahl derer, die mit ihm an Treue wetteiferten, theilten mit ihm jede Nachricht, jede Besorgniß, jede Hoffnung. Sie thaten dies auf Wegen, die den lauernden Unterdrückern ein Geheimniß blieben; Verkleidete von allen Arten unterrichteten ihn von allem, was er wissen wollte, und so konnte der Unterdrücker keinen Schritt thun, den Michael nicht erfahren hätte.

Die Lage von Epirus mußte mit Recht dem klugen und umsichtigen Amureth bei seinen großen Entwürfen wichtig seyn. Er hatte jetzt den Plan, weiter in dem christlichen Europa vorzudringen und sein Panier, den halben Mond, auf allen Vesten dieses Welttheils glänzen zu sehen. Groß war der

Entwurf, aber nicht unmöglich. Die Uneinigkeit der europäischen Fürsten, ihre Schwachheiten machten den Ausgang eines solchen Unternehmens wahrscheinlich.

Epirus war eins von den Ländern, in denen die Christen landen und sich halten konnten, die Häfen und die Gebirge machten dies leicht. Einen Feind im Rücken zu haben, der bei den weitern Unternehmungen auf Europa oder auf das griechische Kaiserthum ihm schädlich werden könne, ließ Amureths Klugheit nicht zu. Noch kam dazu, daß die Bewohner Epirus zu den entschlossensten Feinden der Türken gehörten, und daß ihr Fürst Johann Castriota, obgleich jetzt zinspflichtig, doch jeden Augenblick erwartete, in welchem er gegen seinen Unterdrücker die Waffen ergreifen könne.

Freilich hatte Amureth dessen drei Söhne schon hinrichten lassen; freilich hatte er den Kühnsten der Söhne Johannes, den muthigen Scanderbeg, jetzt in seiner Gewalt;

aber alles dies war dem Despoten noch nicht genug. Johann wurde ihm verdächtig; Amureths Heer rückte näher an Albaniens Grenzen; der Fürst Johann starb, und nicht unwahrscheinlich durch Gift; Amureths Krieger besetzten das ganze Land, und der unglückliche Staat, der bis jetzt freilich nur noch einen Schatten von Freiheit genossen hatte, wurde nun für ein Eigenthum des Tyrannen erklärt, eine Erklärung, der die Tausende der eingerückten Türken mit den Waffen in der Hand Nachdruck gaben.

Tief fühlten die Bessern und Edlern des unglücklichen Landes das Harte und Drückende dieser Unterjochung; sie zogen sich in die Einsamkeit zurück; denn jetzt etwas zu unternehmen wäre unverzeihliche Tollkühnheit gewesen. Hoffnung auf bessere Zeiten war das Einzige, das ihnen Ruhe geben konnte. Aber wie klein, wie gering mußte selbst diese Hoffnung bei der immer wachsenden Macht der Türken, bei der

immer mehr ins Auge fallenden Schwäche des griechischen Kaiserthums, bei der Uneinigkeit der übrigen europäischen Fürsten seyn? Indeß diese Hoffnungslosigkeit schwächte ihre Theilnahme an dem Schicksale des Vaterlandes nicht; sie hofften immer noch, ohne sich selbst einen bestimmten, deutlichen Grund dieser Hoffnung angeben zu können.

Dies war es, was Scanderbeg in dieser so wichtigen Unterredung erfuhr.

»Aber wie ist es? kann ich auf Mitwirkung meiner Landsleute rechnen? Ist ihr Eifer, ihr Muth noch nicht gelähmt?«

»Nein. Ich bin überzeugt, daß Tausende auf den Angenblick warten, in welchem ein entschlossener, kräftiger Mann sie gegen ihre Tyrannen führt. Sie opfern willig Vermögen, Kräfte, Blut und Leben zum Besten ihres Vaterlandes.«

»Gut. Nun, alter Freund meines Vaters, mache ich es Euch zur Pflicht, die

Edlen auf mich aufmerksam zu machen. Ich kenne die Türken; sie sind bloß in den ersten Augenblicken aufmerksame Beobachter dessen, was ihren Argwohn erregen kann. Sind sie erst längere Zeit getäuscht, dann werden sie sicher und vernachlässigen oft die ersten Maßregeln. Bei einiger Behutsamkeit könnt Ihr alles schon so vorbereitet haben, daß fast nichts mehr zu wünschen übrig bleibt.«

Michael gab ihm Recht; er versprach, alles zu thun, jenem Zwecke vorzuarbeiten.

Scanderbeg konnte sich nun nicht länger aufhalten. Es war ein harter Kampf, sich gleich in den ersten Stunden von seiner kaum wiedergefundenen, heißgeliebten Roxane zu trennen; aber einem Jünglinge, wie Scanderbeg es war, konnte so etwas nicht unmöglich seyn. In seinem Herzen glüheten Vaterlandsliebe und Rachbegierde zu stark, als daß sie nicht der sonst mächtigern Leidenschaft, der Liebe, die Waage hätte halten

sollen. Noch vor Anbruch des Tages riß er sich aus Roxanens Armen. Die Geliebte blieb unter Verkleidung und unter dem Namen einer Verwandten in dieser dem Anscheine nach so stillen, unthätigen Familie. Hart war die Trennung, bloß der Gedanke an ein glückliches Wiedersehen konnte diesen angreifenden Augenblick versüßen.

In wollüstigen Träumen hatte indessen Ibrahim dem Erwachen der genesenen Roxane entgegengesehen. Selim hatte der Schlummernden einige Stunden Ruhe verordnet; hatte auf eben diese Zeit alle nur mögliche Störung ihres so wohlthätigen Schlummers hart untersagt und Ibrahim konnte nur durch die bestimmtesten Befehle des vorgeblichen Arztes abgehalten werden, Roxanen zu wecken. Sorgfältiger und prächtiger hatte sich der graue Sünder geschmückt; Schmuck und Reichthum sollten ersetzen, was ihm an Liebenswürdigkeit abging; er wollte durch Anzug, durch Glanz auf

Roxanen wirken und sie dadurch zu seiner Wollust gewinnen. In diesen schönen Träumen verloren, fiel dem Wollüstling kaum auf, daß Selim nirgends zu finden sey. »Er schläft gewiß noch, oder sucht Kräuter!« war die Antwort, die er gab, da einer seiner vertrautern Diener über Selims Verschwinden seine Verwunderung äußerte. Vor dem Zimmer Roxanens lag jene schwerhörige Sklavin immer noch schlafend. Nach noch einer sehnsuchtsvoll zugebrachten Stunde klopfte Ibrahim an die Thür, die ihn von der Geliebten trennte. Es erfolgte keine Antwort.

Der Abend war nahe; mit ihm wuchs Ibrahims Sehnsucht, er klopfte stärker, auch jetzt blieb Alles still. Er befürchtete Krankheit, die Thür wurde erbrochen — welcher Schrecken! das Zimmer war leer. Ueberall entstand Lärmen, überall wurde gesucht, die ganze Gegend wurde durchritten und durchgangen; vergebens. Es fand sich keine

Spur, auf der man die Entflohenen hätte aufsuchen und verfolgen können. Ibrahim, der so schändlich betrogene und getäuschte Wollüstling, war außer sich vor Wuth. Seine Wuth stieg um so mehr, wenn er daran dachte, daß er diesen heillosen Streich nicht einmal dem Großsultan melden durfte, wollte er sich nicht dessen höchsten Zorn auf den Hals laden. Er bebte bei dem Gedanken, daß Amureth über kurz oder lang nach Roxanen fragen könne.

Scanderbeg und Selim nahmen nun natürlich einen andern Weg; sie durften jene Gegend nicht betreten, in der Ibrahim wohnte, so wenig als sie eine Straße wählen durften, die Amureth hätte argwöhnisch machen können. Nach einem weiten Umschweife kamen sie von einer ganz andern Seite nach Adrianopel.

Unterweges trafen sie einige der Kundschafter des Sultans an; ein Glück war es, daß sie diese erst da trafen, als sie auf der

Straße waren, die Amureth wissen konnte. Scanderbeg kannte sie; ließ sich dies aber nicht merken.

Sechs Tage waren Beide abwesend gewesen. Amureth empfing sie mit verstellter Freude; er hatte von seinen Kundschaftern erfahren, daß Beide in einer andern Kleidung die Reise unternommen hatten; er glaubte, sie würden dies verschweigen, eine Meinung, die ihm Verdacht beibrachte. Scanderbeg beugte diesem vor, indem er, ohne erst befragt zu werden, offenherzig sagte, daß er, wie sein Freund Selim, in einem Anzuge, den Kaufleute oder andere Reisende tragen, den Weg gemacht hätten, um alles Aufsehen zu vermeiden, das ihm unterwegs nur Aufenthalt verursacht hätte.

Amureth schien mit der Entschuldigung ganz zufrieden zu seyn. Lächelnd sagte er: »Nach dem Zwecke Deiner Reise darf ich wohl gar nicht forschen wollen, da Du selbst Deinen Stand verborgen hieltest?«

Mit erkünstelter Verlegenheit antwortete Scanderbeg: »Wie dürfte ich Dir, mächtiger Beherrscher der Gläubigen, ein Geheimniß daraus machen? Meine Absicht war, Nachricht von meiner mir geraubten Geliebten, von Roxanen zu erhalten, Du weißt, wie unerklärbar sie mir genommen ist. Selbst Deine Mühe, mächtiger Sultan, mir die Geraubte wieder zu verschaffen, war ja vergebens. Der große Prophet mag wissen, in welchen Händen sie sich jetzt befindet.«

»Und hast gar keine Spur von ihr erhalten?«

»Auf diese Frage mag Dir mein Herz antworten; noch nie war ich so unruhig, als jetzt.«

Scanderbeg hatte ganz Recht, wenn er dem Sultan diese Fürsorge für das Auffinden Roxanens zuschrieb und es mit verstelltem Danke erkannte. Amureth hatte wirklich die auf seine Veranstaltung geraubte Geliebte Scanderbegs suchen lassen. Er ließ

dies auf Wegen thun, auf denen die Geraubte nicht war, und gebrauchte dazu Menschen, die des Sultans vorgespiegelte Bemühung dem trefflichen Scanderbeg bald wieder zu Ohren brachten. Amureth freuete sich innerlich, daß seine List den Jüngling treuherzig gemacht und ihm Vertrauen eingeflößt hatte. Er suchte Scanderbeg dafür zu belohnen, daß er sich von ihm hatte täuschen lassen; er belohnte ihn durch steigendes Vertrauen, durch Ertheilung einer höhern Würde. Ein Glück, das für den Kühnen einen großen Werth haben mußte; denn es setzte ihn auf einen Standpunkt, in einen Wirkungskreis, der es ihm leichter machen mußte, seinen großen, weitumfassenden Plan auszuführen. In dieser Hinsicht allein war ihm des Sultans ausgezeichnete Gnade wünschenswerth; sie mußte das Mittel zur Rache werden, und in solchen Händen mußte dies Mittel seinen großen Zweck erreichen.

Mit weiser Umsicht hatte Scanderbeg seinem Freunde Michael keine Zeit bestimmt, in der er erscheinen werde. »Und geht ein Jahr darüber hin,« sagte er beim Abschiede, »werde Du nur nicht lässig in dem großen Geschäfte, Alles auf den entscheidenden Schlag vorzubereiten. Ich komme wie der Engel des Gerichts.«

Ruhig betrieb daher Michael das ihm aufgetragene Geschäft. Im Stillen bildete sich ein Verein der Freunde des Vaterlandes; er bestand aus Männern, deren Klugheit man zutrauen konnte, daß sie keinen Fehlgriff thaten; aus Männern, die die Kunst verstanden, ihren Eifer, das Vaterland zu retten, unter der Miene der Gleichgültigkeit den Türken zu verbergen. In den abgelegensten Klüften des gebirgigen Landes waren Waffen verborgen; an Oertern, den Augen der Türken unentdeckbar, wurden Zusammenkünfte gehalten, und verstellte, erheuchelte Freundschaft gegen die Unterdrücker

machte diese sicherer, als sie es ihrer Pflicht zufolge hätten seyn dürfen. Man schien sich unter das Joch geschmiegt zu haben und willig ertrug man Belästigungen und Beleidigungen, ohne nur durch eine Miene, durch eine Aeußerung zu verrathen, was man von künftigen Tagen hoffte. Mit der Zeit mußte natürlich die Sicherheit der Türken immer zunehmen, sie überließen sich sorglos allen Vergnügungen, und nicht im Traume dachten sich die Verblendeten die Möglichkeit dessen, was nachher wirklich geschah. Schrecklich wurden die Sichern aus ihrem schönen Traume geweckt.

Wir müssen jetzt, um das Große in dem Benehmen, das Gewagte in dem Abenteuerlichen Scanderbegs ganz einzusehen, einen leichten Blick auf die Lage der

Dinge in dieser südöstlichen Gegend von Europa werfen. Diesem Welttheile droheten damals die größesten Gefahren. Seit mehreren Jahrhunderten hatte sich an den Grenzen des caspischen Meeres aus den wild umher streifenden Stämmen ein Volk gebildet, das jetzt geschichtliche Wichtigkeit bekam, die Türken. Sie waren furchtbar durch ihre Menge, furchtbar durch Kraft und Ehrgeiz, noch furchtbarer durch die Ohnmacht des griechischen Kaiserthums. Dies unglückliche Reich, durch unnütze Religionsstreitigkeiten entzweit, durch Unthätigkeit entnervt, wurde jetzt von einem Volke umklammert, das mit Kraft den Stolz einer neuauftretenden Nation verband.

Um sich einigermaßen zu sichern, entschloß sich der schwache, abergläubische Kaiser Johann Paläologus, den Türken einen Tribut zu bezahlen und sich in ihren Schutz zu begeben. So kamen diese halbwilden Völker nach Europa; sie unterwarfen sich

die ganze Gegend von der Donau bis an die südliche Spitze von Morea.

So entnervt war das ganze griechische Kaiserthum, daß seine Beherrscher es nicht einmal wagten, Nutzen aus der großen Niederlage zu ziehen, die der türkische Sultan Bajazeth von Tamerlan erlitt. Geduldig sahen sie an, wie die Macht der Türken sich wieder sammelte, und hielten sich überglücklich durch den Aufschub ihres Unglücks, das sich mit mächtigen Schritten näherte.

Jetzt beherrschte Amureth der Zweite die schon zu mächtig gewordenen Türken. Groß als Fürst eines noch halbwilden Volkes, groß als Krieger; aber auch verabscheut als Tyrann steht Amureth in der Geschichte seines Volkes da. Seine Residenz war Adrianopel; das griechische Kaiserthum schien er nicht einmal der Aufmerksamkeit werth zu halten; er sah im voraus, daß es bald von selbst zusammenstürzen müsse. Mit gespannter Aufmerksamkeit blickte er gegen

Westen nach dem übrigen Europa; sein fester Plan war, in diesem gebildetern Welttheile so weit vorzudringen, als möglich. Italien, Frankreich und Deutschland sollten Provinzen seines ungeheuren Reiches bilden. An den Grenzen Serviens standen jetzt einige seiner kühnsten Heerführer, Ungarn und Polen beobachtend, als der Fürst Serviens, Georg, durch einen unglücklichen Rath bestimmt, seine Residenzstadt und eine der ersten Festungen, Belgrad, an die Ungarn übergab. Empfindlicher konnte für Amureth nichts seyn, als diese Uebergabe einer Hauptfestung an ein Volk, das jetzt unter der Anführung des tapfern Hunniades das Einzige war, das sich ihm und seinen Plänen kraftvoll widersetzte. Besaß er Belgrad, so hatte er die Donau in seiner Gewalt und der Weg durch Ungarn in das Herz von Deutschland stand seinem Heere offen.

Aufgebracht durch diesen Streich Georgs, drang er in Servien ein, und Georg mußte

dem Mächtigen nicht nur alle seine Schätze, sondern auch seine einzige Tochter, Isabelle Marie, mehr zur Sklavin, als zur Gemahlin überlassen. Nicht mit dieser Demüthigung zufrieden, erschien Amureth im folgenden Jahre wieder und verlangte die Festung Semendria; ein Unternehmen, das ihm aber nicht gelang. Der Sieg, den der tapfere Hunniades über ihn erfocht, rettete die Stadt.

Amureth drang nun in Siebenbürgen ein, und verwüstete dies Land gänzlich, als er zum zweiten Mal wieder in Servien erschien, durch Verrätherei die Hülfe der Ungarn unnütz machte und den unglücklichen Fürsten Georg verjagte, der vergebens die übrigen christlichen Mächte um Beistand anflehete; und nun wurde Belgrad von ihm, dem mächtigen Amureth, belagert. Mehr durch Zufall als durch die Wahl war hier der tapfere Zowann Thalloz von Ragusa Befehlshaber; ein Mann, an dessen Muthe alle Versuche Amureths, die Festung zu erobern,

scheiterten. Sechs Monate hatte die Belagerung gedauert, alle Stürme der Türken, unterstützt durch ungeheure Steinschleudern, und durch mehr als hundert Schiffe, waren vergebens, als Amureth das Letzte, einen allgemeinen Sturm mit dem ganze Heere, versuchte. Aber auch dieses lief fruchtlos ab; Tausende der Stürmenden wurden durch springende Minen verschüttet; mehrere noch fielen durch die Schwerter der ausfallenden Besatzung.

Ein längerer, für Amureth unglücklicher Krieg entstand jetzt, und schwer lag Hunniades Schwert auf dem Nacken der Türken; fast alle Bey's Amureths, sonst tapfere, entschlossene Anführer, wurden von Hunniades geschlagen. Sie flohen bis an das schwarze Meer zurück, und alle jene Provinzen an den Ufern der Donau wurden befreit.

Noch war einer der berühmtesten Anführer Amureths, Hassan Bey, übrig; auf

ihn setzte Amureth sein ganzes Vertrauen; kurz und bündig war der Befehl, den Amureth ihm gab, die Ungarn zu schlagen und den Schimpf verlorner Schlachten an ihnen zu rächen. Aber ob Hassan Bey gleich die Nacht zur Schlacht wählte, um auf den unglücklichen Fall die Flucht zu sichern, so mußte der Umstand, daß bei dem Anfange der Verwirrung im türkischen Heere der Mond durch die Wolken brach, den Geschlagenen äußerst schädlich werden. Hassan Bey selbst wurde gefangen und zwanzigtausend Türken lagen auf der Ebene von Kunowitza. Amureth, der zwei Hauptschlachten, vier entscheidende Treffen und mehrere kleine Gefechte verloren hatte, sah sich gezwungen, einen Feldzug zu endigen, der seinem Kriegsruhme, wie seiner Zufriedenheit einen harten Stoß beigebracht hatte. Alle diese unglücklichen Vorfälle hatte der im Heere der Türken stehende Scanderbeg mitgemacht. Jetzt, da er seines Vaters Tod wußte, war

ihm auch die letzte Hoffnung geraubt; er hatte immer noch gehofft, Amureth werde ihm das väterliche Erbe einräumen; jetzt aber war sein Vaterland, der Gewalt eines Bassa übergeben, völlig in eine türkische Provinz verwandelt. Er verbarg seinen Plan, seinen Groll noch wenige Tage, bis zu einer kleinen Reise, die Amureth unternahm, um sich von seinem Verdrusse über Hassan Bey's Unglück zu zerstreuen.

»Jetzt ist es Zeit!« sagte sein Freund Selim, der, wie er selbst, nach einer Gelegenheit, sich zu rächen, dürstete. »Jetzt die Zeit nicht nützen, heißt ein gewonnenes Spiel aus den Händen geben!«

In einer Stunde war der Plan auf's Reine gebracht. An Selims Hand und bloß mit ihren Dolchen bewaffnet, ging Scanderbeg zu dem vertrauten Effendi des Sultans; er wählte zu diesem Besuch eine Zeit, in der dieser unglückliche Geheimschreiber allein war. Scanderbegs Besuch war

nichts Seltenes; oft schon hatte der für den Günstling Geltende Aufträge von Amureth an den Effendi; heute aber mußte der Antrag Scanderbegs auffallen.

»Du schreibst mir jetzt auf der Stelle einen Firman (einen Befehl) an den Bassa von Epirus, des Inhalts, daß dieser die Regierung abtritt und mir übergibt.«

Erstaunt blickte der Effendi auf den Jüngling; er zweifelte weniger, recht gehört zu haben, als er an dem Verstande des Fodernden zweifelte. »Ich, ich sollte Dir einen Firman dieser Art schreiben?« fragte kopfschüttelnd der Greis.

»Diesen Firman schreibst Du, untersiegelst ihn mit des Großherrn Petschaft und unterschreibst ihn im Namen des Großherrn!«

»Was könnte mich zu einem tollen Unternehmen dieser Art bestimmen?«

»Dieser Dolch!« rief Scanderbeg, den zitternden Greis mit kräftiger Faust schüt-

telnd. — Vergebens waren alle Vorstellungen; Scanderbeg war und blieb taub gegen alle Bitten des Unglücklichen, der jetzt gezwungen wurde, wider seinen Eid, wider seine Pflicht zu Scanderbegs Plane die Hand zu bieten.

Der Firman wurde in bester Form ausgefertigt; Siegel und Namen des Großherrn standen darunter; mit Bedacht las Scanderbeg die Schrift; mit gespannter Aufmerksamkeit durchsah er jede Zeile, prüfte Siegel und Unterschrift, und — eine That, die sich mit nichts, als mit den Gesetzen der äußersten Nothwendigkeit entschuldigen läßt — im nächsten Augenblicke lag der Greis, von Scanderbegs Dolche durchbohrt, in seinem Blute da.

Selim und Scanderbeg gingen fort, die Thür verschließend.

»Nun führe Deinen Plan glücklich aus,« sagte Selim. »Zur rechten Zeit sollst Du mich schon finden, oder wenigstens von

mir hören, wie ich meines Vaters Tod an dem Tyrannen gerächt habe.«

Beide trennten sich jetzt. Es bedarf kaum der Erwähnung, daß Scanderbeg alles zu seiner Abreise Nöthige schon vorher in Stand gesetzt hatte. Die Augenblicke waren kostbar; jede versäumte Minute würde von schädlichen Folgen gewesen seyn.

Scanderbeg bestieg mit einem Getreuen, auf den er sich ganz verlassen konnte, sein Roß und in weniger Zeit war er an der Grenze von Epirus. Sein erster Weg war zu der einsamen Wohnung des Freundes seines Vaters, in dessen Händen er seine Geliebte zurückgelassen hatte. Glücklich in den schönen Träumen des Wiedersehens Roxanens hatte er von den Beschwerlichkeiten des weiten Weges nichts empfunden; er dachte an nichts, als an sie, die er so grenzenlos liebte; seine ganze Seele schwamm in den Freuden dieser schönen Hoffnung; seine Einbildungskraft malte sich dieses frohe, über-

raschende Wiedersehen auf das schönste; immer reizender standen die einzelnen Züge dieses herrlichen Gemäldes vor ihm, je näher er kam — als er um die letzte Buschecke bog und statt der Wohnung des treuen Michael einen Schutthaufen vor sich sah. Erschrocken sprengte er näher; der Anblick eines an der Sonne getrockneten, auf einer Lanze steckenden Kopfes mußte sein Staunen in tödtliches Erschrecken verwandeln.

Mit zusammengeschlagenen Händen hielt er da, jene furchtbare Trümmer, jenen von der sinkenden Abendsonne erhellten Schädel betrachtend. Er war keines Gedankens, keines Wortes fähig. Alles um ihn herum war öde und still; Niemand war in dieser Wildniß zu sehen; kein Mensch, den er hätte fragen können, war zu erspähen. Alles war öde und wüste, wie seine Seele vor Schrecken es war. Er wußte im ersten Augenblicke nicht, was er thun, wozu er sich entschließen sollte. Sollte er hier bleiben?

wozu konnte das führen? — Sollte er diesen furchtbaren Platz verlassen? wohin sollte er sein triefendes Roß lenken?

Da erinnerte er sich des großen Planes, um dessen Ausführung er dies alles unternommen hatte; da fiel ihm aus der Unterredung mit Michael ein, daß dieser von Zusammenkünften in den wildesten Schluchten gesprochen hatte. Der Kühne erwartet immer mehr von dem Zufalle, als der Muthlose. Scanderbeg entschloß sich, auf's Gerathewohl in das Gebirge zu reiten. Vielleicht traf er einen Vertrauten, dachte er — und sein Wunsch wurde herrlicher erfüllt, als er mit den kühnsten Hoffnungen sich selbst geschmeichelt hatte. Still und nichts als bittere Klagen über des Schicksals Tücke sagend, ritt er mit seinem Begleiter am Ufer eines murmelnden Waldbaches hinauf, als ihm mitten in der Nacht aus dem Dickicht des Waldes ein schwaches Licht entgegenschimmerte; als er eine zerfallene Ruine

aus dem grauen Alterthume vor sich entdeckte; als er mehrere Stimmen hörte. Er ritt so nahe heran, als möglich, stieg vom Pferde, gab dies seinem Begleiter, indeß er selbst die lockern Steine jener Ruine überstieg und sich in einem Kreise fremder, ihm unbekannter Männer sah.

Die prächtige türkische Kleidung und der gezogene Säbel waren Ursache, daß die Fremden erschraken.

»Wenn Ihr Freunde Eures unglücklichen Vaterlandes seyd, dann fürchtet nichts!« sagte Scanderbeg. »Ich will Euch nur einen Namen nennen. Wo ist der Freund meines Vaters, Michael?«

»Um Gotteswillen, seyd Ihr es, Prinz Georg?« rief ein sich vordrängender Greis. Scanderbeg sah schärfer hin; seines Vaters Freund, Michael, der redliche Greis, stand vor ihm, sank in seine Arme.

»Ich habe Euch in Eurem Hause gesucht.«

»Aber Ihr fandet einen Schutthaufen und den Kopf eines meiner Diener. Vielleicht glaubtet Ihr, es sey mein Kopf?«

»Ja. Wo ist Roxane?«

»Wo diese und meine Tochter sind, mag Gott wissen. Sie sind mit Gewalt geraubt!«

»Geraubt? Mit Gewalt geraubt? Was werde ich außer meinem armen Vaterlande noch alles zu rächen haben! Doch jetzt erst das Wichtigere!« sagte Scanderbeg und das Bild des unterdrückten Vaterlandes verdrängte Roxanens, der Geliebten Bild. Er setzte nun seinen Entwurf weiter aus einander. Alles war Ohr; denn alle diese Unglücklichen hingen treu an ihrem Vaterlande; Alle sahen sie in dem Sohne ihres verstorbenen Fürsten ihren Retter.

Die Rollen zu dem großen Trauerspiele wurden vertheilt; wie es ausgeführt wurde, werden wir bald hören; nur erst noch einen Blick auf Roxane, auf ihr Ver-

schwinden. — Einem so mächtigen Manne, wie Ibrahim war, konnte es nicht an Helfershelfern fehlen, die alle ihre Zeit und alle ihre Kräfte daran wendeten, ihrem Herrn Auskunft über Roxanen zu verschaffen. Schon die Furcht mußte sie dazu bestimmen; fühlten und wußten sie es doch, welche Geißel sie an Ibrahim haben würden, wenn sein Zorn und sein Unmuth über der Geliebten Verlust dauernd sey. Mehr noch als diese Furcht wirkte der Eigennutz. Ibrahim, dem der Gedanke an Amureths wilden, aufwallenden Zorn keine Ruhe ließ, bot mit verschwenderischer Freigebigkeit Belohnungen, deren Viertheil schon Jeden glücklich gemacht haben würde. So geizig und eigennützig er sonst war, so milde und freigebig hatte ihn der zu fürchtende Unwille Amureths gemacht. Nach allen Seiten, nach allen Richtungen hin wurden Kundschafter geschickt; Ibrahim selbst ließ jeden der Rückkehrenden vor sich kommen; er selbst fragte

ihn aus; er selbst wollte die Freude haben, der Erste zu seyn, der den Aufenthalt der Verschwundenen wisse. Aber vergebens freu=ten sich seine Diener; vergebens rechneten sie auf eine Nachricht, die die auffahrende Stimmung des Gebieters besänftigen und seinen Zorn mildern könne.

Ibrahim war um desto aufgebrachter gegen Jeden, je weniger er einem Andern die Schuld beimessen konnte.

Drei Tage hatte er so getobt, als am vierten Tage seine Kundschafter einen reisen=den griechischen Kaufmann brachten, mit dem sie unterwegs gesprochen hatten, und der nicht weit von der Grenze die Entflohenen gesehen haben wollte. Erwartungsvoll ließ Ibrahim ihn vor sich bringen. Der Rei=sende blieb bei seiner Aussage und erbot sich, Ibrahims Kundschafter bis in die Ge=gend jener bergenden Hütte zu führen, wo er Scanderbeg, Roxane und Selim gesehen hatte.

Natürlich war es, daß Ibrahim nichts Angenehmeres hören konnte. Unter dem Versprechen der größesten Belohnung, ließ sich der Grieche geneigt finden, mit einem vertrauten Diener Ibrahims, der Roxanen gesehen hatte und sie gewiß wieder kennen würde, reisete der Verräther ab, jenen Diener Ibrahims für seinen Gehülfen im Handelsgeschäfte ausgebend.

Es war ein schöner Sommerabend, an welchem Michael mit seiner Familie vor der Hütte saß. Roxane saß unter ihnen, das aus ihrer Geschichte erzählend, was Scanderbeg vielleicht übersehen hatte. Mit gespannter Aufmerksamkeit hörte Michael und seine Familie zu; aber mit noch größerer Aufmerksamkeit jene beiden Verräther, die, hinter einem Felsenstück liegend, jedes Wort der sich sicher glaubenden Erzählerin hören konnten. Roxane hatte schon so viel erzählt, daß den Kundschaftern gar kein Zweifel mehr übrig blieb, als der Grieche unter lautem Wehklagen aus

aus seinem Schlupfwinkel hervortrat und sich, für seinen Gefährten um Hülfe bittend, dem Kreise der redlichsten Menschen näherte.

»Wo ist Euer Gefährte? Was widerfuhr ihm?« fragte Michael.

»Wir kommen aus dem Gebirge, da fällt mein Gefährte ohnmächtig nieder. Mit Mühe habe ich ihn bis an den Eingang des Gebüsches geschleppt.«

Ohne weiter nach Namen und Stand zu fragen, und noch weniger hinter der Maske des Unglücklichen einen Teufel zu vermuthen, eilten Alle dahin, wohin der Verräther sie führte. Roxane war die erste. Der verstellte Kranke kannte sie auf den ersten Augenblick. Roxane trug noch eben die Kleider, die sie auf Ibrahims Räuberneste getragen hatte. Mit menschenfreundlicher Mühe brachte man den Bösewicht nach der Hütte; was die Redlichen zu seiner Pflege thun konnten, geschah mit willigem Herzen; mit erheucheltem Danke nahm der

Bube jede Erquickung, jede Pflege an. Die Nacht war nahe, willig bot man den Beiden, die sich überdem für Verirrte ausgaben, ein Nachtlager; mit Dank wurde es angenommen. Am folgenden Morgen verließen die Verräther die gastfreie Hütte; ihre Augen erzwangen Thränen der Freude, indeß ihre Herzen sich im voraus einer durch schändlichen Verrath erworbenen Belohnung freuten. Zufrieden mit sich selbst und das Süße, das Schöne, einen Menschen gerettet zu haben, fühlend, entließen die Redlichen die Verräther.

Ibrahim hatte mit Sehnsucht der beiden Verräther gewartet; er zweifelte schon an dem glücklichen Erfolge dieser Sendung; als er Beide mit der Eile dessen, der nichts so sehr fürchtet, als mit einer frohen Nachricht zu spät zu kommen, über die Ebene sich nahen sah.

»Gefunden! mächtiger Bey, gefunden!« rief ihm der Diener mit jener Vertraulichkeit

entgegen, die der, der eine freudige Post bringt, sich so gern erlaubt.

Die Nachricht verbreitete Freude. Jeder wollte sich dadurch an seinem Schicksale rächen, Jeder seine Theilnahme an Ibrahims Glück dadurch beweisen, daß er sich erbot, Roxanen abzuholen.

Der Grieche wurde verschwenderisch beschenkt; sein Gefährte erbot sich, die zum Abholen ausgesuchten und bewaffneten Diener zu führen. Das Einzige, das bei dieser Unternehmung noch einige Hoffnung für jene unglückliche, zum Opfer bestimmte Familie erregen konnte, war der Umstand, daß der Anführer der Schaar kein Unmensch war. Er hatte bloß den Auftrag, Roxanen zu bringen; der Andern aber so lange zu schonen, bis Gegenwehr härtere Maßregeln nöthig mache.

Es war Mitternacht, als die Räuber bei jener Hütte ankamen; nur zu gut hatte der Führer den Weg geemerkt; Eigennutz

und Rache hatten seinen Ortssinn geschärft. Die Hütte wurde umstellt, daß kein Entwischen möglich war; die Thür wurde erbrochen; Michael und seine wenigen Leute setzten sich vergebens zur Wehre; einer von ihnen wurde durchbohrt; Roxane und die Tochter des redlichen Greises wurden fortgeschleppt. Der Greis und der andere noch lebende Diener wurden gebunden und entfernt von der Wohnung niedergelegt; die Hütte wurde ein Raub der Flamme; dem getödteten Diener wurde der Kopf abgehauen und auf eine Lanze gesteckt.

So mit der boshaften That zufrieden, zogen die Verbrecher auf unbekannten Wegen der Veste Ibrahims zu. Bis an den Morgen lagen die Gebundenen in größester Unruhe da, bis es dem raschern und gelenkigern Diener gelang, seine Fesseln zu lösen. Er befreite jetzt den redlichen Greis und dessen Gattin, die nun mit Thränen auf den Schutthaufen sahen, der ihre Habe ver=

nichtet hatte; aber mit noch ungleich schwererem Herzen für das Loos der beiden Geraubten fürchteten. Sie verließen die Gegend; in der Nachbarschaft fanden sie edle Herzen genug, die gern den Verlust ersetzten, die noch lieber den größeren Verlust, den Raub der Tochter und Roxanens, ersetzt hätten.

Fast den ganzen Tag hatte Ibrahim auf Roxanen, wie ein Tiger auf seine Beute gewartet, als gegen Abend die Begleitung ankam und statt einer Gefangenen ihrer Zwei brachte. Beide waren so entkräftet, waren so vom Schrecken, von Mühseligkeit des Weges angegriffen, daß sie selbst Ibrahims Herz zum Mitleiden bewegten. Kaum machte er Roxanen einen Vorwurf; die Freude, sich des Geschenkes Amureths würdig zeigen zu können, indem er dies schöne Geschenk mit Sorgfalt hütete, verdrängte jeden Groll, den er früher gegen die Unglückliche hatte. Aber das war natürlich, daß

Roxane und Johanne jetzt um so schärfer bewacht wurden; der erste unbegreiflich gelungene Versuch hatte Ibrahim um ein Großes vorsichtiger gemacht. Freilich legte Ibrahim es nun ganz darauf an, sich bei Roxanen in Gunst zu setzen; aber es bedarf wohl kaum einer Erwähnung, daß die Treffliche den grauen Wollüstling zu tief verabscheuete.

Kaum würdigte sie ihm einer Antwort; nie eines Blickes, der nur einigermaßen von Achtung zeigte. Und so war denn auch Ibrahims Bemühung, Roxanens Entführer zu wissen, vergebens. Nie erfuhr er, wer Selim sey; auf Scanderbeg konnte er so nicht denken, weil er diesen in Amureths Gefolge wußte, und weil ihm dessen Liebe zu Roxanen ganz unbekannt war. Roxane selbst war klug genug, Scanderbegs Namen nie zu nennen. Nach ihrer eigenen Erzählung war sie von jenem Hüttenbewohner durch einen bloßen Zufall entdeckt und liebreich

von dessen Familie aufgenommen. — So verging eine långere Zeit, in der Roxane und ihre Freundin in der Gewalt des wie ein Uhu einsam lebenden Ibrahim zubrachten. Die Burg selbst durften Beide nicht verlassen; überall begleiteten die Blicke der Kundschafter die Unglücklichen. Ihr einziges Glück war die Freundschaft, die sie unter einander hatten; ihr schönstes Glück war das Leben unter Greisen, bei denen ihre Tugend gesichert war.

Scanderbeg war indeß im Heere Amureths. Er erfuhr nichts vom Schicksale seiner Roxane; jedes Schreiben und jede Nachricht hatte er mit Ernst untersagt, da der ganze Plan einmal eingeleitet war und das Ganze seinen Gang desto sicherer fortging, je weniger darüber gesprochen und geschrieben wurde. Scanderbeg erfuhr daher nichts von Roxanen.

Amureth hatte seine guten Gründe, ihm nichts zu entdecken; vielleicht hätte es die

Sultanin Isabelle gethan; aber es ist möglich, daß auch diese über den ganzen Gang der Dinge nicht unterrichtet war; überdies standen die Heere jetzt im Felde, indeß die Sultanin in Adrianopel blieb. Scanderbeg glaubte seine Roxane immer noch in jener friedlichen Wohnung. Aus diesem Grunde läßt sich sein Erstaunen, sein Erschrecken erklären, da er hier eine Oede, eine Wüste antraf.

Mochte dies Alles den Edlen noch sehr angreifen; mochte Roxanens Schicksal und die dunkle Ungewißheit ihres Looses sein Herz noch so sehr beunruhigen, ganz gebeugt, und noch weniger von dem Wege zum größern Ziele, zur Befreiung des Vaterlandes gebracht, konnte es nicht werden. Mit dem Muthe des Edlen besiegte Scanderbeg sein eigenes Herz; die Liebe mußte einer heiligern, einer größern Pflicht weichen. Nur wenige Stunden ruhete er von der weiten, angreifenden Reise. Hundert Hände waren

zu seiner Pflege bereit; sein edles Roß wurde besorgt; er selbst schmückte sich so herrlich, als es ihm möglich war, und so sehen wir ihn in den nächsten Stunden an den Thoren der ehemaligen Hauptstadt seines Landes, die in der Folge, nach Scanderbegs Tode, von den Türken in einen Aschenhaufen verwandelt wurde, weil sie befürchteten, dieser Ort könnte in Zukunft ähnliche Unfälle für sie bewirken.

Scanderbegs Freunde, oder vielmehr die Freunde seines Vaterlandes, waren in der Zeit nicht unthätig gewesen. Aus dem Volke hatten sie mehrere Hunderte der Entschlossensten und Kühnsten, nach hinlänglicher Prüfung, ausgesucht. Dies war bei einer so kriegerischen Nation, die das Joch der Sklaverei ungern trug, mit keinen Schwierigkeiten verknüpft. Waffen waren hinlänglich vorräthig; die wildesten Felsenschlüfte verbargen sie. Die Türken achteten zu wenig auf ein Volk, das sie auf ewig unterjocht

glaubten. Sie überließen sich mehr den Vergnügungen und waren der Meinung, daß sie sich durch nichts, als durch Wollust, durch Schmausereien und durch Feste von den Mühseligkeiten ihrer weiten Märsche und der Einnahme des Landes erholen könnten. Die ersten Regeln der Vorsicht blieben unbeachtet. Daher waren schon an mehreren kleinern Oertern und an vielen Wegen Posten von Scanderbegs Getreuen ausgestellt, ehe dieser selbst vor Croja erschien.

Hier herrschte jetzt mit orientalischer Pracht ein Bassa, der zu Amureths Lieblingen früher gehörte, der aber jetzt, ohne eigentlich zu wissen, weshalb, Amureths Gunst etwas verloren hatte. Zu so etwas war wenig erforderlich. Die kleinste Laune des Despoten konnte die Ungnade und den Fall eines Mächtigen leicht bewirken. Hassan Bey — so hieß der Gouverneur, der über dies unglückliche Land gesetzt war — suchte

jetzt sich in der Freundschaft und Treue seiner untergebenen Türken immer fester zu setzen. Er fürchtete Amureths Zorn, und da das Gerücht von dem unglücklichen Feldzuge des Tyrannen gegen den tapfern Hunniades ihm kein Geheimniß seyn konnte, so hielt er es für das sicherste Mittel zu seinem Glücke, der Anhänglichkeit der türkischen Soldateske gewiß zu seyn.

Aus dieser Absicht sah er alle Gewaltthätigkeiten gegen die unterdrückten Bewohner des Landes nach. Hart lag auf diesen Verlassenen die Willkühr frecher, zügelloser Beherrscher; nicht einmal eine Klage, selbst die gerechteste nicht, wurde ihnen gestattet, und eine Bitte, mochte sie noch so billig seyn, wurde wie ein Verbrechen bestraft, wenn ihr Inhalt gegen die Forderung eines türkischen Soldaten war.

Hassan hatte gerade jetzt seinen Unterbefehlshabern ein Fest gegeben. In voller Freude und im Genusse aller Ergötzlichkeiten

lag, man um den verschwenderisch besetzten Tafeln auf weichen Polstern herum, als Scanderbegs Verwandter, der listige Amesa, als Türke in die Versammlung trat und, sich für einen Bedienten Scanderbegs ausgebend, diesen als den neuen Statthalter anmeldete.

Hassan erschrak. Kaum konnte er sein Erschrecken verbergen; er fürchtete das, was zu den unerhörten Seltenheiten nicht gehörte; er fürchtete den seidenen Strick, den vielleicht Scanderbeg für ihn mitbrächte.

»Wie ich in Adrianopel hörte, seyd Ihr zum Statthalter in Romanien bestellt. Der Firman ist schon ausgefertigt.«

Eine Nachricht, wie diese, verwischte alle Besorgniß. Romanien war die einträglichste Statthalterschaft; an sie grenzten die wenigen Oerter, die noch zu dem immer tiefer sinkenden griechischen Kaiserthum gehörten. Hier stand es einem Statthalter

frei, völlig zu thun, was ihm beliebte, und eine solche Aussicht mußte einem Geizigen, einem Eigennützigen, wie Hassan war, Ersatz genug für die abgegebene Statthalterschaft des ärmern Epirus seyn.

Amesa, der Listige, wurde reichlich von Hassan beschenkt; er wußte sich so zu nehmen, daß nicht der geringste Argwohn im Herzen des getäuschten Hassans entstand; als in eben dem Augenblicke Scanderbeg in allem Glanze und mit aller ceremoniellen Feierlichkeit seines Postens eintrat, dem Statthalter sich näherte und ihm jenen erzwungenen Firman überreichte. Mit Ehrfurcht sah ihn Hassan an, drückte das wichtige Dokument aus der Hand des Großsultans an seine Lippen, las es und erklärte glückwünschend Scanderbeg zum Statthalter. Alle die Anwesenden nahmen Theil an diesem Glückwunsche. Alle huldigten sie dem schönen, kühnen Manne, der wie ein Gott unter ihnen stand.

»Ich bedaure wirklich,« sagte Scanderbeg mit milder Miene, »daß ich nur erst Einem von Euch bestimmt Glück wünschen und dadurch meine Dankbarkeit für Eure Theilnahme an den Tag legen kann. Du, Hassan Bey, bist zum Statthalter Romaniens ernannt. Der Firman ist ausgefertigt; die Spahis, die den Abgesandten begleiten sollen, waren schon beordert. In wenig Stunden müssen sie ankommen. Mein Glückwunsch für Dich, Du Beneideter, ist herzlich. Genieße das Glück lange, ob Du gleich wegen der Nachbarschaft der Griechen manche beschwerliche Stunde haben wirst.«

»Freilich. Indessen ich hoffe, der Posten soll die beschwerlichen Stunden versüßen.«

»Da hast Du Recht. Der Großsultan ist furchtbar wider die Griechen aufgebracht. Alles, was sie besitzen, ist in Deiner Gewalt. Mache mit ihnen was Du willst, sie wagen nicht einmal eine Klage.«

Hassan war kaum im Stande, seine teuflische Freude in etwas zu verbergen. Die Aussicht, mit dem Wohl eines unterjochten Volkes spielen zu können, mußte für einen Nichtswürdigen, wie Hassan es war, zu angenehm seyn.

Noch eine Stunde überließ man sich der Freude der Tafel. Scanderbeg sprach jetzt über den Krieg, dem er beigewohnt hatte; sprach über die Belagerung Belgrads und war mitten im Vortrage an die aufmerksamsten Zuhörer, als ein verabredetes Zeichen mit der Glocke gegeben wurde und im Pallaste selbst ein Geräusch hörbar wurde; da sprang Scanderbeg auf; mit den Worten: »Bube! nun geh nach Romanien!« flog Hassans Kopf auf die Tafel. Zwei der Nächsten, die Hassans Tod rächen wollten, lagen durch Scanderbegs Säbel gestreckt, als seine Anhänger in den Saal drangen. Nur wenige Augenblicke waren nöthig und alle die hier versammelten türki-

schen Befehlshaber waren ein Opfer der Wuth der bisher Unterdrückten geworden. Ein anderer noch größerer Haufe der Vaterlandsfreunde, verstärkt durch die, die den Scanderbeg unter der Verkleidung Reisender begleitet hatten, fiel die in der Stadt zerstreuten Türken an, die aus Mangel eines Oberhaupts nicht wußten, wozu sie sich entschließen sollten.

Scanderbegs Befehl, keines Türken Leben zu schonen, war nicht einmal nöthig; die rachbegierige Wuth war hier mehr, als Befehl. Ein Auftritt zeigte sich, so schrecklich, so gräßlich, als ihn die Einbildungskraft sich nur denken kann. Nichts war den wüthenden Epiroten heilig; wo man Türken fand, wurden sie ein unglückliches Opfer der Rachsucht einer wilden, aufgeregten Volksmasse, deren jeder Einzelne an dem einzelnen Türken blutig und grausam rächte, was die ganze Nation verschuldet hatte. Selbst in den Kirchen fanden die Unglücklichen kei-

nen Schutz. Vor den Altären und unter dem Kreuze des Erlösers wurden sie gemordet.

Scanderbeg selbst ließ sich von seiner Begierde, des Vaterlandes Freiheit zu rächen, so weit hinreißen, daß er selbst mehrere Türken niederhieb, und dadurch das wirksamste Beispiel zu fernerer Grausamkeit gab. Nur drei Stunden waren nöthig, um das große Wagstück zu vollbringen; aber welche gräßliche drei Stunden!

Ueberall lagen die blutigen Leichen der Türken umher; überall fand man die zerstümmelten Unglücklichen; die Halbmonde des Großsultans waren abgerissen, zertreten und auf den blutigen Gassen umhergeworfen; Amureths Wappen, seine Verordnungen und die Fahnen, die Heiligthümer des türkischen Heeres, wurden in Stücken geschlagen und gerissen. Auf öffentlichem Markte wurde ein großes Feuer angezündet; alles, was den bisherigen Unterdrückern ehr-

würdig gewesen war, brannte hier auf dem Altare der glühenden Rache.

Fast kein Türke war mehr übrig; denn die, die sich in die Häuser geflüchtet hatten, um dem Tode zu entgehen, wurden von den Bewohnern verrathen, und dann von der wüthenden Menge hervorgeholt und gewürgt; an Gefangene dachte Niemand; als Scanderbeg kurz vor Untergang der Sonne als Sieger dastand. Ueber eine unterdrückte, unterjochte Stadt war die Sonne heute aufgegangen; ihre letzten Strahlen leuchteten freundlich und milde über frei gewordene Einwohner.

Noch in der Abendstunde huldigte Alles dem neuen Fürsten, der seines Vaters Thron bestieg. Noch in dieser Nacht erfuhr das ganze Land die große Veränderung seines Looses, Alles eilte herzu, den neuen Fürsten zu bewillkommnen.

So war dies unglückliche Land mit einem Male und durch das Schwert eines

kühnen Fürsten befreit. Freier athmeten seine Bewohner wieder und mit Wohlgefallen sah der Held auf das große Werk, das seinem kühnen Muthe, seinem tapfern Arm so herrlich gelungen war. Groß war die Beute, die man machte. Aufgehäuft lagen die erpreßten Schätze da; Scanderbeg vertheilte Alles unter seine neuen Unterthanen und diese Güte wirkte mehr zu der grenzenlosen Liebe seiner Unterthanen, zu ihrer Bereitwilligkeit, für ihn das Leben zu wagen, als selbst der Ruf seiner Tapferkeit es konnte.

Scanderbeg benutzte sehr klug den Enthusiasmus, in welchem seine Unterthanen jetzt lebten. Er sah im voraus, daß Amureth alles anwenden werde, diese kühne That zu rächen; er wußte, wie viele heimliche Feinde er am Hofe und in Amureths Heere hatte; er sah im voraus das Gewitter, das sich über seinem Haupte zusammenziehen würde, um ihn mit einem Schlage zu zer-

schmettern. Amureths Heere waren unübersehbar; seine Macht war, in Vergleich der erst noch aufblühenden Macht Scanderbegs, grenzenlos; seine Reichthümer und Hülfsquellen waren unerschöpflich und Scanderbeg hatte diesen allen nichts entgegenzustellen, als — ein ausgesogenes, durch Feindes Uebermuth verarmtes Land. Aber er wußte, zu welchen Aufopferungen der Freie, dessen Ketten so eben gebrochen sind, sich willig versteht; er kannte den Menschen, und war überzeugt, daß ihm nichts zu theuer ist, wenn er die errungene Freiheit behaupten will. Nach dieser sehr richtigen und durch Erfahrungen hinlänglich bewährten Ansicht versammelte er am folgenden Morgen die Bewohner seiner Hauptstadt. Ihr lauter Freudenruf empfing den Helden, da er unter ihnen erschien; da er vor ihnen auftrat, vor denen, deren Jeder ihm seine Freiheit verdankte. Kaum gelang es ihm nach längerer Zeit, so viel Stille zu bewirken, daß man

seine Anrede, die durch Freudenruf und Glückwünschungen unterbrochen wurde, hören und verstehen konnte.

Mit einem Feuer, wie es sich nach einer solchen That, wie es sich von einem solchen Helden erwarten läßt, redete Scanderbeg die Menge an. Er machte sie aufmerksam auf das, was sie zwölf Jahre unter dem Joche der Türken getragen und geduldet hatten. Sagte er ihnen gleich nichts Neues, war gleich Keiner unter ihnen, der nicht Mißhandlungen und Tyrannei im höchsten Grade getragen; Keiner, der nicht den Uebermuth der Feinde gefühlt; Keiner, der nicht Thränen der Verzweiflung genug geweint hatte; so waren doch diese gräßlichen Bilder der Vergangenheit, die so schaudervollen Rückerinnerungen nöthig, um die Herzen zu größern Opfern geneigter zu machen und sie für heiligere Entschlüsse zu erwärmen.

An diese Rückerinnerung schloß er nun

die Verpflichtung, Alles, Alles zu thun, sich des Glückes errungener und von der Vorsehung so ungewöhnlich begünstigter Freiheit werth zu zeigen und nichts zu schwer zu finden, das zu ihrer Befestigung nöthig sey. »Ich selbst,« setzte er hinzu, »gelobe es hier vor Gottes Sonne und vor Eurer Aller Augen an, nie einen Schritt zurückzuthun. Wüßte ich gewiß, daß der qualvollste Tod mein Loos seyn würde, so sollte diese Ueberzeugung mich nicht abhalten, jenen Eid zu erfüllen, den ich als Knabe meinem Vater vor dem Altare schwur; den Eid, nie mit den Türken Frieden zu machen und den letzten Tropfen Blut für des Vaterlandes Freiheit zu versprützen. Und diesen Entschluß erwarte ich von Euch Allen. Ich lese aus Euern Mienen, daß der Gedanke an die bloße Möglichkeit, der Türken Joch noch einmal tragen zu müssen, Euch schon empört!«

Eine feierliche Stille herrschte. Nur

Thränen und Schluchzen unterbrach sie. Jedes Herz war ergriffen, erschüttert und glühete, das gern zu thun, was das Glück der neuen Freiheit heischte. Keiner antwortete. Da drängte sich ein Greis, geführt von seinen beiden Enkeln, von zwei kraftvollen Jünglingen, hervor und näherte sich dem Helden, die Knie des hochherzigen Erretters umfassend. Mit der Ehrfurcht, die dem greisen Alter gebührt, richtete Scanderbeg ihn auf und umarmte ihn. Thränen erstickten des Greises Stimme. Er mußte sich erst sammeln, ehe er im Stande war, sein Herz auszuschütten.

»Ich bin,« fing er an, »der Aelteste unserer Stadt und vielleicht des ganzen Vaterlandes. Ich habe nicht nur Deinen Vater als einen tapfern Jüngling gekannt; ich weiß noch die Zeiten unter der Regierung Deines Großvaters. Viel habe ich erlebt, manchen Kummer getragen, manche Thräne geweint; aber nie bin ich so ergriffen, als

im jetzigen Augenblicke. Ich glaubte nicht, daß ich mein armes Vaterland wieder frei sehen würde. Alle die Glücklichen, die Du da um Dir siehst, habe ich als Kinder gekannt. Heute sehe ich mich als ihren Vater an. Als Vater verspreche ich Dir in Aller Namen unbedingte ewige Treue; aber als Vater spreche ich auch den Vaterfluch über den aus, der zum Verräther an Dir und dem Vaterlande werden könnte.«

Ohnmächtig sank der von seinen Gefühlen zu sehr angegriffene Greis in die Arme seiner Enkel.

Male man sich diesen Auftritt, um seinen Eindruck ganz zu fühlen. Schon Jedem ist eine gewisse Achtung des Alters angeboren; und nun denke man sich einen Greis, wie Androniko war, den Jeder um seiner Redlichkeit willen schätzte; denke man sich ihn vor den Augen der Tausende, deren Herz jetzt jedes feierlichen Eindrucks empfänglicher war; denke man sich den Greis in den

Armen Scanderbegs, dessen Thränen selbst häufig flossen, und man wird gern zugeben, daß Scanderbeg weiter keines Bewegungsgrundes bedurfte, um die ganze Menge für seine höhern, weitumfassenden Pläne anzufeuern.

In wilder Freude rief das Volk ihm zu, daß Androniko aus seinem Herzen gesprochen habe, und daß Jeder mit Freuden sein Leben zu des Vaterlandes Besten aufopfern wolle. Um das Ganze zu vollenden, ging Scanderbeg jetzt an der Seite des Bischofs und begleitet von Tausenden zu der Hauptkirche. Hier warf er sich vor dem Crucifix des Altars nieder; hier bat er den Erlöser um Gnade, daß er gezwungen die mahomedanische Lehre hatte angenommen; hier schwur er den türkischen Glauben ab und ließ sich von neuem als Christ taufen. Auch diese Feierlichkeit, so kurz sie auch war, trug viel dazu bei, dem trefflichen Fürsten Aller Herzen zu gewinnen. Alles Mißtrauen —

und manches Fünkchen desselben mußte sich finden, so lange Scanderbeg sich noch zum Islamismus bekannte — war nun jetzt gehoben; das große Werk konnte nun mit desto rascherem Eifer gefördert werden. Scanderbeg hatte früher schon eine Art von Kriegssystem entworfen; ein System, das seine Einsichten und seine Menschenkenntniß in ein herrliches Licht stellt.

Jene Länder, die wir unter dem Namen ebener und gebirgloser Länder kennen, wo Lüfte und Wasser weicher, wo die Menschen nachgiebiger sind, solche Länder sind leicht durch einen entscheidenden Schlag unterjocht. Der Unterdrücker findet kein Hinderniß, seine Unterjochungspläne auszuführen; denn leicht schmiegt sich der weichlichere Bewohner eines solchen Landes in die harten Gesetze der Nothwendigkeit und sucht sie durch Nachgiebigkeit milder zu machen.

Ganz anders ist es mit den Bewohnern der rauhen Gebirgsgegenden. Den Muth

und die Ausdauer, die sie Stürmen, Wölken und Witterung entgegensetzen müssen, machen sie zu einem Hauptzuge in ihrem Charakter und wenden jenen festen, unerschütterlichen Sinn mit Glück gegen jeden Feind an, der sich ihnen nahet. Vertrauter mit den Ungemächlichkeiten des harten Klima's und mit seinen Gefahren, werden sie auch mit den Hülfsmitteln vertrauter.

Ein solches Volk war das, das Scanderbeg jetzt befreit hatte; das von ihm bewohnte Land war gebirgig, rauh, waldig; die Wellen des adriatischen Meeres brachen an den steilen Felswänden, die vom Ufer aus sich tief in das Land hinein erstreckten und es nach allen Richtungen hin durchkreuzten. Eine Menge tiefer Schlüfte wanden sich zwischen den einzelnen Bergen durch; furchtbare Thäler bildeten sich, eingeschlossen von rauhen, unwirthbaren Felsen. Eine kräftige Nation, unter dem Namen der Arnauten in spätern Zeiten bekannt, bewohnte dieses ge=

birgige Land und besaß, wie alle Bewohner gebirgiger Länder, glühende Vaterlands=liebe.

Wohl wußte Scanderbeg, was er von solchen Menschen fodern und erwarten konnte, und was er besonders dann erwarten konnte, wenn es das Heiligste galt, das Jeder kannte. Mit heller Umsicht übersah er die Hindernisse, die das größeste türkische Heer in diesem gebirgigen Lande finden mußte, und eben so klug beschloß er, nur ein kleines, aber desto tapferes, kühneres und leicht zu bewegendes Heer aufzurichten; ein Heer, das aus Liebe zum Vaterlande sich bildete und aus eben diesem Bewegungsgrunde Alles wagte. Nur sechstausend Mann Fußvolk und viertausend Reiter; aber Alle geprüft, Alle tüchtig, Alle voll hoher Begriffe von ihrem Stande, wählte er aus, um mit ihnen Amureths Hunderttausende zu vernichten, wenn diese es je wagten, das von der Natur befestigte Vaterland anzufallen.

Zu eben der Zeit schickte er Gesandte an die abendländischen Fürsten von Europa, um sich von ihnen Kriegsbedürfnisse zu erbitten, und diese Stolzen, die vielleicht unter andern Verhältnissen über den kühnen Abenteurer gespöttelt haben würden, sahen jetzt, da Amureth ganz Europa bedrohte, in Scanderbeg den Einzigen, der sich diesem Tyrannen entgegenstellen könnte. Willig gaben sie, was der Held bedurfte; willig gaben Frankreich, der Papst und Neapel Geld; aus Venedigs Lagunen gingen Schiffe ab, um Epirus Fürsten zu dienen.

Jetzt durchreisete Scanderbeg sein ganzes Land; mit dem Blicke des Kenners prüfte er jede Gegend, jedes Thal, jede Anhöhe; mit ihm waren die Anführer seines kleinen Heeres. Alle selbst auf ihren Jagden mit der Fertigkeit und mit den Gefahren der Berggegenden bekannt, konnten hier leicht die Stellungs- und Angriffspläne ihres trefflichen Lehrers einsehen und im Fall der

Wirklichkeit eben so leicht ausüben. Jede Stellung wurde genau untersucht; alle Zugänge in das Land durch die Gebirge wurden erschwert und für ein großes Heer fast unmöglich gemacht. Ueberall hinderten in Weg gerollte Felsblöcke; überall droheten Verschanzungen. Die Mannschaft wurde in den Waffen geübt, eine Schule, die den gewandten Kriegern Scanderbegs sehr leicht war, und von allen Seiten wetteiferte man, seine Bereitwilligkeit zu zeigen.

Der Sultan Amureth, jetzt ein Greis, kam von jener Zerstreuungsreise, die der unglückliche Feldzug nöthig gemacht hatte, zurück. Er traf Selim auf dem Schloßhofe zu Adrianopel; vielleicht dachte er nicht einmal an Scanderbeg, und wenn er ja seiner gedachte, so glaubte er nichts gewisser, als

dieser sey im Schlosse. Der Zufall wollte, daß er jetzt einen Spahis mit einer wichtigen Nachricht absenden mußte, und noch war der Effendi, dessen Pflicht es sonst war, sich gleich bei dem Sultan zu melden, nicht bei ihm erschienen. Verwundert fragte Amureth. Seit drei Tagen hatte ihn Niemand gesehen. Amureth befahl, ihn zu bringen; der Bote kam mit der Nachricht, daß die Thür verschlossen sey.

»Man erbreche sie,« sagte Amureth und setzte hinzu: »der alte Mann ist vielleicht krank!«

Mit allen Zeichen der Verzweiflung und des höchsten Schreckens warf sich der Höfling vor dem Sultan nieder.

»Der Effendi ist ermordet. Blutig liegt der Greis auf dem Fußboden seines Gemaches!«

»Gemordet? gemordet?« rief der Sultan und traute kaum seinen Ohren, da er diese schreckliche Nachricht hörte.

Der Effendi war am Hofe der Sultane eine der wichtigsten Personen; durch ihn wurden die größesten Geschäfte besorgt; Frieden wie Krieg wurden durch ihn beschlossen und beigelegt; die tiefsten Geheimnisse des Sultans und der ganzen Verwaltung der Regierung gingen durch seine Hände; er führte des Großherrn Briefwechsel; er unterhandelte in dessen Namen; er trug des Großsultans Petschaft bei sich, ohne welches nichts von Wichtigkeit gültig war. Diesen mächtigen Mann antasten, hieß so viel, als nach des Sultans eigenem Leben trachten.

»Auf wen könnte der Verdacht dieses Mordes fallen?« fragte Amureth und blickte in der Versammlung umher. Da fiel ihm bei dem Blick auf Selim ein, daß Scanderbeg, sonst immer einer der Ersten, jetzt gar nicht da sey. Ein dunkler Argwohn stieg in Amureths Seele auf. »Wo ist Dein Freund Scanderbeg?« fragte er Selim.

Dieser hatte die Frage erwartet; sie kam ihm nicht unvorbereitet, und konnte ihn also nicht in Verlegenheit setzen. Ruhig gab er zur Antwort: »Ich hatte einst einen Freund, der Scanderbeg hieß; er wurde meiner Freundschaft unwerth. Seit fünf Tagen sprach ich ihn nicht und werde ihn auch schwerlich wieder sprechen.«

»Und sein Aufenthalt?«

»Den weiß ich nicht; so wenig, als ich seine Geschäfte kenne.«

Selim sagte dies alles mit so unbefangener Miene, daß der Sultan dem glaubte, was er hörte. Unbegreiflich war ihm Scanderbegs Verschwinden, unbegreiflich der Tod des Effendi; noch immer konnte er sich nicht überzeugen, daß jenes mit diesem zusammenhinge; er dachte vielmehr an einen Mord, der, um des Effendi große Schätze und Kostbarkeiten zu rauben, unternommen sey; als die deshalb abgeschickten Boten mit der Nachricht zurückkamen, daß nichts von des

Effendi's Sachen fehle; daß seine kostbaren Geschmeide und Ringe noch an seinen Fingern steckten, noch an seinem Halse hingen. Fast war Amureth schon willens, seinen Effendi des Selbstmordes zu beschuldigen, als die erste Botschaft von Epirus ankam; als der Sultan die Nachricht von Croja und von dem dortigen Aufstande erhielt; als er erfuhr, daß Scanderbeg einen Firman des Großsultans mitgebracht, und dadurch zum Statthalter von Epirus öffentlich erklärt sey. Amureth erfuhr, daß die ganze Besatzung der Türken mit allen ihren Befehlshabern und Familien niedergehauen sey.

Amureth gerieth außer sich vor Wuth; so aufgebracht hatte ihn noch Niemand gesehen; er war einem hungrigen Tiger gleich, dem eine Beute, nach der er lange lechzte, entrissen wird. Wie wüthend tobte der Tyrann; er, der größeste Verräther, der Familien morden ließ, um über ein Reich mehr herrschen zu können, klagte laut über Scan-

derbegs schändliche Untreue und bestürmte den großen Propheten, einen solchen Verrath an einem Wohlthäter fürchterlich zu rächen. Keiner seiner Bassa'n sagte ein Wort. Zitternd standen sie da, und besonders die unter ihnen, die sonst wohl Freunde Scanderbegs gewesen waren. Natürlich, daß noch weniger Einer auch nur ein Wort zu Scanderbegs Entschuldigung sagte. Schon der bloße Gedanke würde ein todeswerthes Verbrechen gewesen seyn. Selbst der Mufti, sonst eine geheiligte Person, wagte es nicht, den Blick zu dem Sultan aufzurichten. Endlich sank Amureth, von Wuth erschöpft, auf den Polster nieder; schäumend und zähneknirschend lag er da, und erst da wagte es der Mufti, sich zu nähern und im Namen des Korans dem Sultan zuzureden, daß er sein hohes Leben erhalten müsse, und daß der große Prophet gewiß tausendfachen Fluch auf den Bösewicht herabschleudern werde. »Auf, mächtiger Sultan!« fuhr er fort,

»nimm Dein Heer, das vor Begierde, den Verrath zu rächen, glühet; eile an seiner Spitze dahin, wo der Verräther sich seiner Schande freuet; zertrümmere ihn und seinen Anhang. Du bist es dem großen Propheten schuldig!«

Seine Ansicht unterstützte der Vezier, freilich aus einem andern Gesichtspunkte. »Du mußt diesen Verrath fürchterlich rächen,« sagte er, »willst Du nicht, daß alle Ungläubigen einen ähnlichen Versuch machen. Jetzt ist die Flamme noch zu löschen; laß sie erst weiter sich ausbreiten und das Unterdrücken wird unmöglich. Befiehl Deinem Heere, daß es nach Albanien gehe.«

Möglich mag es immer seyn, daß der Vezier bei dieser Aeußerung mehr auf seinen eigenen Nutzen, als auf die Ehre des mahomedanischen Glaubens sah. Für den Heerführer eines solchen Volkes, und besonders wenn er so denkt, wie der Vezier, gibt es keine schönere Aussicht, als die Oberherrschaft

über eine eroberte feindliche Provinz, besonders über eine rebellirende Gegend. In solchen unglücklichen Verhältnissen hängt des Bewohners Glück ganz von der Willkühr dessen ab, den der Eroberer zum Befehlshaber setzt, und nicht anders, als bereichert verläßt ein solcher das ausgesogene Land. Epirus schien dem Vezier eine leichte Eroberung zu seyn; der Staat, der sich hier bilden wollte, war klein; die Bewohnerzahl nicht beträchtlich. Nur ein starker Andrang war nach des Veziers Meinung nöthig, und das ganze Unternehmen Scanderbegs war gescheitert.

Aber daran hatte der Vezier nicht gedacht, daß ein Volk unüberwindlich sey, wenn es ihm ein wahrer Ernst mit seinem Glauben, mit seiner Freiheit ist; das hatte er nicht bedacht, daß in diesem Lande den Einwohnern Alles zu Diensten stand; daß sie Alle einig waren, und besonders daß der muthige, nach Rache dürstende Scanderbeg

an ihrer Spitze stand. Selbst der Sultan, der gewiß Scanderbegs entschlossenen Muth am besten kennen konnte, wurde durch diese Ansichten eingeschläfert; er glaubte nicht einmal, einen eigentlichen Feldzug gegen den Aufrührer, sondern ein bloßes Erscheinen nöthig zu haben, um einen Rebellen zu dämpfen, der keine Macht weiter besaß, als einen Haufen zusammengelaufener Landstreicher.

Scanderbeg hatte jetzt erst dreitausend Mann; um diese mit dem eigentlichen Felddienste einigermaßen bekannter zu machen, verließ er mit ihnen den Sammelplatz Croja. Er durchzog die Gebirge, seine Krieger auf jeden Vortheil aufmerksam machend, den die Gegend ihnen darböte. Leicht mußte dies Geschäft dem Lehrer, wie den so folgsamen Schülern werden; denn Jeder sah ein, daß die ganze Rettung des befreiten Vaterlandes, das ganze Gelingen des schönen Planes von dieser Folgsamkeit abhinge. Scanderbeg

dachte sich das Erscheinen der Türken kaum als schon möglich, da verkündigten ihm schon einige Kundschafter, daß ein mächtiges türkisches Heer in Macedonien eingerückt sey und vielleicht in wenigen Stunden schon an Albaniens Grenze erscheinen werde. Die Kundschafter hatten Recht. Die Worte des Mufti, die Aeußerungen des Veziers, die allgemein ausgesprochenen Wünsche der übrigen größern Anführer regten Amureths ganze Rache auf. Des Volkes Stimme schien dem Rachelechzenden Gottes Stimme zu seyn, und so brach Amureth selbst mit dem von dem Vezier befehligten Vortrab auf. Das ganze bei und in Adrianopel stehende Heer mußte folgen, und so kam man schon am dritten Tage in die Gegend, in welcher Ibrahim wohnte, der, wie wir wissen, die unglückliche Geliebte Scanderbegs, Roxane und ihre Freundin, die Tochter des redlichen Michael, wieder in seiner Gewalt hatte.

Mit leichtem Herzen sah der graue Wollüstling der Ankunft Amureths entgegen. In welche Verlegenheit würde er gerathen seyn, hätte er das kostbare Geschenk Amureths, Roxane, verloren gehabt! Möglich, daß eine solche anscheinende Gleichgültigkeit ihm des Tyrannen Ungnade zuzog, und wie leicht war mit dieser Ungnade in der jetzigen Stimmung Amureths Ibrahims Tod verbunden? Der Greis reiste seinem mächtigen Gönner entgegen. Freilich sah er bald, wie entstellt Amureth durch Zorn und ungesättigten Durst nach Rache war, wie sein Auge wild und nach Blute lechzend um sich blickte; freilich fuhr der Günstling bei diesem Anblicke etwas zusammen; aber dem in allen Hofkünsten erfahrenen Ibrahim konnte es so schwer nicht werden, des Sultans finstern Unmuth einigermaßen zu zerstreuen. Er führte ihn auf seine Burg. Amureth, begleitet von seinen mächtigen Befehlshabern, folgte gern; denn ihm selbst war daran gelegen, seines Un-

muthes, wenigstens auf einige Zeit, frei zu seyn. Ibrahim verdoppelte nicht nur seine Aufmerksamkeit gegen den Sultan selbst, sondern auch gegen sein Gefolge. Wußte er doch, und wußte vielleicht aus eigener Erfahrung, welchen Einfluß ein hingeworfenes Wort, eine Miene dieser Mächtigen auf die Laune des Sultans, auf das Schicksal eines Begünstigten haben können. Unter dieser Anzahl der Begleitenden war auch Selim, der, wie wir wissen, unter ganz andern Verhältnissen dieses Raubnest schon einmal besucht hatte. Von Roxanens zweiter Gefangenschaft wußte er nichts. Er war überzeugt, daß sie jetzt bei seinem Freunde, bei Scanderbeg sey. Sein Entschluß war bald genommen. Alle nur mögliche Gegenwart des Geistes mußte er aufbieten, um sich so zu nehmen, daß Niemand in ihm den Arzt wieder erkenne, der Roxanen aus des Wollüstlings Armen einst gerettet hatte.

In den Gesprächen mit Ibrahim wurde

Amureth in der That um ein Großes heiterer. Ibrahim verstand die Kunst, die Unterhaltung von dem Unangenehmen abzulenken und das ganze Gespräch auf erfreulichere Gegenstände zu leiten; er wußte die Vergangenheit, die Siege Amureths, seine Eroberungen und den Glanz der türkischen Waffen so heraus zu heben; verstand es, den ganzen Aufstand von Epirus von der Seite vorzustellen, daß er nur dazu diene, Amureths Waffenruhm zu verherrlichen; daß die ganze Rebellion von den unbedeutendsten Folgen seyn werde, und so verlor sich Amureths finstere Laune in wenig Minuten ganz.

Der Sultan wurde gesprächig und fing endlich an, mit seinem alten Waffengefährten zu scherzen. »Aber Alter, ich habe ja Deine Roxane noch nicht gesehen?« sagte Amureth. »Du findest Dich doch wohl ganz glücklich in ihrem Besitze?«

»Roxane ist ein kleiner Satan. Wahr-

haftig, ich kann es mir zum Ruhme nachsagen, nie bei dem Anblicke der Feinde Angst empfunden zu haben. Aber bei Roxanen ist das ganz anders. Sie hat die ganze Burg unter ihrem Commando; Alles fürchtet sie. Mit mir spricht sie selten, so wie sie überhaupt wenig spricht, und was sie sagt, sagt sie im gebieterischen Tone. Sie hat noch eine Freundin bei sich.«

»Ich möchte sie wohl sehen, Ibrahim.«

»Das kann geschehen.«

Ibrahim stand vom Tische auf; Selim war außer sich vor Erwartung. Er glaubte nichts gewisser, als daß Roxane bei Michael sey; daß jetzt Scanderbeg auch dort sey, und daß vielleicht Beide schon durch des Priesters Hand vereinigt wären. »Wer weiß, welche feile Dirne der Alte dem Sultan an Roxanens Stelle zeigt!« dachte Selim; aber wie erstaunte er, als Ibrahim mit Roxanen in die Thüre trat und diese erröthend und ver-

legen es kaum wagte, den Blick aufzuschlagen. Sie war es, das sah Selim ein; aber wie sie hierher gekommen? wie sie von Scanderbeg getrennt sey? wie lange dies her sey? dies Alles war dem Erstaunten ein Räthsel, über dessen vergebliche Auflösung er fast die Rolle des Unbefangenen vergaß, die er um seiner eigenen Sicherheit willen spielen mußte. Gut war es, daß Roxane nicht den Muth hatte, aufzusehen; ihr Auge hätte gewiß den Retter bemerkt; sie hätte sich gewiß verrathen, und dann wäre es um alle Besonnenheit Selims gethan gewesen.

In einer froheren, scherzenden Laune fuhr der Sultan fort, mit Ibrahim über Roxanen zu scherzen. »Nun, treu ist Euch Roxane doch wohl geblieben?« fragte er.

»Das meiste Rühmen ist nicht davon zu machen; wenigstens von dem Eifer, es zu seyn, wird Roxane nicht viel prahlen können. Sie entwischte mit einem Arzte, und erst acht Tage nachher bekam ich Nachricht von

ihrem Aufenthalte. Ich ließ sie mit Gewalt aus dem Albanischen abholen. Meine Leute brachten Roxanens Freundin auch mit.«

»Also mit einem Arzte? Ibrahim, das ist ein Verkleideter gewesen. Vielleicht gar Scanderbeg. Wann war dies?«

Ibrahim nannte die Zeit.

»Wahrhaftig, es trifft! Gerade um diese Zeit reisete Scanderbeg aus Adrianopel. Wie ist mir denn, reisetest Du nicht mit Scanderbeg, Bassa Selim?«

»Meine Reise fiel später, mächtiger Sultan. Damals kannte ich Scanderbeg kaum!« sagte Selim nicht ohne Verlegenheit. Aber wie mußte sein Herz klopfen, da die weinende, glühende Roxane bei diesen Worten aufblickte, den antwortenden Selim aus der Zahl hervorsuchte und bald fand. Hätte die dringende Vorstellung von der Gefahr des Retters ihr nicht Stillschweigen zur Pflicht gemacht, sie hätte laut und unter Thränen der Dankbarkeit Selims Namen

genannt; indeß hatte dieser unerwartete Anblick den Einfluß auf Roxanen, daß sie ohnmächtig niedersank. Ihre Begleiterinnen brachten sie fort.

»Also ein Arzt entführte sie? Wo hatte sie diesen kennen gelernt?«

»Ihre Begleiter hatten ihn in einer Höhle gefunden. Er hatte sich erboten, Roxanen, die von der weiten Reise angegriffen war, zu begleiten, bis auf meine Burg. Am andern Mittage waren Beide auf eine uns Allen unbegreifliche Art verschwunden.«

»Mit Eurem Arzte! Das war Keiner, als der Verräther Scanderbeg!«

»Sollte der es gewesen seyn?«

»Freilich unbegreiflich! Wo sollte Scanderbeg Roxanens Abreise erfahren haben, wenn ich nicht annehmen will, daß ich mit lauter Verräthern umgeben gewesen sey!«

Diese Vorstellung weckte Amureths finsterere Laune wieder auf. Man las aus

seinen wilden Blicken, daß er dies wirklich fürchtete. Keiner war besorgter und Keiner hatte mehr Grund, es zu seyn, als Selim. Wie leicht war es möglich, daß bei schärferer Nachfrage Roxane sich verrieth? Amureth blickte immer auf ihn, und es war in der That eine harte Probe seiner Geistesgegenwart, daß er sich immer gleich blieb.

Ibrahim selbst wünschte, daß das ganze Gespräch eine andere Wendung nehmen möge; ihm, als einen gewandten Hofmann, konnte dies so schwer nicht werden. Man nahm bald einen andern Gegenstand der Unterhaltung; das Gespräch war schon in vollem Gange, als Amureth noch einmal anfing:

»Ich glaube, Alter, ich habe Dir mit Roxanen kein sonderlich erfreuliches Geschenk gemacht. Das junge schöne Mädchen möchte für Dich nicht passen.«

»Dankbar erkenne ich die Gnade, mit

der Du, mächtiger Beherrscher! mir eine Freude machen wolltest!«

»Das heißt mit andern Worten, ich sehe es nicht ungern, wenn Du einem Greise ein Geschenk wieder abnimmst, das mir nur Kummer macht. Nicht so?«

»Ich läugne es nicht ganz!« war Ibrahims Antwort.

Der alte Lüstling hatte nicht Unrecht, dies zu sagen. So groß seine Freude über das schöne Mädchen gewesen war, eben so bitter wurde sie ihm versalzen. Roxane hatte ihn kaum eines flüchtigen Blicks gewürdigt. Nie sprach sie mit dem Manne, den sie aus der Tiefe ihrer Seele verachtete. Näherte sich Ibrahim der Entschlossenen mit allen ausgesuchten Schmeicheleien, so sagte sie ihm gerade heraus, daß sie ihn um so mehr verachte, je mehr er alle Künste der Schmeichelei versuche. Machte er ihr die reichsten Geschenke, so warf sie diese mit der verächtlichsten Miene vor ihm zur Erde.

Wagte er es vollends, sie durch Drohungen zwingen zu wollen, dann lachte sie ihm ins Gesicht, und drohete ihm, sich zu ermorden, wenn er in seinem Benehmen fortführe. Mit einem Worte, Roxane spielte alle die Possen mit ihm, die ein alter verliebter Geck von einem jungen Mädchen dulden muß. Herzlich wünschte er daher, daß Amureth ihm dies Geschenk, ein wahres Hauskreuz für den Greis, gar nicht gegeben haben möchte. Hundert Mal war er schon auf den Entschluß gefallen, die schöne Sklavin zu verkaufen; für seinen Geiz war dies eine schöne Aussicht, hätte er diesen Verkauf nur bei dem Sultan entschuldigen können; hätte er nicht befürchtet, daß dieser die Sache für ein Staatsverbrechen, für eine schnöde Verachtung der Huld des Monarchen ausgäbe, und so einen Grund fände, sich der reichen Schätze Ibrahims zu bemächtigen. Amureth las jetzt in Ibrahims Seele; er sah sich in der Gesellschaft um.

»Aga Selim! komm mir näher!« sagte der Sultan. »Ich habe Dich für Deine vielen treuen Dienste noch nicht belohnt. Du glaubst vielleicht, ich hätte Dich übersehen?«

»Belohnt, mächtiger Beherrscher der Gläubigen?« war Selims Antwort. »Genieße ich nicht Deines Schutzes? Bin ich nicht einer der Glücklichen, die um Deine Person sind? Einer derer, die Dich im Treffen und auf Reisen begleiten?«

»Das Vorrecht genießt mancher Unwürdige. Ich muß Dich belohnen. Ibrahim, laß Roxanen erscheinen!«

Ibrahim hatte noch keinen Befehl so gern, so willig vollbracht, als diesen. So gut es ihm, dem vom Podagra und andern durch jugendliche Thorheit erworbenen Gebrechen, möglich war, eilte er, sich von einem Geschenke zu befreien, das ihm das Leben verbitterte. Selbst die Belohnung und das Gegengeschenk, das der frohe, lebenslustige

Selim ihm aus Dankbarkeit machen würde, übersah er. Er fühlte nur das Glück, sich von einer zu drückenden Fessel befreit zu sehen.

Aber wer möchte im Stande seyn, Selims Unruhe, seinen Kampf, diese Unruhe zu verbergen, auszudrücken? Was war wahrscheinlicher, als daß Roxane sich verrieth, daß sie verrieth, wie sie Selim schon kenne; wie dieser das Werkzeug ihrer frühern Befreiung geworden, wie er ein Freund des Rebellen Scanderbegs sey. Argwohnte Amureth dies erst, dann war es um Selims Leben geschehen, und nichts war wahrscheinlicher, als daß der Tyrann, der, wie alle Argwöhnischen, auf jede Miene achtete, in Roxanens Gesicht die Bestätigung seines Argwohns lesen würde. Unter bangem Herzklopfen sah Selim dem Augenblicke entgegen, in welchem Roxane in das Gemach treten würde.

Geschmückt wie eine Fürstin, mit freudigen, dankbaren Blicken, wie je eine Glück=

liche es zeigte, trat Roxane neben ihrer Freundin — jener Tochter des Albaniers Michael — geführt von Ibrahim, ein. Ibrahim hatte ihr entdeckt, daß der Sultan sie verschenkt habe, daß Selim, der Führer der ersten Janitscharen-Orta, sie erhalten habe. Dankbare Freudenthränen rollten über Roxanens Wangen; sie konnte ihr Entzücken nicht verbergen; sie fühlte ihr Glück, gerade den Händen des ersten Freundes ihres Geliebten übergeben zu seyn; sie kannte dessen Edelmuth, dessen Herz. Eine schöne Zukunft malte sich ihr; sie wußte im voraus, daß sie in wenig Tagen in Scanderbegs Armen sich noch glücklicher fühlen werde. Selbst dem Greise Ibrahim dankte sie, wie die Tochter dem Vater dankt, dem sie ihre größesten Freuden zuschreibt.

Kopfschüttelnd sah Ibrahim die Glückliche an. »Hm hm! man sieht doch gleich, womit den Mädchen am meisten gedient ist. Auf Klugheit und Erfahrung sieht keines,

wenn ihm nur frische Jugend und Lebenslust angeboten wird,« sagte er zu sich selbst.

Sogar der alte Amureth sah jetzt mit einer sichtbaren Unruhe auf die schöne Roxane, die wie die Göttin der Schönheit dastand und mit jedem Blicke das Herz des alten Monarchen immer mehr entzündete. Er würde Selim beneidet, er würde das schöne Geschenk für sich behalten haben, hätte nicht Alles ihn an die Siebzig erinnert, in denen er schon weit gekommen war. Mit glühenden Blicken sahen Alle auf die schöne Roxane; nur Selim war ängstlich. Er konnte sich des Gedankens nicht erwehren: »Wie wird diese Stunde endigen!«

»Nicht wahr, Roxane, Du zürnst nicht, wenn ich Dir mit meinem Aga Selim ein Geschenk mache? Seyd Beide glücklich! Glaubt, ich wünsche es sehr!« fing Amureth nach einer kleinen Pause an. Eine so ernsthafte Art, sich zu benehmen, hatten Selim

und Roxane nicht erwartet. Beide hatten geglaubt, Amureth würde vielleicht das Alter Ibrahims zum Gegenstande eines bittern Scherzes machen, den man dem Monarchen allenfalls verzeihen kann; Beide glaubten schon, das Gelächter der ganzen Tischgesellschaft zu hören; Beide fühlten im voraus die Gluth der Verlegenheit auf ihren Wangen, und — von alle dem geschah nichts. Selim empfing jetzt aus Amureths Händen das köstliche Geschenk, und Roxane war listig genug, auch nicht mit einer Miene zu verrathen, in welchem Verhältniß sie mit Selim stand. Beide zeigten ganz die Verlegenheit einer ganz neuen Bekanntschaft; Beide sprachen mit einander so befangen, so schüchtern, als hätten sie jetzt zum ersten Male einer des andern Namen gehört.

Aber mit desto größerm Neide blickten alle die übrigen Gäste auf den glücklichen Selim; von wilder Flamme durchglüht sahen sie auf die einem Engel gleiche Roxane, die

jetzt sich dem Sultan näherte, und von Freude glühend und kühn gemacht, noch um die Gewährung einer Bitte bat.

»Sie ist gewährt,« sagte Amureth freundlich.

»Dann, mächtiger Monarch, trenne meine Freundin hier neben mir nie von meiner Seite, laß uns Beide vereint.«

»Ja. Ihr sollt Beide vereint bleiben!«

Die lebhafteste Freude hob jetzt Roxanens Schönheit auf den höchsten Gipfel. Die Glückliche wußte nicht, wie sie ihre Dankbarkeit genug an den Tag legen sollte.

»Ueberlaßt die Glücklichen sich selbst. Zeugen ihres Glücks sind unnöthig!« sagte Amureth zu Ibrahim, da die Tafel aufgehoben war. Selim, Roxane und ihre Freundin verließen die wildere Gesellschaft; sie gingen in dem auf dem Gebirge liegenden Garten auf und nieder. Viel, sehr viel hatten sie sich zu sagen; oft umarmte Roxane den trefflichen Jüngling; von dem Altane der

Burg sah dies Amureth und sagte zu dem neben ihm stehenden Ibrahim: »Sieh, Alter, so geht es, wenn man in die Jahre kommt. Wir Beide würden vergebens nach so einer Miene, nach so einer Gunst lechzen!«

Amureth hielt das, was hier die Dankbarkeit that, für Wirkung glühender Liebe. Eben so Ibrahim, den dieser Anblick an manches Glück dieser Art erinnerte, das er in seiner Jugend genoß.

Ende des ersten Theils.

Fürst Scanderbeg,

der Unüberwindliche,

oder

der furchtbare

Aufstand der Albanier

gegen

den Sultan Amureth.

Ein Gräuel- und Schreckensgemälde aus dem funfzehnten Jahrhundert.

Von

C. Hildebrandt.

Zweiter Theil.

Quedlinburg und Leipzig.

Verlag von Gottfr. Basse.

1828.

Fürst Scanderbeg,

der Unüberwindliche.

Zweiter Theil.

Aber während Dankbarkeit und Freundschaft hier zwei edle Herzen beglücken, während Selim und Roxane sich den schönsten Traum lebhaft malten, wenn Beide so vor Scanderbeg treten, und der Freund dem Freunde die Geliebte wiederbringen würde, thürmte sich schon das Gewitter über ihren Häuptern auf, das alle diese schönen Hoffnungen vernichten sollte. Die Stunde des höchsten Glückes, der reinsten Wonne war die letzte, der sich Beide zu erfreuen hatten; denn der Plan zu ihrem Verderben war schon auf's Reine gebracht.

Unter denen, die mit glühender Wollust auf Roxanen, mit hämischem Neid auf Selim gesehen hatten, war Mahomed, der Sohn und bestimmte Thronfolger Amureths; ein

Jüngling, nicht ohne herrliche Anlagen, nicht ohne Geistesvorzüge, nicht ohne manchen schönen, edlen Zug des Herzens, der ihn liebenswürdig gemacht haben würde, hätten nicht ungezähmte Wollust, nie zu befriedigender Ehrgeiz und unersättliche Grausamkeit alle diese lobenswerthen Eigenschaften verdunkelt. Der tapfere Mann, den das Schicksal zum Eroberer Constantinopels ausersehen hatte; der Tapfere, der das ganze griechische Kaiserthum zertrümmern sollte, konnte hier sein eigenes Herz nicht besiegen. Er sah Roxanen in der Blüthe ihrer Schönheit, mit dem Ausdruck der glühendsten Freude, und sein Herz brannte vor Wollust bei diesem Anblick. Ein Zufall war es, daß Amureth in diesem Augenblicke nicht auf den neben ihm sitzenden Mahomed sah, er würde aus dessen Blicken, aus dessen Mienen bald sein ganzes Herz gelesen, und vielleicht dem Sohne mit der schönen Roxane ein Geschenk gemacht haben.

Mahomed hatte jene schrecklichen Worte gehört, durch welche Selim zum Besitzer Roxanens erklärt war. Sie schienen ihm ein Todesurtheil zu seyn. Jetzt stand er neben seinem Vater auf jenem Altane, still und mit finstern Blicken nach jenen Glücklichen sehend. Auch er glaubte, in den Aeußerungen der dankbaren Freundschaft Roxanens glühende Liebe für Selim zu sehen. Von dem, des Verbots ungeachtet, an der Tafel so reichlich genossenen Wein durchglühet, fühlte er sich kühn genug, seinen Vater zu tadeln, daß dieser bei einem so kostbaren Geschenke ihn, den Sohn, ganz übergangen habe. Die Thränen der unbefriedigten Wollust traten in seine Augen. Amureth fing an, es zu bereuen, und konnte nicht begreifen, wie er an seinen Sohn nicht gedacht hatte. Er suchte den immer stürmischer werdenden Jüngling zu besänftigen.

»Sieh, mein Sohn, dies war ein Zu-

fall,« sagte er; »hättest Du Deinen Wunsch nur auf das leiseste geäußert, beim großen Propheten, ich hätte ihn erfüllt. Aber, das verspreche ich Dir, die nächste Gelegenheit, Deinen Wunsch zu befriedigen, werde ich benutzen. Du sollst nicht länger Ursache finden, Dich über Zurücksetzung zu beklagen!«

»Was hilft mir das? Wird sich unter allen denen eine Roxane finden? Selbst im Harem würde sie hervorstrahlen wie die Sonne; sie würde alle Deine so gepriesenen Schönheiten verdunkeln. Und diese Roxane konntest Du an Selim überlassen?«

»Er hat mir treu und mit Auszeichnung gedient.«

»That dies Dein Sohn weniger? Nenne mir eine Schlacht, der ich nicht beiwohnte; eine Gefahr, der ich mich entzog!«

Amureth fühlte, daß er anders gegen seinen Sohn hätte handeln können; aber zu-

gleich hatte er den Umstand für sich, daß Mahomed nie einen Wunsch dieser Art geäußert hatte. Amureth machte den Prinz darauf aufmerksam.

»Hattest Du mir je eine Roxane gezeigt? Wußte ich, daß diese Perle in Deinem Schatze war?«

»Roxane war damals Scanderbegs Geliebte.«

»Des Aufrührers? Um so eher glaube ich ein Recht zu ihrem Besitze zu haben.«

»Ein Recht?«

»Ja. Und ich stehe nicht für mein Herz, wozu es sich entschließt.«

»Jetzt ist Roxane Selims Eigenthum!«

»Ist's freilich. Aber, Vater, ob sie es bleibt?«

Amureth sah seinen Sohn bei diesen Worten an. Er zeigte jene schwankende Unentschlossenheit; er wußte nicht, ob er diese Aeußerung fürchten solle, oder ob er sie als einen Ausweg ansehen könne, auf

dem er des Sohnes glühendes Herz beschwichtige. Der Prinz bemerkte das Ungewisse in seines Vaters Benehmen; er beschloß, davon Gebrauch zu machen. »Wirst Du etwas dawider haben, wenn Roxane mein Eigenthum wird?«

»Kannst Du Selim dazu bewegen, Dir das Mädchen abzutreten, so kann ich nichts dagegen haben. Sprich mit ihm; biete ihm in meinem Namen einen reichen Ersatz.«

»Besser wäre es, Vater, wenn Du dies thätest.«

Die ganze Unterredung hatten Beide so geführt, daß kein Dritter etwas davon vernahm. Amureth fand des Prinzen Aeußerung nicht unzweckmäßig. Er versprach, dies Geschäft zu übernehmen, und Mahomed zweifelte keinen Augenblick, daß Selim das Ansehen und den Willen des mächtigen Monarchen ehren und in dessen Wunsch den Befehl seines Sultans sehen werde. Froh in seinen Hoffnungen und überglücklich in

seinen Träumen befriedigter Wollust, dankte Mahomed seinem Vater, der selbst sich mit dem erwünschtesten Erfolge schmeichelte.

Selim und Roxane gingen indeß immer noch vor des Sultans Augen im Garten auf und ab. Daß ihnen Beiden auch nicht entfernt ein Wunsch, ein Gedanke einfiel, der nicht mit der reinsten Liebe Roxanens, mit der uneigennützigsten Freundschaft Selims gegen Scanderbeg bestehen konnte, bedarf kaum einer Erwähnung. Sie waren ganz glücklich in dem Gedanken, daß Scanderbeg durch sie glücklich, ganz glücklich werden sollte. Da erschien ein Bote des Sultans, Beiden den Befehl, ihm zu Amureth zu folgen, bringend. Selim und Roxane hatten den Sultan in einer zu sanften, gütigen Stimmung verlassen, als daß sie jetzt irgend einem Argwohn, auch nur den geringsten, Raum in ihren Herzen hätten gönnen sollen.

Mit jener heitern Miene, die die Rück-

erinnerung an eine Wohlthat, die der Dank bewirkt; in der Hoffnung, daß vielleicht gar der mächtige Sultan noch durch irgend ein Geschenk die Wohlthat vergrößern werde, traten Beide in Amureths Gemach.

Der Tyrann war allein. Sein ernster, finsterer Blick mußte auffallen, mußte um so mehr auffallen, je stärker der Abstich gegen die reine, fromme, dankbare Freude im Herzen der beiden Glücklichen war.

Einige Augenblicke standen sie in banger Erwartung da, als Amureth sie anredete. »Ich habe Dir, Selim, zur Belohnung Deiner treuen Anhänglichkeit an meinen Thron, Roxanen geschenkt; ich sahe, daß ich Dir mit diesem Geschenke eine Freude machte. Aber jetzt erst sehe ich, daß dies Geschenk noch lange nicht hinreichend ist. Will ich Deine Treue ganz belohnen, so muß ich auf ein größeres Geschenk sinnen, und dazu sollst Du, mein Aga, selbst behülflich seyn. Sieh Dich um in meinem ganzen Reiche,

durchsuche meine angefüllten Schatzkammern; wähle ein Reich; wähle die kostbarsten Kleinodien, sie sind Dein; nur — gib mir Roxanen zurück; mein Sohn wünscht sie zu besitzen.« Amureth schwieg.

Hatte der Anfang dieser Anrede die Herzen der beiden Glücklichen mit neuer Hoffnung erfüllt, wie mußte der Schluß alle diese so schönen Aussichten trüben! Beide standen bei diesem Todesurtheile ihres und ihres Scanderbegs Glück wie ein Paar Bildsäulen da; sie konnten das Furchtbare, das Schreckliche kaum fassen.

Roxane warf sich dem Sultan zu Füßen. »Mächtiger Beherrscher der Gläubigen,« sagte sie, »Du hast uns Beide so glücklich gemacht; solltest Du es darum gethan haben, um uns von dem höchsten Gipfel des Glücks auf die höchste Stufe des Unglücks zu bringen? Du willst zwei Herzen trennen, die für einander bestimmt sind; denn wie hätte das gebietende Schicksal sonst

alles so, so auffallend, geleitet? Trenne uns nicht.« Ohnmächtig sank die Arme, die in allen ihren Hoffnungen so furchtbar Getäuschte, die um alle ihre Freuden Gebrachte vor des Sultans Füßen nieder; indeß Selim mit festerm Ernst, mit entschlossenerem Muthe seine Bitte, Roxanen ihm zu lassen, vortrug. Auch aus seinen Augen rollten Thränen, heiße Thränen der Freundschaft. Er fühlte tief den Schmerz, seinen edlen Freund nicht so glücklich machen zu können, als er es wünschte. Mit aller möglichen Beredtsamkeit bat er, und hatte alle Geistesgegenwart nöthig, es nicht zu verrathen, daß nicht eigene Liebe, daß bloße Freundschaft ihn zu dieser dringenden Bitte vermöge.

Mochte Amureth auch wirklich oft ein Tyrann seyn, dem Leben und Wohl anderer Menschen sehr gleichgültig war; so war es ihm doch in diesem Augenblicke unmöglich, alle sanftern, dem menschlichen Herzen so tief eingepflanzten Gefühle ganz zu ver=

läugnen. Er selbst als Greis war für Roxanens Reize früher nicht ganz unempfindlich gewesen; er würde sie geliebt haben, wäre er Jüngling gewesen. Selbst das konnte ihm, dem Stolzen, dem Ehrgeizigen nicht einerlei seyn, daß er ein gegebenes Wort zurücknehmen mußte. Und auf der andern Seite stand sein Sohn, dessen Freuden ihm doch die wichtigsten seyn mußten. Er war verlegen wegen seines Entschlusses. So in bangem Zweifel entließ er Beide, die als Glückliche zu ihm gekommen waren.

Der Verzweiflung nahe, gingen Beide im Garten auf und ab; Jeder fühlte die Härte seines Looses um so mehr, je mehr er sich erinnerte, unter welchen schönen Hoffnungen er vor so wenig Minuten hier gewandelt hatte.

Selim und Roxane dachten nach, wie und auf welche Art sie dem Ungewitter, das ihnen drohete, am besten entgehen könn=

ten. Beide riethen auf schleuniges Entfliehen; Beide sahen schlechterdings keinen andern Ausweg. Nur wurde ihnen dies schwerer als das erste Mal, wo Beide, von keinem Menschen beobachtet, ein noch ungleich gefährlicheres Unternehmen hatten weit leichter wagen können, als jetzt diese Flucht war.

Die ganze Gegend wimmelte von Amureths Truppen; Selim mochte entweder in seiner Kleidung oder in einem andern Anzuge diese kühne That wagen, überall stieß er auf einen Theil des Heeres und jeder Einzelne würde ihn und Roxanen angehalten haben. Ueberdem, wie sollte er Roxanen unbemerkt aus der Burg entfernen, da Mahomed mit allem Argwohn des Eifersüchtigen gewiß jeden seiner Schritte beobachte? Selbst eine völlige Verkleidung war mit den größesten Gefahren verbunden.

Der Abend war nahe. Selim mußte fürchten, daß noch vor der Nacht Mahomed

sich Roxanens bemächtigen werde. Er äußerte dies. Roxane erröthete bei dem, was sie dachte, was Selim aus Schonung ihres jungfräulichen Zartgefühls verschwieg.

»Nun, Gott wird mir helfen!« sagte die gute Roxane. »Ich komme jetzt auf einen Gedanken, den ich ausführen muß, wenn ich gegen ein noch größeres Verbrechen, gegen Selbstmord, gesichert seyn soll.«

»Und der wäre?« fragte Selim voller Erstaunen.

»Wir entfliehen. Die Arbeiter im Garten werfen ihre alten Arbeitskleider in jene Grotte. Mit Anbruch der Nacht gehen wir Drei, Du, ich und unsere Freundin Johanne, zu jener Grotte; wir nehmen Kleider und — doch ich kenne die Gegend zu genau, als daß wir uns nicht glücklich durch die Felsen und Gebirge auf den Weg nach Croja finden sollten. Gott weiß, es gibt keinen andern Ausweg. Wir müssen ihn wählen, und wenn unvermeidlicher Tod sein Ende ist.«

Roxane sagte dies mit einer Festigkeit, mit einem Muthe, der Selims Bewunderung nach sich zog, aber zugleich in seinem Herzen den festen Entschluß, Alles für seines Freundes Liebe zu wagen, auf den höchsten Gipfel hob.

Jetzt trennte er sich zum Scheine von Roxanen; unter mancherlei Vorwänden, die seine vorgegebenen Heerführergeschäfte nöthig machten, kam er so wenig dem Sultan, als dem Prinzen Mahomed heute Abend zu nahe. Jetzt, da es Abend wurde, schlichen alle Drei zu der Grotte; die Kleider der Arbeiter waren vorräthig; man bediente sich einiger zum Ueberziehen, und Roxane, die während der Zeit ihrer Gefangenschaft Gelegenheit genug hatte, jeden noch so verborgen durch die Felsen sich windenden Fußsteig kennen zu lernen, führte mit Johanne den nicht ganz unbesorgten Selim nach dem, die Burg einschließenden Walde, der sich mit viel Abwechselungen von Gebirgen bis fast ans Meer hinzog.

Einen Augenblick stand man hier still, um das zu überlegen, was man eigentlich schon früher hätte überlegen sollen, den Weg, den man nehmen wollte. Roxane und Johanne bestanden darauf, den nächsten Weg nach Epirus zu nehmen. Die Gründe sind leicht zu bestimmen. Roxanens Aussicht, ihren Geliebten, Johannens Hoffnung, ihre Eltern wiederzusehen, mußten natürlich jede nur nur irgend mögliche Bedenklichkeit überwiegen. Man hielt die Belohnung für viel zu groß, als daß man an die vorhergehende Gefahr dachte.

Mit kluger Umsicht schlug Selim einen andern, und zwar gerade entgegengesetzten Weg vor. »Ibrahim wird die Geschichte Deiner ersten Flucht und Deines Wiederfindens an der Grenze von Epirus erzählen; er wird Alles überzeugen, daß wir keinen andern Weg genommen haben; man wird uns verfolgen, und ehe die Nacht vergeht, wird man uns eingeholt haben. Wählen

wir den entgegengesetzten Weg, so macht uns der einen oder zwei saure Tage mehr, ehe wir durch einen Umweg die Grenze von Epirus erreichen; aber wir sind um so sicherer, da uns dort Keiner verfolgt.«

Freilich leuchtete dieser Rath Roxanen und Johannen ein. Aber wer möchte es Beiden nicht auch sehr gern vergeben, wenn die Liebe alle andere Empfindungen überwog; wenn sie aus Liebe sich zu einer Unbesonnenheit hinreißen ließen, aus der nur ein Wunder sie hätte retten können. Vergebens hatte Selim sich erschöpft, Roxane und Johanne blieben bei ihrer Ansicht.

»Nun,« sagte Selim, »ich theile mit Euch Lieben Freude und Gefahr. Meines Freundes Scanderbegs Glück kann ich um keinen zu hohen Preis erkaufen. Vielleicht sind wir glücklicher, als unsere kühnen Hoffnungen es sich denken. Entschlossen wagen wir den Weg.«

Mit diesen Worten traten sie die kühne

Wanderung an. Auf ganze Tagereisen hin ziehen sich hier die wildesten Gebirge und die dicksten Waldungen durch die unwirthbare Gegend. Nur selten findet sich eine einzelne Hütte, die ein schützendes Obdach dem Wanderer gewährt; noch seltener findet sich ein Dorf, eine Stadt; das Land ist ist nur an seinen Seeküsten bewohnt. Ganze Horden halbwilder Bergbewohner durchziehen die öderen Theile, um ihrer Jagdlust ein Opfer zu bringen. Oefter verbinden sie mit diesem Geschäfte das noch ungleich einträglichere Handwerk des Raubes. Des Ungemachs der Witterung gewohnt und abgehärtet gegen alle Beschwerlichkeiten, die Clima und Beschäftigung verursachen, wählen sie den ersten hohlen Baum, die erste Felsenhöhle zu ihrem Nachtlager. Wehe dem unglücklichen Reisenden, den sie treffen; noch immer hat er von Glück zu sagen, wenn er das nackte Leben wie eine Beute davon bringt. Besonders war dies der Fall in

den Zeiten, in welchen Selim jene gefährliche Flucht unternommen hatte. Eine Menge Verscheuchter aus Servien, Bosnien, Romanien und andern Provinzen des unglücklichen griechischen Kaiserthums hatten sich durch die Flucht in diese Gegend der Mordsucht der immer weiter sich ausbreitenden Türken entzogen. Hier in diesen wilden Gegenden fanden sie Schutz, aber wenig Unterhalt. Ihr Vermögen hatten sie verloren; Rache gegen ihre Räuber, gegen ihre Feinde war die einzige Empfindung, die ihnen blieb, und nur zu natürlich liegt es in dem Herzen solcher Verzweifelten, daß sie das an der ganzen Menschheit rächen wollen, was der Einzelne an ihnen frevelte. Und durch die von solchen Menschen bewohnte Gegend führte der Weg die drei Unglücklichen.

Selim war mit nichts, als mit seinem Säbel bewaffnet, und Keiner von allen Dreien hatte daran gedacht, sich auf diesem weiten Wege mit Speise zu versehen; die ganze

Flucht war zu eilig entschlossen, war eben so eilig ausgeführt.

Die ganze Nacht hindurch gingen sie entschlossen fort; ihr einziger Wegweiser waren die Sterne. Freilich fand sich auf ihrem beschwerlichen Pfade manche Anhöhe, die sie ersteigen, manches schroffe Thal, durch welches sie sich winden mußten; aber was achtet der Mensch, wenn die Aussicht auf Freiheit ihn treibt!

Der Morgen traf unsere Abenteurer in einer der wildesten Gegend. Ein ungeheures Thal war es, wo sie sich jetzt fanden; wilde Felsenwände von den seltensten, furchtbarsten Gestalten schlossen das Thal wie einen Schlund ein; kein Ausgang war zu entdecken. Ein wilder Bergstrom rauschte zwischen den Felsenwänden hinab und zog sich schlängelnd durch das Thal hin.

Fast ohnmächtig setzten sich Roxane und Johanne auf ein Felsenstück nieder, gequält vom nagenden Hunger, erschöpft von der so

beschwerlichen nächtlichen Reise. Sie waren der völligen Vernichtung, der Verzweiflung nahe. Selbst Selim, den der Muth sonst nie verließ, fühlte hier, daß er in Gefahr sey, seine so oft gezeigte Gegenwart des Geistes zu verlieren. Er zwang sich zu einer ruhigern Miene; er sprach den beiden Verzweiflungsvollen Muth ein, so sehr er dessen selbst bedurfte. Unter dem Vorwande, einen nahen Felsen zu ersteigen, um zu untersuchen, ob nicht ein Ausgang, ob nicht einige den Hunger stillende Früchte zu entdecken wären, entfernte er sich, bloß um seinem beklommenen Herzen durch laute Klagen Luft zu machen. An sein eigenes Schicksal dachte er in der That weniger; sein Leben war ihm gleichgültig; er hatte es ja schon oft für eine Grille seines Monarchen in der blutigen Schlacht gewagt, sollte er es jetzt nicht eben so willig für die Freundschaft wagen? Aber desto mehr empfand er bei dem Anblicke seiner beiden Begleiterinnen,

die eines solchen Looses ungewohnt waren. Da saßen Beide zum Sterben erschöpft da; Selim stand von Ferne, er rang die Hände; mit seinem Blute hätte er die Verzagenden gerettet, wenn dies Opfer erforderlich gewesen wäre. Mit doppeltem Eifer suchte er nach Früchten; er fand sie und eilte wie mit einem gefundenen Schatze zu den beiden Verschmachtenden. Die Früchte, die in jener Gegend häufig sind, stillten Roxanens und Johannens Hunger; der nahe Bach löschte ihren Durst, und nun fühlten sie Kräfte genug, die beschwerliche Reise fortzusetzen. Sie folgten dem Laufe des rauschenden Stromes; aber immer wilder wurde das Thal, immer schroffer seine Wände und glühend prallten die Sonnenstrahlen des Mittags von den einschließenden Felsen. Noch sah man keinen Ausgang; der Strom schien sich in einer Felsenwand zu verlieren.

Mit jedem Schritte wurden Roxane und Johanne entkräfteter, mit jedem Puls=

schlage Selim hoffnungsloser. Die Schatten im Thale wurden länger, die Luft feuchter und kühler, der Abend näherte sich und nirgends war eine Hütte, nirgends eine erwärmende Flamme zu sehen; nicht einmal eine schützende Höhle fand sich in der glatten Felsenwand. Mit innigem Schauder dachte Selim an die nahe Nacht, die die Verlassenen in dieser Oede auf feuchtem Boden zubringen mußten; da dünkte ihm, er sähe aus einem benachbarten Walde einen Rauch aufsteigen.

Angenehmer konnte ihm in dem Augenblicke nichts seyn. Die Hoffnung fachte seine Einbildungskraft an; er glaubte sich und seine Begleiterinnen schon am friedlichen Heerde einer gastlichen Hütte, fühlte sich schon erquickt, sah seine beiden Unglücksgefährten schon neu belebt. Mit Freudenthränen über die nahe Rettung standen die beiden unglücklichen Mädchen da, die ferne Rauchsäule anschauend. Mit verdoppeltem

Eifer strengten sie jetzt ihre wenigen übrig-gebliebenen Kräfte an, jenen Wald zu erreichen.

Wer möchte nicht Antheil nehmen an der Freude der Geretteten, da sie eine unter Felsen und Bäumen versteckt liegende Hütte erblickten? Da das auf dem niedern Giebel kunstlos zusammengesetzte Kreuz und die sorgfältig bepflanzte Umgebung nicht eines blutdürstigen Räubers, sondern eines frommen Klausners Wohnung anzeigte? Einige zahme Ziegen, die an dem Felsen herumkletterten, machten diese Hoffnung immer noch gewisser.

Selim klopfte an die Thür; wirklich erschien ein griechischer Eremit, deren viele in dieser Abgeschiedenheit leben. Der Greis hatte ein zu ehrwürdiges und Zutrauen erweckendes Ansehen, als daß es selbst einem Leichtsinnigen hätte einfallen können, ihn zu täuschen; um wie viel weniger konnte dies der Fall bei diesen drei Redlichen seyn, die

hier einzig und allein ihre Rettung zu finden hofften?

Mit väterlicher Milde empfing der fromme, freundliche Greis die Erschöpften in seiner Hütte. Selim bat ihn um einige Erquickung für Roxane und Johanne; gern gab der Wohlthäter seine Vorräthe hin; dann bereitete er in dem verborgensten und geschütztesten Winkel der Hütte ein Lager von trocknem Laube und Heu. Die Erschöpften, Roxane und Johanne, warfen sich darauf nieder, der Vorsehung dankend, die in dieser Oede ihnen Tisch und Obdach angewiesen hatte. Wer je in einer solchen Lage war, kann das Glück dieser Beiden empfinden, kann sich die Freude des braven Selim denken, der seine eigene Müdigkeit vergaß, und dem Greise, der von den Weltbegebenheiten wenig mehr wußte, seine ganze Geschichte und die Absicht dieser Flucht erzählte.

Emanuel — so hieß der Eremit —

hörte mit der gespanntesten Aufmerksamkeit das Alles an; aber eben so hörte er es mit Besorgniß, die er dem Jüngling nicht verbarg.

»Ich fürchte viel für Euch,« sagte er mit ängstlicher Theilnahme. »Noch habt Ihr erst den kleinsten Theil Eures Weges zurückgelegt und wenigstens werdet Ihr noch zwei Nächte unterwegens seyn. Ihr müßt noch durch ungleich wildere Gegenden, in denen Ihr keine Hütte findet. Epirus Grenze ist noch zu weit von hier. Wohnte ich nicht allein hier, so würde ich Euch gern begleiten, bis Ihr das letzte Gebirge an der Grenze vor Euch sähet.«

Natürlich, daß Selim alle Beredtsamkeit anwandte, daß er die reichste Belohnung versprach, wenn der Greis sich dazu entschließen wollte; Emanuel lächelte. »Was sollten mir alten lebenssatten Greis Deine Geschenke? Wenn mich etwas bestimmen kann, den beschwerlichen Weg mit Euch zu

theilen, so ist es der Anblick jener beiden Schuldlosen. Schlummern sie doch da so sanft, als lågen sie unter dem Schutze eines besorgten Vaters. Wie Kinder im Arme der Mutter ruhen sie da.«

Mit einer Thråne in den Augen blickte der Greis auf die beiden Schlummernden. »Møge der Allmåchtige Euch in seinen Schutz nehmen!« setzte er hinzu und begleitete diesen Segen mit dem Zeichen des heiligen Kreuzes. Noch wenige Augenblicke blieb er, still vor sich betend, in dieser Stellung; dann wandte er sich zu Selim: »Du wirst der Ruhe auch bedürfen, mein Sohn,« sagte er. »Hier auf der andern Seite ist mein Lager. Ich überlasse es Dir. Meine Schlafstelle ist neben der Deinigen.«

Nach einigen Weigerungen legte sich der sehr ermüdete Selim nieder. Seine Augen schlossen sich bald zum Schlummer.

Durch den im Thale ruhenden Nebel schien die Sonne blutroth, als die sich durch

Schlummer gestärkt Fühlenden erwachten. Der Greis war schon geschäftig, für seine Gäste zu sorgen, eine Arbeit, bei der Roxane und Johanne ihm mit kindlicher Emsigkeit halfen. Hoffnungsvoll, — die wohlthuende Pflege und die erquickende Ruhe hatten vortheilhaft auf die Stimmung der Seele gewirkt — selbst manchen kleinen Scherz vorbringend, saßen die Reisenden an dem dürftig zusammengesetzten, aber reichlich mit Milch, Brot und Früchten versehenen Tische und freuten sich des Blickes in das rauschende Thal, dessen Nebel sich mit jedem Augenblicke mehr verloren. Die Sonne brach hervor; ein schöner Herbsttag war zu erwarten, war um so mehr zu erwarten, da der Greis Anstalten zur Begleitung seiner Gäste zu machen schien.

Da entstand mit einem Male ein furchtbares Geräusch vor der Hütte; wilde Stimmen, mit Wiehern von Pferden vermengt, ließen sich hören. Erschrocken stand Emanuel

auf, um die Ursache zu entdecken, die er schon vermuthete, aber aus Schonung gegen seine Gäste verschwieg. In eben dem Augenblicke wurde die Thür eingestoßen; der furchtbare Mahomed trat in Gesellschaft mehrerer anderer Türken ein. Alle hatten sie die Säbel gezogen.

Wie Bildsäulen standen die Unglücklichen da; der Schrecken hatte ihnen Besinnung und Sprache geraubt. Sie waren keines Wortes, keiner Bitte mächtig. Mit Augen, die vor Wuth glüheten, stand Mahomed einige Augenblicke, durch den höchsten Grad des Zornes außer sich gesetzt, da. Er wollte sprechen, aber das gestattete seine Leidenschaft nicht. Er zitterte, er knirschte, ehe er im Stande war, dem Selim alle die Verwünschungen, alle die Flüche, von denen sein Herz überfloß, entgegen zu rufen. Selim war der Mann nicht, der sich so etwas sagen ließ; ihm, der nie in einer Gefahr den Muth verlor, konnten Aeußerungen

dieser Art nicht gleichgültig seyn; mit fester Stimme warf er dem Sohne des Monarchen das Schändliche seines Betragens vor und schloß mit den Worten: »Für Roxanens Freiheit wage ich mein Leben!« bei diesen Worten flog der Säbel aus der Scheide. Aber ehe er gegen den immer wüthender werdenden Mahomed sich in Vertheidigungsstand setzen konnte, traf des Tyrannen Klinge sein entblößtes Haupt; der treffliche Jüngling sank entseelt nieder; mit einem lauten Schrei der Verzweiflung stürzte Roxane auf die blutige Leiche, ihr Herz durch Flüche gegen den Mörder erleichternd. Der Anblick hätte Mahomed zur Besinnung bringen sollen; aber bei diesem war die Leidenschaft zu stark. Er wollte Roxanen von der Leiche des Gemordeten reißen; aber die Verzweifelnde stieß ihn mit der ganzen Wuth einer zürnenden Löwin zurück; sie rief ihm entgegen, daß er der Mörder eines der edelsten Menschen sey und machte selbst Anstalt, mit

Selims Säbel den Mord des Trefflichen zu rächen.

In diesem Augenblicke vergaß sich der Tyrann ganz, seine Wuth wurde grenzenlos und Roxane sank, von Mahomeds Säbel durchbohrt, neben dem nieder, der ihretwegen gefallen war. Aber auch in diesem Augenblicke brach sich die Wuth des fürstlichen Mörders; die alte glühende Liebe zu Roxanen erwachte wieder; der Gedanke an Selims Glück durch Roxanens Liebe, nach seiner Meinung genossen, war nicht so stark, daß er die zu späten Wünsche einer wilden Liebe hätte unterdrücken können. Reue und Beschämung fielen ihn durch den Anblick der beiden Blutenden, der beiden durch seine Faust Entseelten zu stark an. Wild schleuderte er den, mit des Freundes, mit der Geliebten Blute befleckten Säbel von sich und warf sich selbst wie ein Rasender über Roxanens Leiche hin, seinen Jähzorn laut verfluchend.

Es war eine gräßliche Scene. Alles war still; Niemand unterbrach die furchtbaren, Grausen erweckenden Worte Mahomeds; in stillem Ernste stand der Greis betend da, den Augenblick seines nahen Todes ruhig und gefaßt erwartend. Ohnmächtig lag Johanne an eben der Stelle, auf die sie vor Schrecken niedergesunken war. Sie war nicht länger Zeuge von dem, was weiter vorging.

Erst nach längerer Zeit erwachte sie aus ihrer Ohnmacht. Alles war still um sie her; sie richtete sich auf, sie sah nach dem Platze, auf welchem sie wie in einem furchtbaren Traume Selims Leiche gesehen zu haben glaubte. Keine Leiche war da; nur das zusammengelaufene geronnene Blut überzeugte sie von der Wahrheit, daß sie nicht geträumt habe. Wie zerschlagen an allen ihren Gliedern hatte sie kaum die Kraft, sich aufzurichten; mit matter Stimme rief sie Roxanen, rief sie den Greis. Nie-

mand hörte. Ein Grauen überfiel die Unglückliche; sie raffte ihre letzten Kräfte zusammen; zitternd ging sie nach dem Eingange der Hütte; Emanuel hatte so eben das Grab der beiden Redlichen vollendet, beide Leichen lagen auf dem Rasen. Der Anblick brachte Johanne fast in eben den Zustand, in welchem Selim und Roxane waren. Krampfhaft faßte sie den Greis an, der auch erst Minuten nöthig hatte, ehe er Johannen ein Wort zu antworten im Stande war. Unter heißen Thränen erzählte er der Armen jene furchtbare Geschichte, von der sie in ihrer Bewußtlosigkeit nichts gesehen hatte.

»Möge dem Tyrannen in seiner Todesstunde das furchtbare Bild nicht vorschweben!« sagte er. »Seine Reue war gräßlich; seine Thränen vermischten sich mit dem Blute der durch seine Hand Gemordeten. Auf seine dringende Bitte muß ich die Leichen beerdigen; ich hätte es ohnedies gethan!«

Wie schwer es der unglücklichen Johanne werden mußte, dem Greise in diesem Geschäfte beizustehen, bedarf keiner Erwähnung. Es würde ihr unmöglich gewesen seyn, hier Hand anzulegen, hätte nicht die Achtung gegen den Greis, hätte nicht die Freundschaft und Liebe gegen die Vollendeten Johannens Herz mit jener Festigkeit erfüllt, die allen sonst so natürlichen Schauder überwindet.

Beide Leichen waren jetzt unter unzähligen Thränen beerdigt. Emanuel richtete ein kunstlos zusammengesetztes Kreuz auf jedem Grabhügel auf, kniete nieder, betete und schlich dann gebeugt in seine Hütte zurück. Weinend kniete Johanne immer noch auf Roxanens Hügel, als Emanuel sie rief.

»Jetzt verlasse ich die Hütte, die mir dreißig Jahre Obdach und Schutz gab,« sagte er mit wehmüthiger Stimme. »Du, armes Kind, sollst nicht allein die gefährliche

Reise zu Deinem Vater machen; ich begleite Dich. Ich würde es nie verantworten können, wenn ich Dich dem blinden Zufall und allen Gefahren überließe. Ich begleite Dich.«

Mochte Johanne noch so gebeugt durch Roxanens Tod, durch Selims Verlust seyn, eine Aeußerung dieser Art mußte einen großen Theil der Besorgnisse von ihrem Herzen nehmen. Die frohe Aussicht, an der Hand eines so redlichen Greises jene Reise zu thun, die noch frohere Aussicht, am Ende derselben ihren Vater zu finden, mußte für ihren Geist zu wohlthätig seyn, als daß sie sich nicht entschloß, heute noch die Hütte zu verlassen.

Wir lassen jetzt Beide auf diesem Wege durch wilde, schaudervolle Gegenden, und blicken jetzt wie im Vorbeigehen auf Ibrahims Veste.

Mahomed hatte nicht den geringsten Zweifel, daß seines Vaters Wunsch von

Selim werde mit der Folgsamkeit erfüllt werden, die in der Verfassung des Reiches Amureths so natürlich war. Die geringste Weigerung, einen Befehl des Sultans zu erfüllen, zog den Tod nach sich; Mahomed wußte, daß Selim dies große Vorrecht des Sultans kannte, und daß Selim seinen Kopf gewiß höher achten werde, als die Geliebte. Mit Sehnsucht erwartete er die glückliche Stunde, in welcher sein Vater ihm die Geliebte zuführen, oder in welcher vielleicht selbst Selim ihm mit Roxanen ein Geschenk machen werde. Mit dem Abend aber wuchs seine Unruhe; seine Leidenschaft ließ ihm keine Ruhe; er ging nochmals zu seinem Vater; er trug ihm mit beredter Zunge noch einmal seinen glühenden Wunsch vor.

»Ich habe es Beiden gesagt,« war Amureths Antwort. »Ich möchte gern hierbei den Anschein des Zwanges meiden; er würde ein nachtheiliges Licht auf mein gege-

benes Wort werfen. Versuche Du es, wie weit Du Selim und Roxane für Dich und Deinen Wunsch bestimmen kannst.«

»Und die Nacht ist nahe? Die glücklichste Nacht für meinen Nebenbuhler, die unglücklichste für mich?« sagte Mahomed und eilte, von unbefriedigter, glühender Wollust gequält, nach Selims Zimmer. Es war leer. »Wo ist der Aga?« fragte er einen der Diener.

»Mit seiner Geliebten im Garten.«

Wie wild rannte Mahomed dahin. Nirgends war Selim zu sehen; denn wenige Augenblicke früher waren die Drei entflohen. Mahomed ließ die ganze Burg, die ganze Umgegend durchsuchen; nirgends fand sich eine Spur. Es wurde Allen nur zu sehr zur Gewißheit, daß Roxane zum zweiten Mal entflohen sey.

Die ganze Burg gerieth in Aufruhr. Jeder wollte dem künftigen Beherrscher des türkischen Reiches gefällig seyn, und so mußte

es denn wohl natürlich kommen, daß auf allen Seiten gesucht, auf allen Wegen geforscht wurde. An der Spitze von zwanzig Spahis flog Mahomed selbst von der Burg durch Wald und Gebirge, ohne im geringsten der Entflohenen Weg zu erfahren. Es war gegen Morgen, als Mahomed mit seiner Begleitung in das wilde Thal kam, in welchem die Entflohenen jetzt waren. Man entdeckte die Hütte; man wollte bloß hier Erkundigung einziehen, als man die Flüchtigen selbst entdeckte.

Außer sich vor Reue, Roxanen in seiner Wuth gemordet zu haben, kam Mahomed auf der Burg an. Seines Vaters Verweis, daß um seiner Liebe willen das ganze Heer einen Tag länger hier gelegen habe, hörte Mahomed kaum. Still und im beschämenden Gefühl stand er vor seinem Vater, der nicht anders glaubte, als daß des Sohnes Mißmuth daher komme, daß er Roxanen nicht gefunden habe.

»Wie ist es mit den Entflohenen?« fragte der Sultan sanfter.

Im Gefühl seines Verlustes warf sich Mahomed in seines Vaters Arme, sein Verbrechen, seine schnelle Mordthat gestehend. Amureth war bewegt. Er erinnerte sich der liebenswürdigen Roxane, und — was vielleicht nie geschehen war — eine Thräne der Theilnahme entquoll seinen Augen. Er litt wirklich bei dieser Rückerinnerung zu viel für sein eigenes Herz, als daß er seinem Sohne auch nur einen weitern Vorwurf gemacht hätte. Keiner seiner Befehlshaber konnte den Schmerz begreifen, der so lastend auf des Sultans Herzen lag; Keiner wußte, daß Roxane so großen Werth für den Beherrscher der Gläubigen gehabt hatte. Unmuthig und als hätte er eine Tochter verloren, ritt er vor seinem Heere hin, um mit ihm Scanderbegs grenzenlosen Trotz zu beugen.

Dieser kühne, Alles unternehmende Held hatte jetzt ein Heer von dreitausend

eben so kühnen, unternehmenden Streitern zusammengebracht, mit denen er des Landes Grenzen bereiste, um die Art einzusehen, wie er diese am besten gegen die Einfälle Amureths und seines zahlreichen Heeres sichern könne. Ihn begleiteten mehrere der Getreuen, unter diesen war Johannens Vater, Michael; ein Mann, auf dessen Erfahrungen und Rathschlüsse der kühne Held sich sehr verlassen konnte. Er war Scanderbeg fast unentbehrlich geworden; denn im ganzen Lande war sein Name geehrt.

Beide saßen jetzt, nachdem sie einen Theil des Gebirges durchsehen hatten, von dem angreifenden Wege ermüdet, am Abhange eines Felsens und sahen auf die um sie her versammelten streitlustigen Krieger, in deren Brust ein Herz voll von Vaterlandsliebe und glühend vor Eifer, es zu retten, schlug. Da nahete sich ihnen ein Greis im Anzuge der Mönche vom Berge Athos; gebückt und erschöpft schlich der Greis, ge=

führt von einer jungen Türkin, die mit kindlicher Sorgfalt des Ermatteten pflegte. Scanderbeg wußte so wenig, als es Michael wußte, was er aus diesem unerwarteten Besuche machen sollte. Daß er ihm gelten mußte, sah er aus der Achtung, mit der jeder seiner Krieger dem Greise den Platz wies, auf dem er mit Michael lag.

Scanderbeg stand auf, dem Greise entgegen zu gehen, auch Michael that es. Aber welch freudiges Erschrecken! Welche Ueberraschung, da die Türkin mit dem lauten Rufe: »Mein Vater!« in des erstaunten Michaels Arme stürzte und dieser kaum wußte, ob er seinen Augen trauen dürfe, da er seine längst verloren geglaubte, lange beweinte Johanne wiedersah. Mit gleichem Staunen stand Scanderbeg da, der sich jetzt erst Johannens erinnerte, und sich jetzt jenen Tag, an dem er Roxanen zu ihr brachte, in das Gedächtniß zurückrief. Seine erste Frage war nach Roxanen, war nach seinem

Freunde Selim. Johanne konnte nicht antworten als durch Thränen.

Mit gefaltenen Händen, das höchste Bild der verzweifelnden Trauer, stand sie da; Scanderbeg wiederholte die Frage. Da trat Emanuel ihm näher.

»Junger Held,« sagte er, »wirst Du Muth und Kraft genug haben, eine traurige Nachricht zu hören?«

»Gewiß. Ich bin auf Alles gefaßt. Erzähle!«

Emanuel entwarf nun das Gemälde jener furchtbaren Stunde, die den Helden um die Geliebte, um den Freund gebracht hatte. Mit verbissenem Schmerz hörte er die furchtbare Erzählung an. Aber als Emanuel geendet hatte, als er auf Scanderbegs Frage: »Und das that der Nachfolger Amureths, Mahomed?« geantwortet hatte: »Ja, das that Mahomed!« da riß Scanderbeg mit furchtbaren rollenden Augen das Schwert aus der Scheide, hielt es gegen den Himmel

empor und sagte mit heftiger Stimme: »So schwöre ich's vor Gott, daß nie ein Gedanke des Friedens mit diesem Volke in mein Herz kommen soll! Vom Blute der Mörder meiner Brüder, meiner Roxane, meines Freundes soll dies Schwert triefen. O, daß ich eine Ewigkeit leben könnte! Zu viel, zu viel für eines Menschenleben habe ich zu rächen!« So außer sich hatte den Löwen noch Niemand gesehen; Alles zitterte; denn Jeder sah ein, daß sein Leben jetzt auf das gewagteste Spiel gesetzt werden würde. Aber Keiner war muthlos; Keinem bangte bei dem Gedanken, daß Scanderbeg mit ihm Alles wagen werde, und daß diesem Kühnen gewiß keine Gefahr zu groß sey, in die er sich nicht selbst stürzen, in die er nicht seine Krieger führen werde. Alle seine Freunde fühlten, daß er mit Recht zürne; sie theilten seinen Unwillen, seinen Haß gegen alles, was Türke hieß. Mehrere Stunden hatte Scanderbeg nöthig, ehe er sich so weit von

seinem tobenden, angreifenden Schmerz über Roxanens Tod beruhigte, mehr mit Johannen darüber sprechen zu können. Alles, was er hörte, mußte freilich die Treffliche ihm immer werther machen; aber eben dies Gefühl mußte seinen Schmerz auf den höchsten Gipfel bringen.

»Wie glücklich hätte ich mit Roxanen leben können!« dies war sein einziger Gedanke; einen andern Wunsch hatte er nicht. Als hätte Emanuel Roxanen gerettet, so dankte er diesem für das Begräbniß der Gemordeten.

Es war Mittag, als einige Epiroten mit der Nachricht von der Annäherung des türkischen Heeres ankamen. Man erinnere sich, daß Amureth den Vezier mit einem Vortrab von zehntausend Türken vorangeschickt hatte, indeß der Sultan mit dem Heere selbst folgte. Stolz und ohne nur im mindesten auf das nicht unmögliche Mißlingen des Angriffs zu denken, beschloß der

Vezier, den nach seiner Ansicht zusammengelaufenen Haufen der Epiroten anzugreifen, ohne das große Heer unter dem Sultane selbst abzuwarten. Zu entschuldigen ist ein kühner Entschluß dieser Art immer, ob er gleich gegen ein entschlossenes und muthiges Volk fast nie glückt. Jener Vezier wollte das große Verdienst haben, den ganzen Krieg zu endigen, ehe der Sultan mit seinem unzählbaren Heere anrücke.

Niemanden war die Nachricht vom Anrücken des Feindes angenehmer, als dem kühnen Scanderbeg selbst. Zwar hatte er nur erst dreitausend Krieger; aber jeder Einzelne derselben glühete von Vaterlandsliebe und von Begierde, seinen Fürsten an einem Feinde zu rächen, den Jeder persönlich haßte. Scanderbeg ließ seine wenigen Leute zusammentreten. Mit jenem ruhigen, festen Blick, der am ersten Vertrauen einflößt, redete er sie an:

»Die Feinde nähern sich. Wie viel

ihrer sind, weiß ich nicht; die Anzahl kommt nie in Betracht. Ihr streitet zum ersten Mal mit ihnen. Denkt an Euer Vaterland. Von Euch hängt es ab, ob Ihr Euer Vaterland frei oder in Ketten sehen wollt.«

Mit Fleiß sagte Scanderbeg nur wenige Worte; aber jedes derselben traf seiner Krieger Herz; jedes rief die Erinnerung an überstandene Sklaverei, die Vorstellung von einer noch künftig zu erwartenden und noch drückendern Knechtschaft zurück, und jeder Einzelne beschloß, zu siegen oder zu fallen. Die Gegend, in welcher Scanderbeg jetzt war, war da, wo das waldige Gebirge in die Ebene sich verläuft. Mehrere vorspringende Waldstreifen ziehen sich in das flache Feld hin, hinter ihnen kann ein nicht gar zu zahlreiches Heer sich am besten aufstellen, und seine Schwäche verbergend, einem Feinde bei dem Einrücken in die Ebene sehr gefährlich werden. Hierher führte Scanderbeg seine Krieger; jeder Einzelne sah das Vor=

theilhafte dieser Stellung ein; Jeder bekam zu seinem persönlichen Muthe noch ein unbedingtes Zutrauen zu seinem Heerführer.

Des Veziers, aus zehntausend Mann bestehender Vortrab hatte jetzt den Kamm des Gebirges und mit ihm die Grenze des Epirotischen Reiches erreicht. Ein lautes, wildes Geschrei, der Ausbruch der Freude über den nahen, gewissen Sieg, erhob sich. Furchtbar hallte es wieder in dem wilden Gebirge; furchtbar schallte es über die nahe Ebene hin; mit Ruhe hörte es Scanderbeg, mit Fassung seine Krieger. Lächelnd sagte Scanderbeg: »Bald soll das Geschrei anders klingen!«

Einige Minuten hielten des Veziers Tausende, sich von dem beschwerlichen Marsch über das Gebirge erholend; dann flossen sie wie ein Strom, der Alles verheert, von der Anhöhe herab.

In einer der Einbiegungen des Waldes hielt Scanderbeg mit seinen Kriegern, die

jetzt zum ersten Mal gegen die Türken fochten. Der muthige Angriff, den sie auf den Feind machten, mußte um so furchtbarer wirken, da er ganz unerwartet kam; mit dem Schrecken des Feindes mehrte sich die immer steigende Wuth der Krieger Scanderbegs.

Vergebens war es, daß die Türken ihre Waffen von sich warfen; vergebens, daß sie auf den Knien um Schonung ihres Lebens baten; der immer wüthender werdende Sieger, der vorher Scanderbegs Eid gehört hatte, glaubte zur Verpflichtung dieses Gelübdes sich eben so verbunden, als der Anführer selbst. Nur Wenige der vornehmern Türken, die sich durch große Summen Geldes von den Siegern loszukaufen versprachen, blieben am Leben. Fast der ganze Vortrab lag entseelt auf dem Schlachtfelde.

Scanderbeg selbst, so unbedeutend dieser Sieg auch an und für sich war, erstaunte über den Muth, den seine Krieger gezeigt

hatten; die Hoffnung, mit Streitern dieser Art sein Vaterland frei zu machen, wurde jetzt gewisse Ueberzeugung, und nie hat eine Hoffnung weniger getäuscht, als diese. Das erste Gelingen eines solchen Unternehmens, wie eine blutige Schlacht, wirkt entscheidend; es bringt ein gewisses überwiegendes Selbstvertrauen zu wege, und dies erfüllt den Streiter muthvoll. So hatte Scanderbeg seine Krieger kaum erwartet; um desto größer wuchs auch sein Muth. Laut äußerte er dies; er erklärte seinen Leuten geradezu, daß, wenn sie immer so stritten, kein türkisches Heer gegen sie bestehen könne. Laut war sein Dank, den er ihnen brachte. In Begleitung dieser tapfern Schaar durchreiste er sein Land, jedem Bewohner die Krieger zeigend, denen das Vaterland seine Freiheit zu verdanken habe.

Mit Freuden wurde Scanderbeg überall aufgenommen; alle Herzen schlugen dem tapfern Rächer des Vaterlandes, und in

jedem einzelnen Krieger sah der Befreite ein kräftiges Werkzeug zu seiner Rettung; dankbar empfing man die trefflichen Krieger; was nur zu ihrer Erquickung und Pflege geschehen konnte, geschah gern und willig.

Scanderbeg hatte in seinem Vaterlande mehrere Verwandte. An diesen wollten die Türken rächen, was sie an Scanderbeg selbst nicht rächen konnten. So saß Scanderbeg einst nach mehreren blutigen, sauern Stunden am Tische, als ein Vertrauter ihm die Nachricht brachte, wie ein starker Haufen der Türken auf das Schloß eines seiner ersten Freunde zugehe. Im Augenblicke ließ Scanderbeg Lärm blasen, ob er nur gleich zweihundert Reiter bei sich hatte. An der Spitze dieses entschlossenen Haufens sprengte Scanderbeg nach der Gegend hin. Der Zufall hatte es so gefügt, daß der Freund, den die Türken überfallen wollten, den Plan erfuhr. Ihn zu vereiteln, nahm er die unter ihm stehenden Truppen Scanderbegs, ging den Feinden

entgegen und stieß in eben dem Augenblicke auf die Türken, als diese von der andern Seite durch Scanderbeg sich angegriffen sahen. Erschrocken durch diesen doppelten Angriff, in welchem die Türken einen tiefen, angelegten Plan sahen, wandten sie sich zur Flucht, ohne im Geringsten an eine entschlossene Gegenwehr zu denken. Scanderbeg verfolgte sie weit über die Grenze hinaus und kehrte mit den Seinigen, die mit unschätzbarer Beute beladen waren, zurück.

Amureth war indessen mit der Hauptmasse seines Heeres gefolgt. Schon die Nachricht, daß der Vortrab von Scanderbeg geschlagen sey; daß der Vezier und fast alle reichen Anführer sich in Scanderbegs Gefangenschaft befänden, erfüllten seine Seele mit dem glühendsten Zorn. Jetzt sah er die Flüchtlinge seines Heeres ankommen, die wie Verzweifelte und völlig Muthlose durch nichts aufgehalten werden konnten. Der

Sultan gerieth außer sich. Schrecken, Furcht und der höchste Grad des Zornes mußten sich bei einem Manne, wie Amureth war, um desto mehr äußern, je unerwarteter ihm das alles kam. Bisher war er in allen seinen Feldzügen glücklich gewesen; die Morgenröthe künftiger Größe und Glanzes für die Macht der Osmanen war längst angebrochen; Constantinopels Fall, und mit ihm der völlige Sturz des morgenländischen Kaiserthums, war vorauszusehen; die Türken kannten gar keine Besorgniß mehr, und jetzt — mußte ein so kleiner Fürst, mußte eine so schwache Schaar der Felsen werden, an dem die ganze Macht der Türken sich brach. Alles dies mußte für Amureth um so angreifender seyn, je feuriger und unbändiger sein Charakter, je größer und zügelloser sein Stolz war.

In der nächsten Stunde ließ er einen feierlichen Kriegsrath versammeln; alle Bassa'n, Aga's und andere Anführer waren ge-

genwärtig, Alle zitterten bei seinem Anblick; seine Blicke waren furchtbar, sein Auge glühete, und kaum erlaubte der Zorn, der in seinem Herzen wüthete, den Gebrauch der Sprache. Laut klagte er Scanderbeg als einen undankbaren Verräther seines Wohlthäters an; laut beschwor er Gott, diesen Undank an dem Bösewicht zu rächen; laut mußte der Mufti diese Aeußerung als ein Gebet aussprechen; laut foderte er alle seine Getreuen zu dem Eide, zu dem furchtbaren Eide der persönlichen Rache auf, die nie des Ueberwundenen schont.

Es bedarf keiner Erwähnung, daß Amureth davon schwieg, daß Scanderbeg, der seinem Vater geraubte Scanderbeg, nichts als eine Geißel für sein armes Vaterland gewesen war; nichts davon, daß Amureth seine drei Brüder hatte morden lassen; nichts davon, daß er dem Jünglinge die Geliebte, Rorane, hatte rauben lassen. So etwas hört ein Tyrann nicht gern, zumal

wenn es, wie es hier der Fall war, alle Gründe der bestimmten, der bereiteten Rache untergräbt. Ob Amureth an dies Alles dachte, ist zweifelhaft; der Haß macht leicht ungerecht.

Möglich ist es, daß alle die, zu denen er jetzt redete, es wohl fühlten, wie wenig Scanderbeg den Namen eines undankbaren Verräthers verdiene; aber wer von ihnen würde hier einen Widerspruch gewagt haben? Sein eigenes Leben würde in eben dem Augenblicke, in dem er seine Ansichten äußerte, verloren gewesen seyn. Nichts war daher natürlicher, als daß Alle die Ansichten Amureths theilten, daß sie Alle den Fluch über den kühnen, tapfern Mann aussprachen; daß sie Alle dem Sultan riethen, diesen Aufruhr gleich mit aller Kraft zu dämpfen, ehe er sich weiter verbreitete; daß Jeder angelobte, das Seinige zu thun, den schrecklichen Undank, den Verrath an Scanderbeg furchtbar zu rächen. Es ist möglich, daß

Amureth von irgend einem oder dem Andern der Gesellschaft Tadel oder gar Widerspruch erwartet hatte. Er wußte, in welchem Ansehen Scanderbeg stand; er wußte, daß er, wie er es auch ganz verdiente, viele Freunde hatte. Aber Niemand wagte Widerspruch; Niemand wagte es, eine andere Ansicht zu äußern, die Scanderbegs Betragen wenigstens in einem enschuldigenden, mildern Lichte darstellte. Alles rief den Fluch über ihn aus. Trauriger Beleg zu der Erfahrung, daß der Wille eines Tyrannen oft mehr vermag, als die Stimme des Herzens. Selbst so weit ging Amureth, der ehrsüchtige, stolze Sultan, daß er dem Könige der Ungarn, daß er dem Herzoge von Servien auf jede nur beliebige Bedingung Frieden und Waffenstillstand antrug, bloß um seine ganze Rache auf den einzeln da stehenden Scanderbeg sammeln zu können.

Gegen den Rath des tapfern Hunniades

gingen der schwächere Ladislaus, der weniger feste Georg diesen Waffenstillstand ein, ein Benehmen, das gewiß wenig zu ihrem Ruhme beiträgt; das sie aber auch nur zu bald bereueten.

Auf der andern Seite nahm sich jetzt Niemand besser als Scanderbeg. Er wußte, daß nur im verstärkten Muthe, nur in wachsender Entschlossenheit für ihn Sicherheit und für seinen großen Plan Glück zu finden sey. Nur Ausdauer konnte seinen Entwurf sichern; zaudern, halbe Maßregeln wählen, Furcht verrathen, würde unvermeidlichen Untergang nach sich gezogen haben. Scanderbeg hatte alles erfahren, was Amureth gesprochen und beschlossen hatte; mit einer Unbefangenheit, die alle Vorstellung übertrifft, erzählte er seiner Schaar Alles; er verschwieg keine gegen ihn ausgestoßene Drohung. Jeder seiner Leute fühlte das Beleidigende, das Schimpfliche in Amureths Aeußerungen; aber auch Jeder beschloß, sein

Leben dem herrlichen Berufe für's Vaterland gern und willig aufs Spiel zu setzen. Und so blieb Scanderbeg nicht müßig; am folgenden Tage drang er mit seinem Heere in die benachbarten türkischen Provinzen ein. Alle haltbaren Orte nahm er weg, überall warf er die türkischen Halbmonde nieder und von allen Thürmen, von allen Anhöhen glänzte Scanderbegs Wappen, ein gedoppelter schwarzer Adler. Ueberall erpreßten seine Krieger Beute und Reichthümer.

Amureth hatte jetzt sein Heer verlassen, um nach Adrianopel zurückzugehen. Den aufgebrachtesten, härtesten seiner Anführer hatte er das Heer anvertrauet; sie sollten in seinem Namen den Undankbaren bestrafen, und in voraus hatte Amureth sie gegen jede Anklage der Ueberwundenen in Hinsicht verübter Gewaltthätigkeiten gesichert. Und unter einem solchen Anführer rückte nun das große türkische Heer näher. Des Sieges war Alles gewiß; nicht die mindeste Besorg=

niß war in den Herzen der Osmanen, ihre Uebermacht machte sie übermüthig.

Aber desto mehr Angst und Furcht verbreiteten sich in den Provinzen von Albanien und Epirus. In voraus fühlten die Unbewehrten, Greise, Weiber, Mütter und Kinder, das Schreckliche, das ihnen bevorstand. Das Heer der Türken war stark, das Gerücht hatte diese Stärke noch vergrößert; man wußte, wie glühend die Rachsucht der Türken war; man wußte, daß man auf kein Erbarmen zu rechnen habe; man überließ sich dem lauten Wehklagen und das ganze Land erschallte von dem Jammern der Unglücklichen, die ihr trauriges Schicksal in voraus fühlten.

Mit zerrissenem Herzen hörte Scanderbeg alle diese Klagen. Konnte es ihm gleich Freude machen, zu sehen, daß der bei weitem größere Theil seiner Landsleute an seinem wahrscheinlichen Loose Theil nahmen; so mußte es ihm doch unangenehm seyn,

wenn dadurch seine Krieger entmuthigt wurden. Scanderbeg griff hier mit starker Hand durch. Alle Weiber, Kinder und Greise ließ er über das Gebirge ins Venetianische gehen. Mit seinen entschlossenen Schaaren, die von Vaterlandsliebe und Liebe für ihren Fürsten glüheten, drang Scanderbeg vor. Alle Pässe und Durchgänge wurden von ihm besetzt; natürlich war es daher, daß er nur mit einem kleinen Haufen dem zehnfach stärkern türkischen Heere sich unter die Augen stellen konnte.

Von fern schon sahen die Türken diese kleine Anzahl; das Anrücken derselben schien den Stolzen der letzte schwache Versuch des Ohnmächtigen zu seyn. Man rief der kleinen Schaar Spottnamen entgegen. Das türkische Heer hatte sich jetzt bis zu dem Platze gewälzt, wohin Scanderbeg es wünschte. In einem Augenblicke war der Angriff mit den funfzehntausend Epiroten gemacht; leicht konnte diese geringere Anzahl übersehen,

leicht zu einem höhern Zwecke gelenkt werden. Die eine Seite des großen türkischen Heeres kam bei dem muthvollen Angriffe gleich in Unordnung; die Verwirrung theilte sich den Uebrigen mit, und es gehörten nur wenige dem Morden gewidmete Stunden dazu, um eines der größesten Heere in eine Schaar entmutheter Flüchtlinge zu verwandeln.

Groß war die Niederlage der Türken; der Krieger Scanderbegs, durch seines Fürsten Beispiel gereizt, wurde des Mordens in den dicken, sich stopfenden Haufen der Türken nicht müde; mit jedem, den sein Säbel niederstreckte, schien sich seine Mordbegierde zu mehren.

Der größeste Theil des schönen, zahlreichen Heeres lag auf der Wahlstatt; nur einem kleinen Theile gelang es, sich durch die Flucht zu retten, und muthlos, erschöpft, ohne Waffen und Lebensmittel, kamen die Unglücklichen vor den Thoren von Adrianopel als elende Flüchtlinge an.

Amureth fürchtete nichts weniger, als eine Niederlage, am wenigsten eine Niederlage, wie diese war, die sein ganzes Heer so zertrümmerte. Kaum dachte er sich die Möglichkeit eines solchen Falles, als einige seiner vertrautern Anführer mit traurigem, eine unglückliche Nachricht weissagendem Gesicht, mit allen Mienen der Verzweiflung und der Angst, wie demüthig Bittende zu ihm traten und ihm die Nachricht brachten, die sie so sehr gern verschwiegen hätten. Amureth war außer sich. Seine lebhafte Einbildungskraft malte ihm alles das vor, was er von einem so kühnen und glücklichen Feind in aller Hinsicht erwarten müsse. Er sah den kühnen Feind schon vor den Thoren Adrianopels; er glaubte sein eigenes Leben, seine eigene Freiheit in Gefahr; sein Unglück machte ihn milder gegen die, die ihm diese Nachricht gebracht hatten, und die sonst eine Post dieser Art mit ihrem Leben leicht bezahlen mußten. Ja, seine Unruhe

trieb ihn so weit, daß er an Scanderbeg selbst schrieb. — Freilich machte er ihm die größesten Vorwürfe über Treulosigkeit und undankbaren Verrath; freilich drohete er ihm und seinem Lande mit der furchtbarsten Rache; freilich gab er in seinem, ihn nie verlassenden Stolze deutlich zu verstehen, daß er noch Mittel genug habe, einen übermüthigen Rebellen zu züchtigen, wovon die Geschichte benachbarter, unglücklicher Fürsten manchen Beweis liefern. Aber am Ende des Schreibens borgte er der warnenden Freundschaft die Maske ab; er prahlte mit angeborner Milde; bot dem Sieger Freundschaft und Vergessen alles Vorgefallenen an.

Natürlich war es wohl, daß Amureths Schreiben auf Scanderbeg so nicht wirkte, wie der Sultan es vielleicht erwartet hatte. Es mußte bei dem kühnen, unternehmenden Helden gerade die entgegengesetzte Wirkung hervorbringen.

Scanderbeg schrieb ihm, daß er die Drohungen Amureths so wenig, als dessen Freundschaftsversicherungen achten könne. Dreist und muthig hielt er in seiner Antwort dem Tyrannen die Fackel der Wahrheit unter die Augen und bewies mit triftigen Gründen, daß hier gar die Rede nicht von Undankbarkeit und Verrath seyn könne. Ihm sey der Thron seines Vaterlandes geraubt; daß er sich dieses wieder bemächtigt habe, sey recht, und selbst der Himmel habe durch die größesten Siege dies Unternehmen auf eine auffallende Art gesegnet.

So antwortete Scanderbeg; sein Schreiben mußte des Tyrannen Zorn auf's Höchste entflammen. Gefährlich würde dies für Scanderbeg geworden seyn; denn Amureth hatte eine Menge Hülfsmittel, die der erst entstehenden Macht des neuen Fürsten fehlten. Wahrscheinlich würde Scanderbeg der Uebermacht haben unterliegen müssen, wäre

das Schicksal, das so oft entscheidet, hier nicht entscheidend ins Mittel getreten.

Der Papst Eugenius konnte es dem ungarischen Könige Ladislaus nicht verzeihen, daß er mit Amureth einen Waffenstillstand geschlossen hatte. In den heftigsten und unsanftesten Ausdrücken schrieb er nicht nur dem Könige, sondern sandte auch überdies noch den Cardinal=Legaten Julian, der sich schon in dem Hussitenkriege durch das beständige Anrathen zu Krieg und Schlacht ausgezeichnet hatte. Eben solche Vorwürfe machte dem Könige Ladislaus der griechische Kaiser Johann Paläologus und Scanderbeg selbst, der in dem Szegediner Waffenstillstand den Untergang seines Vaterlandes ahnete. Ladislaus brach diesen Frieden; selbst der tapfere Hunniades war damit unzufrieden, daß der König sein Wort zurücknahm.

Mit einer verhältnißmäßig geringern Armee drangen die Ungarn und Wallachen

immer weiter vor, bis an das schwarze Meer, wo der traurige Schauplatz war, auf dem die letzte Hoffnung der Christen in diesen Gegenden scheiterte, das Schlachtfeld bei Varne.

Im Rücken eine unersteigliche, aber hinlänglich besetzte Felsenhöhe, lehnte sich ein Flügel des christlichen Heeres an eine sumpfige und morastige Gegend und an das Schloß. Die schwächern Zugänge befestigte Hunniades durch Wagenburgen und andere Hindernisse. König Ladislaus hielt in der Mitte des Heeres, umgeben von seiner prächtigen und streitbegierigen polnischen Leibwache. Hunniades stellte sich an die Spitze eines auserlesenen Reiterhaufens, um überall gegenwärtig zu seyn, wo die Gefahr es nöthig mache.

Wüthend über den Friedensbruch, entfaltete Amureth sein zehn Mal stärkeres Heer, der Schlachtordnung der Christen gegenüber. Glühend von Durst nach Rache stellte sich

der Greis selbst an die Spitze von funfzehn=tausend der tapfersten Reiter und that mit diesen einen wüthenden Anfall auf seine Feinde, ohne daß ihn das Fußvolk und die übrige Reiterei auf den Flügeln im gleichen Augenblicke hätte unterstützen können. Hunniades sprengte ihm entgegen, schlug diesen wüthend stürmischen Haufen in die Flucht, und der Anschein war da, daß die Türken eine der größesten Niederlagen erleiden würden.

Amureth war außer sich. Er ordnete den Rückzug an, als sich alle seine Anführer und Bassa'n um ihn versammelten und ihn fast mit Gewalt zu einem neuen Angriff mit achttausend der besten Spahis zwingen. Auch dieser wüthende Angriff wird abgeschlagen, und der tapfere, umsichtige Hunniades bittet im Vorbeireiten den König Ladislaus, jene feste Stellung ja nicht zu verlassen, indem sonst leicht alle Vortheile wieder verloren werden könnten.

Er, Hunniades selbst, wolle schon dafür sorgen, daß die Unordnung bei den Feinden überhand nehmen und in völlige Flucht ausarten solle.

Aber hier war es, wo der Neid den jungen König zu einem verderblichen Fehltritte verleitete. Ihm war es unerträglich, zu sehen, daß Hunniades den Sieg fast ganz allein erringen sollte. Seine tapfere polnische Leibwache tobt und flucht, daß sie hier müßig stehen soll. Selbst der Cardinal-Legat räth, auf den Feind einzudringen, und der Befehl wird gegeben. In diesem Augenblicke der höchsten Verzweiflung zieht Amureth die Urkunde jenes gebrochenen Friedensschlusses aus dem Busen, läßt sie auf einem Spieße hoch emporhalten, daß beide Heere sie sehen und ruft zugleich den Erlöser auf, diesen Meineid an seinen Bekennern zu rächen. Angeflammt von Wuth, sehen die Türken dieses ihnen auffallende Feldzeichen, das von Schaar zu Schaar getragen wird,

und gerade in diesem Augenblicke wagt der junge, feurige König Ladislaus mit seinem Haufen einen Anfall auf die ihn fast von allen Seiten schon umklammernden Türken. Ladislaus voran, Alles vor sich niederstoßend, ruft den Sultan zum Kampfe heraus; er erblickt den Sultan, er sprengt muthig an ihn heran, als sein Pferd, von einem Wurfspieße getroffen, rücklings überschlägt. Mit Wuth fallen die Janitschaaren über den König her, mit unzähligen Wunden wird er getödtet; sein Kopf wird abgehauen, auf eine Lanze gesteckt, und so unter dem furchtbaren, gellenden Freudengeschrei der Türken den Ungarn gezeigt. Hunniades, der eben von der Verfolgung des geschlagenen Theiles der feindlichen Armee zurückkommt, sieht dies alles; seine Streiter verlieren den Muth; die Schlacht ist verloren und in wilder, regelloser Flucht suchen die Christen ihr Leben zu retten.

Nach dieser kurzen Geschichte des un-

glücklichen 10ten Novembers 1444 kommen wir wieder auf Scanderbeg zurück.

Natürlich, daß eine Weltbegebenheit dieser furchtbaren Art auf die Lage unseres Helden den größesten Einfluß haben mußte. Er sah im voraus, daß der stolze, übermüthig durch den Sieg gewordene und von Rache glühende Amureth alle Kräfte anwenden werde, seinen Durst nach Rache zu befriedigen. Von außen hatte Scanderbeg auf keine Hülfe zu rechnen. Er hatte nichts als seinen Kopf, seinen tapfern Arm und seine wenigen braven Streiter. Mit seltener Offenherzigkeit entwirft er in seiner Geschichte das Gemälde seiner Unruhe; mit seltener Redlichkeit gesteht er seinen Anhängern, daß dem Anscheine nach Alles verloren sey, und daß ihnen Allen weiter nichts übrig bleibe, als ihn zu verlassen, da sie bei ihrer Treue keine weitere Aussicht, als die des rühmlichen Todes auf dem Schlachtfelde vor sich sähen.

Möglich, daß Scanderbeg im voraus wußte, zu welchem Entschlusse ein so redliches Geständniß die Seinigen vermögen werde. Kaum hatte er seine Anrede geendigt, als die ganze Schaar, wie auf ein Commandowort, die Säbel zog und sich auf das Feierlichste verschwor, den letzten Blutstropfen willig und gern für ihn, ihren Fürsten, und für des Vaterlandes Rettung zu verspritzen. Kein Auge blieb trocken. Selbst Scanderbegs Thränen flossen.

Seine Rührung war so stark, daß er sich einige Minuten sammeln mußte, ehe er im Stande war, zu sprechen. »Nun bin ich unüberwindlich!« rief er laut, dem ihm zunächststehenden Führer seiner Truppen in die Arme sinkend. »Jetzt fühle ich's, daß Amureth und sein ganzes Heer nichts gegen uns vermögen!« Eine Ueberzeugung, die ihm vollends Aller Herzen gewann; aber zugleich mußte dieser feierliche Augenblick den Grund zu dem schönsten Glücke seines Le-

bens, zu seiner Liebe, legen. Roxanens Tod hatte freilich seinem Herzen eine Wunde geschlagen, die bei jeder Rückerinnerung an die Gemordete von neuem blutete. Längere Zeit war schon hingeschwunden, und Scanderbeg hatte auf keine neue Liebe gedacht; Roxanens Bild stand unerschütterlich vor seiner Seele, und begleitete ihn selbst in das wilde Gewühl des Blutvergießens. Heute begegnete ihm der Blick einer der schönsten Albaneserinnen, eines der blühendsten Mädchen aus einem der edelsten Häuser Epirus. Mit inniger Freude weilte Anastasia's Blick auf dem schönen, tapfern Mann, der in edler, stolzer Bescheidenheit jetzt dastand; dem Mann, dem Aller Herzen schlugen, mußte auch das von Vaterlandsliebe überströmende Herz entgegenglühen. Aber auch Scanderbeg sah mit unruhigerm Herzen auf das schöne Mädchen, das eine auffallende Aehnlichkeit mit Roxanen hatte. Wünsche, glühende Wünsche empfand jetzt sein Herz; eine edle, reine

Liebe flammte in Scanderbegs Seele auf; er wurde, ohne selbst zu wissen, warum, verlegen; eine gewisse unruhige Aengstlichkeit fühlte er in seinem Herzen.

Mit geschärftem Blicke sah er nach dem Fenster, an welchem Anastasia weinend stand. »Wer ist jenes schöne Mädchen?« fragte Scanderbeg mit erzwungener Unbefangenheit einen neben ihm stehenden Führer seines Heeres, einen Jüngling, der viel bei ihm galt.

»Es ist meine Schwester Anastasia,« sagte der Jüngling, seiner Schwester zuwinkend.

Wie eine Rose glühete Anastasia, da sie bemerkte, daß Scanderbeg, der schöne, muthige Mann, nach ihr sah. Jeder wußte die Geschichte seiner Liebe zu Roxanen; Jedem war es bekannt geworden, mit welcher Treue der schöne Jüngling an ihr hing, und so etwas weiß kein Herz besser zu schätzen, als das Herz eines Mädchens. An diese

Ueberzeugung schließt sich der Wunsch, eben so treu geliebt zu werden, und von diesem Wunsche bis zur Liebe des Getreuen selbst, ist nur ein kleiner Schritt.

Anastasia wußte es kaum, daß sie den edlen Mann schon liebe, und sie liebte ihn glühend, ihre Verlegenheit, ihr Erröthen bewiesen es; sie fürchtete, die ganze Stadt möchte es ihr aus den Augen lesen, daß sie den edlen Fürsten ihres Vaterlandes liebe. Sie mußte vom Fenster zurücktreten, um ihre Verlegenheit nicht merken zu lassen. Aber wie ward ihr, als ihr Bruder den ersehnten, heißgeliebten Mann mit sich auf das Zimmer brachte, auf welchem Anastasia mit ihrer Mutter, mit einigen ihrer Freundinnen war. Kaum war sie im Stande, die einfachsten Fragen ihres Bruders zu beantworten; jedes Wort wurde ihr schwer; jeder Ausdruck, jede Aeußerung schien ihr Herz zu verrathen — diese thaten es nicht; aber desto mehr die Verlegenheit, das Erröthen, die

Thräne, die im Auge zitterte. Natürlich, daß ihre Freundinnen bald merkten, was in Anastasia's Herzen vorging; natürlich, daß Anastasia immer verlegener wurde, je mehr sie dies verbergen wollte.

Scanderbeg blieb, als die Uebrigen weggegangen waren. Mit einer seltenen Offenheit enthüllte er Anastasia'n sein ganzes Herz; nur wenige Augenblicke waren nöthig und Anastasia, wie ihre Mutter, kannten des Helden Wunsch, Anastasia als Gattin zu besitzen. Segnend willigte die Mutter, eine Wittwe, ein; unter Thränen weihete sie die beiden Glücklichen zur Liebe ein. Keiner dachte an die Gefahren, in welchen jetzt das Vaterland, in welchen besonders Scanderbeg war; Keiner dachte in seinem Glücke an die unübersehbaren Heere der Türken, die wie schwarze Gewitterwolken drohend und furchtbar den Grenzen des Vaterlandes sich näherten.

Wenige Zeit war nöthig, und Anastasia

war Scanderbegs Gemahlin; Jeder der Unterthanen segnete in seinem Herzen den Bund, den Liebe schloß, den der Zufall begünstigte, den die härtesten Prüfungen befestigten. Allgemein war die Freude des Heeres, wie des Volkes; Jeder glaubte sich nun noch näher mit dem Fürsten verbunden; aber auch Jeder glühete jetzt stärker bei dem Entschlusse, für seinen Fürsten das Leben zu wagen. War es doch jetzt nicht mehr der Fürst, nicht mehr das Vaterland allein, die Jedem empfohlen waren; es kam noch eine Fürstin dazu, die sich durch Herzensgüte und sanfte Milde Aller Herzen zu eigen gemacht hatte.

Und doch war Scanderbeg schon in den ersten Tagen seiner Verbindung in einen neuen Krieg verwickelt, den er bestimmt nicht vorausgesehen hatte. Einer seiner Verwandten war von einem Venetianer ermordet, der dessen Länder an sich riß, die aber nachher an die Venetianer fielen. Mußte

Scanderbeg gleich mit jedem Augenblicke das Annähern der Türken erwarten, so hielt ihn dies doch nicht ab, sein Recht auch gegen einen neuen Feind muthig zu vertheidigen. Er drang mit einem kleinen Heere in das venetianische Gebiet, wo sich ihm ein stärkeres Heer entgegenstellte; aber in eben dem Augenblicke, als die Türken schon anrückten, von dem muthigen Haufen Scanderbegs geschlagen wurden. Nur zwei ernste Anfälle waren nöthig und das stärkere venetianische Heer war in einen Haufen Flüchtlinge verwandelt.

Während der Schlacht selbst war das türkische Heer unter Amureth näher an die Grenze gerückt. Sehr wahrscheinlich ist es, daß Amureth früher in Scanderbegs Erbtheil gefallen wäre, hätte nicht jener Feldzug gegen die Venetianer ihn getäuscht. Er befürchtete Hinterlist und blieb ein müßiger Zuschauer in dem Augenblicke, in dem er Scanderbegs Untergang hätte bewirken können. Erst zu

spät sah er ein, daß das Ganze wirklicher Ernst gewesen, und daß er eine Gelegenheit, sich zu rächen, versäumt habe, die sich so bald nicht wieder ereignen würde. Jetzt befahl Amureth einem großen Theile seines Heeres, in Epirus einzudringen. Scanderbegs Truppen, noch ganz voll von dem Siege, den sie jetzt erst über die Venetianer erfochten hatten, folgten ihrem Fürsten nur zu gern; seinem tapfern Geiste huldigten sie um so lieber, je mehr sie ihn zum Muster ihrer Tapferkeit nahmen, und so trafen beide, der Anzahl nach ganz verschiedene Heere einander auf einer vor dem Grenzgebirge sich hinziehenden Fläche.

Beide Heere standen gegen einander über, als, nach der Sitte mancher alten Völker, einer der Streiter des feindlichen Heeres näher ritt und mit fast unerträglichem Stolze einen aus Scanderbegs kleiner Schaar zum Zweikampfe auffoderte. Ruhig sah sich Scanderbeg um. Er wußte, daß

seine muthigen Streiter Auffoderungen dieser Art nicht gern zum zweiten Mal an sich ergehen ließen; als der Bruder seiner Gemahlin sich erbot, dies Wagstück zu übernehmen. Freilich erschrak der Fürst bei diesem Erbieten; sein Schwager war ein junger, dem Ansehen nach eben nicht mit körperlicher Stärke begabter Offizier, da im Gegentheil der Türke wie ein Riese dahielt. Vergebens suchte Scanderbeg den Jüngling von diesem Unternehmen abzuhalten, er mochte ihn erinnern, woran er wollte. Manessus — so hieß der Bruder Anastasia's — blieb bei seinem Wunsche; der Fürst mußte ihn erfüllen.

»Die Gefahr, der ich jetzt entgegeneile, wartet meiner in jedem Scharmützel,« war die Aeußerung, mit welcher Manessus dem prahlenden Türken entgegenritt. Nicht frei von Furcht sah ihm Scanderbeg nach; er bemerkte das ungleich Gewandtere, das der Türke in allen seinen Bewegungen zeigte,

er zitterte für das Leben eines Jünglings, der ihm als der Bruder seiner Gattin, und als junger, hoffnungsvoller Führer so werth war. Kaum wagte er es, nach dem Platze zu blicken, auf dem dieser Kampf vor sich gehen sollte. Aber wie mußte ihm in dem Augenblicke werden, als der Türke, von Manessus Lanze durch das Auge gerennt, vom Pferde stürzte? Wie in dem Augenblicke, als Manessus vom Pferde sprang, den Säbel zog, und des Türken blutenden abgehauenen Kopf zu Scanderbegs Füßen niederlegte?

»Nie, selbst in den größesten Gefahren nicht, war ich so besorgt, als heute,« sagte Scanderbeg, seinen Schwager umarmend. »Was würde Anastasia gesagt haben, wärst Du der Ueberwundene?« Zugleich bemerkte Scanderbeg die Bestürzung im türkischen Heere, das diesen Fall eines der tapfersten seiner Streiter für bedeutend auf den Ausgang der nahen Schlacht nahm; zugleich

sah der Fürst, welchen Muth diese Helden=
that seinen Kriegern mitgetheilt hatte. So
etwas nicht zu benutzen, wäre gegen jede
Klugheitsregel gewesen.

Der Kopf des Türken wurde auf eine
Lanze gesteckt, und in dem Augenblicke war
das Zeichen zum Treffen gegeben. Wie ein
vom Sturme heraufgejagtes Hagelwetter
stürzte die kleinere Schaar auf die größere
Macht; der Schrecken ging vor ihr her und
nie erfocht Scanderbeg einen leichtern Sieg,
als diesen. Der größere Theil des türkischen
Heeres lag auf der Wahlstatt; der Bassa
selbst wurde gefangen, mit ihm eine große
Menge der vornehmern Anführer, die durch
reiches Lösegeld sich frei zu machen verspre=
chen mußten. Eine große Summe wurde
schon an diesem Tage übersandt; eine
Summe, die der uneigennützige Fürst so=
gleich unter seine Truppen vertheilen ließ.

Jener Streit mit Venedig wurde beige=
legt; der Staat erkannte den Werth eines

so kühnen Helden, der einzig und allein der immer wachsenden Macht der Osmanen mit Glück sich entgegensetzte. Man gab dem Fürsten das Bürgerrecht; man versprach ihm auf den Fall der Nothwendigkeit Hülfe an Geld und Truppen.

Dieser Frieden war für den kühnen Fürsten erwünscht; er hatte nun Freiheit, tief in das Gebiet der Türken einzudringen, und freilich kann man es nur mit dem Geiste des damaligen Zeitalters entschuldigen, wenn dieser Zug sich durch Grausamkeiten und unmenschliche Härte gegen die Ueberwundenen auszeichnete. Scanderbeg verwüstete ganze Strecken Landes, um den Feinden, die sich jetzt unter Amureth bei Adrianopel zu einem unzählbaren Heere sammelten, jeden Unterhalt zu erschweren. Alle türkischen Wohnungen wurden niedergebrannt; zu Tausenden wurden die unglücklichen Bewohner als Gefangene fortgeführt, und mehr noch fielen durch das

Schwert der eindringenden Arnauten, deren Jeder, wie sein Fürst, unvertilgbare Rachsucht gegen die Osmanen fühlte.

Von allen Seiten kamen Klagen an Amureth. Alle seine Provinzen, die Scanderbeg nur erreichen konnte, waren verheert. Diese Klagen — mehr noch die Furcht, daß vielleicht ein eben so kühner Held, wie Scanderbeg oder Hunniades die übrigen Christen, die Polen, Ungarn, Deutschen, und selbst das eingeschlossene griechische Kaiserthum zu ähnlichen Thaten, mit ähnlichem Glück verbunden, reizen möchte — bewogen den Sultan, jetzt Alles, Alles zu thun, um dem ganzen Kriege mit einem Schlage ein Ende zu machen.

Ein Heer, stärker, prächtiger und besser gerüstet, als es je ein Großsultan musterte, versammelte sich. Die verschwenderischesten Belohnungen wurden dem versprochen, der sich auszeichnete; ein ganzes Königreich wurde dem verheißen, der Scanderbegs Kopf brachte;

aber auch die furchtbarsten Strafen wurden dem angekündigt, der nur die geringste Feigheit würde blicken lassen. Große Gebete und Fasten wurden angeordnet; das ganze Heer wurde feierlich von dem Mufti eingesegnet und Mahomeds Fahne, das Heiligthum des Osmanen, wehete vor dem prächtigen Zelte Amureths.

So zum höchsten Enthusiasmus begeistert, setzte sich ein Heer von zwei Mal hunderttausend Mann in Bewegung. Der Sieg war nicht zweifelhaft; denn das Vertrauen der Führer, wie der gemeinen Krieger, war grenzenlos. An eine Niederlage, kaum an einigen, den Sieg verzögernden Widerstand dachte man nicht; der glänzendste Sieg war Allen gewiß.

Dem umsichtigen, klugen Scanderbeg konnten Anstalten von dieser Art nicht verborgen bleiben. Mehrere seiner Getreuen, mit der Sprache und den Sitten der Türken bekannt, gingen in das türkische Lager.

Unter allerlei Masken verbargen sie ihre Absichten; leicht erfuhren sie die Pläne des feindlichen Heeres; noch leichter lernten sie den Geist kennen, der in diesem Heere herrschte. Besorgt über den Ausgang eilten sie zu ihrem Fürsten zurück, ihm offenherzig alles, was ihm drohete, entdeckend. Scanderbeg verlor die Geistesgegenwart und den Muth nicht; sein Entschluß war fest; er wollte lieber in der Schlacht fallen, als sich in Sklavenfesseln — sein Vaterland unterjocht sehen. Eben so muthig entdeckte er seiner kleinen Schaar alle seine Besorgnisse.

»Ob wir nicht endlich unterliegen werden, ist eine Frage, die ich nicht beantworten kann. Der Sieg hängt nicht von uns ab. Aber der Entschluß, rühmlich zu fallen, und den schönen, ehrenvollen Tod für Vaterland, für Weib und Kind zu sterben, das hängt von uns ab. Ich ziehe diesen Tod vor; nie werde ich Sklav der Osmanen!«

Mit diesen wenigen Worten redete er die Seinigen an, und setzte die ausdrucksvolle Frage hinzu: »Und Ihr?«

Wie aus einem Munde riefen die Getreuen: »Dein Loos, Fürst Scanderbeg, ist das unsrige. Wir denken Alle, wie Du!« Eine Versicherung, die des tapfern Fürsten Muth noch mehr hob.

Auf der Stelle wurden die längst schon überdachten Gegenanstalten ausgeführt; an allen haltbaren, dem Eindringen des Feindes im Wege stehenden Orten wurden Werke angelegt; die Plätze, die zu Festungen dienlich und dazu schon eingerichtet waren, wurden mit Besatzungen versehen, die es Alle auf das Heiligste versichern mußten, sich bis zum letzten Blutstropfen zu wehren. Die Greise, Weiber und Kinder wurden nach dem angrenzenden venetianischen Gebiete gebracht, um nicht die Lebensmittel in solchen Festungen unnütz zu verzehren. Scanderbeg selbst wählte aus seinem Heere

zwölftausend der Geprüftesten; mit diesen begab er sich nach dem Orte, an dem die Feinde vorbei mußten, wenn sie in Epirus eindringen wollten. Hier lag die Feste Settigrad auf einem Felsen, unter welchem der Weg in das Innere des Landes sich zieht.

Diesen haltbaren Ort ließ Scanderbeg besetzen; er selbst mit seinen Zwölftausend nahm eine Stellung, die ihn dem Feinde verbarg; eine Stellung, aus welcher er aber jeden Augenblick irgend einen abgesonderten Theil der Feinde mit Glück angreifen konnte. So erwartete er mit seinen Kriegern des Feindes Anrücken. Ernster und Alles genauer prüfend, als es sonst seine Art gewesen war, überlegte er Alles; jedes noch so unbedeutende Hülfsmittel bekam das Ansehen der Wichtigkeit; der kleinste, sonst kaum zu achtende Vortheil wurde hervorgesucht, da das Bedürfniß ihn wichtig machte. Bäume wurden erstiegen, Felsenwände wur-

den erklettert, um das Anrücken der Feinde beobachten zu können; herabgerollte Felsblöcke erschwerten den Weg, und sonst gangbare Straßen wurden unwegsam gemacht.

Drei Tage hatte Scanderbeg der Ankunft der Türken entgegengesehen, als am Abend die ausgestellten Posten die Nachricht brachten, daß eine gegen Osten aufsteigende Staubwolke auf die Ankunft des feindlichen Heeres schließen ließe. Scanderbeg selbst eilte mit einigen Vertrauten dorthin, von wo er die Feinde beobachten konnte. Der Bericht war wahr, war ganz richtig. Dicht an dem Gebirge hob sich kräuselnd die Staubwolke und bezeichnete durch ihre Richtung den Weg, den die genommen hatten, die sie verursachten. Weiter noch in der östlichen Gegend über dieser Staubwolke hin bildete sich eine andere, die eben jetzt erst zu entstehen schien und ein neu anrückendes Heer ankündigte.

»Wahrscheinlich ist dies hier ein Vor-

trab,« sagte der kundige Scanderbeg. »Am besten wäre es, wir legten an ihm eine Probe unseres Muthes ab,« sagte der Fürst zu seinen Begleitern.

Er ging zu seinem Heere zurück, um es zu diesem Angriff vorzubereiten. Alle Posten wurden eingezogen; man verließ das Lager, um sich an einen Ort im Gebirge zu begeben, wo man den Feind während der Nacht mit Erfolg angreifen konnte; hier stellte man sich auf, den mit Geräusch immer näher kommenden Feind ruhig erwartend.

Es war eine schöne Sommernacht, die sich über Wald und Gebirge ausbreitete; die Luft war erquickend, das vom Thau angefeuchtete Gras sicherte gegen den erstickenden Staub, der den ganzen Tag über den Türken so beschwerlich gewesen war. Auf einer weiten Fläche, von Gebüsch und einzeln stehenden Felsen umgeben, lagerten sich die Ermüdeten; sie wußten es nicht,

welch ein furchtbarer Feind sich hinter jenem Gesträuche verbarg.

Es war Mitternacht. Tausende lagen in sanftem Schlummer, als mit einem Mal Scanderbegs Schaar über den sichern Haufen herstürzte; Tausende wurden gemordet, noch ehe sie sich besinnen, noch ehe sie zu den Waffen greifen konnten. Wenige nur waren so glücklich, auf der Flucht zu entkommen; selbst weit von dem gräßlichen, blutigen Platze fanden sie einzelne kleine Schaaren der Arnauten, die sie in dem Augenblicke mordeten, in welchem sie sich am sichersten hielten.

Die aufgehende Morgensonne beleuchtete eine gräßliche Scene; verstümmelt, entstellt und gemißhandelt von den beutesüchtigen Arnauten lagen die Tausende der Leichen umher. Groß war die Beute, die Scanderbegs Krieger machten; aber eben so wuchs ihnen der Muth mit jeder neuen Gefahr, die ihnen drohete.

Aber wer möchte Amureths Zorn beschreiben, da die Wenigen, die der Arnauten Schwert entgangen waren, als Flüchtlinge scheu und verzagt im Lager der Türken ankamen, und hier Schrecken, Muthlosigkeit und Angst verbreiteten? Jener vorangeschickte Haufen war von einem der Lieblinge Amureths geführt; ihm gönnte Amureth die große Ehre, der Erste zu seyn, der Albaniens Boden beträte, und jetzt war dieser treffliche Führer selbst geblieben; jetzt waren von diesem, des Sieges so ganz gewissen Haufen nur noch niedergebeugte Flüchtlinge zurück; statt daß sie dem nachrückenden Heere durch ihren Sieg hätten neuen Muth machen sollen, entmuthigten sie durch ihren Schrecken ein Heer, mit dem ein Welttheil hätte erobert werden können.

Außer sich vor Unmuth rückte Amureth gleich am folgenden Tage dem Gebirge näher, um es zu übersteigen. Jene traurige Niederlage seines Lieblings hatte wenigstens

den Vortheil, daß Amureth, behutsam gemacht, manche Gefahr vermied, in die das Vertrauen auf seine Uebermacht ihn sonst wohl gestürzt haben würde. Er verwahrte sein Lager während des Marsches über das Gebirge auf's Beste, und Scanderbeg, mit seinem Siege zufrieden, erwartete klüglich eine Gelegenheit, in der er der Hauptarmee eben so schaden könne, wie dem Vortrab. Aus den Schlüften und Hohlwegen des Gebirges ließ sich Amureths Heer herab; das Erste, was dem Sultan auffiel, war die rothe Fahne, die von Settigrads Felsenwällen ihm entgegenglänzte. Eine rothe oder schwarze Fahne war das Signal, daß man sich bis auf den letzten Mann zu wehren gedachte; dahingegen eine weiße Fahne gleichsam das Einladen des Feindes war, sich einer Festung zu bemächtigen.

Amureth konnte seinen Augen kaum trauen, als er das Blutzeichen, das Signal

zu einer Herausforderung auf Leben und Tod von dem Walle einer Feste sah, die lange nicht die Größe seines Zeltes hatte. »Dies Nest soll die erste Wirkung meines Zornes fühlen!« sagte er im höchsten Unmuth, und die Bestürmung, die Eroberung Settigrads war beschlossen.

Scanderbeg, der Amureths Charakter genau kannte, hatte dies vorher gesehen; er hatte sich deshalb nicht zu weit von der belagerten Feste entfernt, um gleich bei der Hand zu seyn, wenn sich etwa eine günstige Gelegenheit, den Türken zu schaden, darbieten sollte. Er wußte, daß eine im Wege liegende Festung den Stolz Amureths beleidigen würde, und daß er in diesem Stolze freilich alles Mögliche thun, aber auch manche Blöße geben werde. Scanderbeg hatte ganz richtig geschlossen. Auf dem höchsten Felsen einer ganzen Klippenreihe lag Settigrad an der Grenze Macedoniens. Der Ort, so klein er auch war, erhielt durch

seine Lage wie durch seine Festigkeit einen gewissen Grad der Wichtigkeit. Er war das erste Hinderniß, das sich Amureth in den Weg stellte; das aber dem ungeachtet des Despoten Stolz nicht beugte.

»Das Nest muß genommen werden!« sagte Amureth beim Anblick dieser Feste. »Keiner der Besatzung darf verschont werden. Alles muß niedergehauen werden.« Dies war der grausame Befehl, der sogleich ausgeführt werden sollte. Dreißigtausend Mann wurden zu dem furchtbaren Unternehmen ausgesucht, an ihrer Spitze einer der berühmtesten Bassa'n; der nahe Wald gab Hülfsmittel, eine Belagerung zu unternehmen, genug her; es wurden eine Menge Leitern und anderer Maschinen verfertigt, und nicht ohne Besorgniß sah die eingeschlossene Besatzung auf alle die Anstalten, die zu ihrem Untergange bereitet wurden; indeß das Beispiel und das Zureden des Befehlshabers verhinderte alle Zaghaftigkeit.

Alles blieb muthig und Jeder war entschlossen, sich eher unter den Ruinen der Festung begraben zu lassen, ehe er den ihm anvertrauten Platz übergäbe.

Mit der größesten Aufmerksamkeit achtete man auf alles, was der Feind unternehmen, und nicht die kleinste Bewegung im türkischen Lager konnte der wachsamen Garnison verborgen bleiben.

Es war eine schöne, mondhelle Nacht, als die Schildwachen auf den Felsenwällen aus den Bewegungen im türkischen Lager auf etwas Außerordentliches schlossen; sie meldeten dieses ungewöhnliche Geräusch, dieses Zusammenlaufen dem Befehlshaber, und dieser vermuthete einen Angriff, den die Feinde — was sonst ihre Art nicht war — geräuschloser und ohne das gewöhnliche Geschrei unternehmen würden. Von den Wällen herab konnte man deutlich das Gewirre unter der Festung sehen, der Vollmond gab Erleuchtung genug; aufmerksam stand

die hinter den Brustwehren auf Alles blickende Besatzung da, als eine Menge langer Sturmleitern sich empor richteten, sich so geräuschlos als möglich an den Wall lehnten, und nun von den Türken bestiegen wurden. Keiner von der Besatzung hinderte die Feinde daran, nur da erst, als die ersten Türken die Wälle fast erstiegen hatten, regte sich, dem Plane des Befehlshabers gemäß, die Besatzung. Den obersten Türken wurden die Köpfe gespalten, oder die Hände abgehauen, oder sie wurden mit den Leitern umgeworfen, oder große Steine auf die Andringenden gewälzt. Mehrere der Türken wurden von der Besatzung über die Brustwehr gezogen; die blutdürstigen Albaneser hieben ihnen die Köpfe ab und warfen die Enthaupteten in den Graben zu ihren Freunden.

Zwei Stunden dauerte dieses Andringen; Tausende der Türken lagen entseelt in dem Graben; die Wuth der Angreifenden

wuchs mit jedem Augenblicke; aber eben so die Entschlossenheit der Besätzung, als Scanderbeg, der sich bis auf eine halbe Meile heranschlich, in diesem Augenblicke mit seiner kleinen Schaar dem feindlichen Heere in den Rücken fiel. Wie ein Tiger in eine sich sicher glaubende Heerde stürzt und schon gemordet und zerfleischt hat, ehe man Anstalten zu seiner Verjagung zu machen im Stande ist, so war es hier. Tausende der Feinde waren schon gewürgt, ehe man im Lager erfuhr, was im Hintertreffen vorging. Aber jetzt wurde die Verwirrung um so allgemeiner; sie verbreitete sich im ganzen Lager der Türken, und während Amureth wüthete und tobte, zog sich Scanderbeg in seine unangreifbare Stellung zurück.

Der Sturm war vereitelt, und umsonst hatte der Sultan Tausende seiner bravsten Krieger aufgeopfert. Mehrere Mal wiederholten die Türken auf diese Art den Angriff; mehrere Male fiel ihnen Scanderbeg immer

von einer andern Seite in das Lager, und das Heer der Feinde war schon um zwanzigtausend Streiter geringer geworden, als Amureth einem seiner Günstlinge, dem Bassa Feri, den Befehl gab, während eines jeden Sturmes auf die Feste, mit einem Theile des Heeres bloß den kühnen, Alles wagenden Scanderbeg zu beobachten.

Freilich hinderte dieser thätige und wachsame Anführer den Fürsten an ähnlichen Unternehmungen; allein auf eine andere Art mußte er durch seinen entschlossenen Muth dazu beitragen, daß Scanderbegs Name um ein Großes berühmter wurde. Scanderbeg hatte gegen ihn manche kühne Unternehmung mit vielem Glück ausgeführt.

Aeußerst aufgebracht darüber und mit Recht die Ungnade Amureths besorgend, kam der Bassa auf den Entschluß, die ganze Sache durch einen Zweikampf auszumachen. Er war einer der tapfersten und geübtesten

Krieger in Amureths Heere; schon Mehrere, die ihn beleidigt hatten, waren von seiner Hand in einem Zweikampfe entleibt, und die Hoffnung, gegen den so sehr gefürchteten Scanderbeg glücklich zu seyn, wurde durch diese Rückerinnerungen immer mehr verstärkt. In dieser Voraussetzung foderte er den Fürsten zu einem Zweikampfe. Scanderbegs Offiziere wollten dies nicht zugeben; Jeder erbot sich, dies Geschäft statt seines Fürsten auszumachen. Scanderbeg fühlte das Schöne in diesem Erbieten; es mußte ihm Freude machen, seine Getreuen so für sein Leben besorgt zu sehen. Aber mit fester Entschlossenheit gab er ihnen zur Antwort:

»Das wolle Gott verhüten, daß Einer von Euch für mich streiten und sein Leben wagen sollte, so lange ich noch Kräfte habe, für mich und meine Ehre zu fechten. Was würden die Feinde sagen, wenn ich, von ihnen zum Kampfe auf Leben und Tod ge-

fodert, einen Andern für mich stellen wollte? Ich danke Euch für Euer Anerbieten; die Rückerinnerung an diesen Beweis Eurer Treue soll mir in meinem hohen Alter noch Freude machen. Meine Ehre muß ich retten; mein Leben steht in Gottes Hand.«

Besorgt für das Leben des bravsten Fürsten schwieg nun ein Jeder. Keine Vorstellung wurde weiter gewagt; denn Alle wußten, wie unerschütterlich Scanderbeg in seinen Entwürfen war. Der Zweikampf wurde angenommen, der Ort und die Zeit wurden bestimmt. Prächtig gekleidet, bewaffnet und beritten erschien der Bassa; einfach aber und desto bequemer gekleidet erschien der Fürst. Beide waren mit einer Lanze und mit einem Säbel bewaffnet; die Plätze wurden abgemessen, das Zeichen wurde gegeben; wie ein von dem Bogen abgeschossener Pfeil flogen die beiden Kämpfer zusammen, und fast in eben dem Augenblicke stürzte der Bassa, von Scanderbegs Lanze

durchbohrt, vom Pferde. Scanderbeg ließ die Leiche liegen, sprengte an sein Heer und ließ zum Angriff blasen. Ermuthigt und freudig sprengten des Fürsten kühne leichte Reiter auf die Haufen der erschrockenen Feinde los; aber diese retteten sich durch eine wilde Flucht von ihrem gänzlichen Untergange. Das Schwert der Arnauten konnte die Fliehenden nicht erreichen. Jetzt erst, da das Heer Scanderbegs sich wieder sammelte, jetzt erst bewillkommte man den gleichsam neu geschenkten Fürsten. Alles drängte sich an ihn; Jeder wünschte ihm und sich selbst Glück; Jeder freute sich, als hätte er diesen gefahrvollen Zweikampf überstanden.

Fünf und zwanzig tausend tapfere Türken hatte Settigrads vergebliche Belagerung gekostet; alle mögliche Wahrscheinlichkeit war vorhanden, daß Amureth ein Unternehmen aufgeben müsse, von dem er sich keinen glücklichen Erfolg versprechen durfte,

als — Verrath und Treulosigkeit das bewirkten, was die kühnsten Angriffe und Ströme von Blut auszurichten nicht im Stande waren.

Petrus Perlatas, der tapfere, entschlossene Vertheidiger der Feste, war, wie sein wichtiger Posten es foderte, streng in seinem Dienste. Er selbst gab das schönste Beispiel der Mäßigkeit, der Unverdrossenheit und des Muthes bei allen sich darbietenden Gefahren. Mit allem Recht foderte er eine Denkungsart und ein Benehmen, wie das seinige war, von allen denen, die unter ihm standen. Die Besseren — und deren waren bei weitem die Mehrzahl — folgten redlich dem Beispiele, das ihr Befehlshaber gab; sie ehrten in ihm ihren Fürsten und treue Anhänglichkeit fesselte sie an den Mann, der so treu an seinem Fürsten hing.

Nur einer der jüngern Offiziere der Besatzung — die Geschichte nennt den Namen dieses Unwürdigen nicht — nur einer,

ein naher Verwandter des Befehlshabers, glaubte ein Vorrecht zu haben, sich von den strengern Befehlen des Commandanten eine Ausnahme zu erlauben. Perlatas verwies dem Zügellosen sein Betragen öffentlich. Statt Reue zu fühlen, und statt durch sein Benehmen seinem braven Verwandten Freude und Ehre zu machen, glühete der Bube von Nachbegierde. Ihm war es nicht schwer, heimlich bei der Nacht aus der Festung zu entkommen. Mitten in einer Nacht kam er ins Lager der Türken; er verlangte, zu Amureth geführt zu werden; seine Bitte wurde erfüllt, der Sultan sprach mit ihm.

»Ich bin von dem Befehlshaber zu sehr beleidigt,« sagte der Verräther. »Ich muß mich rächen und biete Dir, mächtiger Sultan, jene Festung an. In wenig Tagen ist sie Dein.«

Möglich, daß Amureth, der nicht ohne Menschenkenntniß war, aus den Blicken und Augen des Nichtswürdigen las, daß es ihm

mit dem Verrathe ein wirklicher Ernst sey; genug, das Erbieten war ihm erwünscht; funfzigtausend Thaler waren der Preis des Verbrechens.

»In wenig Tagen wird Dir der Befehlshaber Vorschläge wegen der Uebergabe thun,« waren des Verräthers letzte Worte, mit denen er das Zelt des Sultans verließ. Er schlich nach der Festung zurück, ganz entschlossen, sein Vorhaben auszuführen. In der ganzen Festung war nur ein einziger Brunnen; tief durch die Felsen gehauen, gab er das reinste Wasser. Der Commandant hatte keinen Posten dabei gestellt; jeder der Soldaten und der Bewohner hatte das Recht, Wasser aus diesem unversiegbaren Brunnen zu schöpfen. In der folgenden Nacht warf der Verräther Aeser von todtem Vieh, und selbst einen Todten der Besatzung in diesen Brunnen. Mit Schrecken sah Jeder am folgenden Morgen auf das trübe, blutige, übelriechende Wasser, das er

geschöpft hatte. Alles erschrak. Der Commandant ließ nachsehen; eine Menge todter Aeser, selbst eine menschliche Leiche wurde hervorgezogen; Allen ekelte vor dem Brunnen, und schon in der nächsten Stunde drangen die Bürger auf die Uebergabe des Platzes.

Der Commandant suchte ihnen begreiflich zu machen, daß jene Verunreinigung dem Wasser nicht schadete, daß das Wasser in einem Tage gewiß wieder so klar und silbern werde, wie es vorher war. Aber das Zureden war um so vergeblicher, da selbst Mehrere von der Besatzung sich dazu gesellten und den Befehlshaber baten, die Stadt zu übergeben. Gezwungen durch die Schwäche der Besatzung und bestürmt durch die Bitten der Bewohner, gab der Commandant nach.

Amureth ließ die ganze Besatzung mit allem, was ihr Eigenthum war, frei abziehen. Er selbst hielt sich überglücklich, in

Scanderbegs Lande einen festen Platz gewonnen zu haben, und ging für seine Person nach Adrianopel. Jener Verräther folgte ihm, die versprochenen funfzigtausend Thaler wurden ihm ausgezahlt; aber schon am folgenden Morgen starb der Verräther am genossenen Gift. Ob der Sulten diesen übrigens ganz verdienten Mord selbst veranlaßt hatte, um die Summe wieder zu erhalten, oder ob der Neid eines Dritten zu diesem Mittel griff, bleibt unentschieden. Beide Vermuthungen haben viel für sich.

Für Scanderbeg war die Uebergabe dieser Festung ein empfindlicher Verlust. Der Feind hatte einen festen Waffenplatz im Lande; die ganze Umgegend war seinen Streifereien ausgesetzt und der Glaube an die Unüberwindbarkeit Albaniens bekam einen zu harten Stoß, als daß Scanderbeg nicht Alles hätte versuchen sollen, um jenes so viel vermögende Vertrauen wieder zu erwecken.

Das Erste, was er that, war: er belagerte während des Winters die verlorene Festung Settigrad; aber — vergebens. Alle seine Stürme wurden abgeschlagen, und mancher seiner trefflichen, ihm und dem Vaterlande so nothwendigen Krieger blutete unter eben den Wällen, die er vor drei Monaten so rühmlich vertheidigt hatte. Scanderbeg mußte die Belagerung aufheben und seinen zu sehr angegriffenen Kriegern Ruhe und Erholung gönnen. Er selbst genoß diese wenig; fast den ganzen Nachwinter reiste er zu den übrigen christlichen Mächten, um sie zu einem allgemeinen Kriege gegen die Osmanen zu bewegen. Kam er von diesen weiten und ermüdenden Reisen zurück, dann bereiste er die Grenzen seines Landes, um alle nur mögliche Anstalten zu treffen, dem Feinde das Eindringen zu verbieten.

Aber dies war vergeblich. Der Besitz von Settigrad hatte den Türken den Weg

in das Herz des unglücklichen Landes geöffnet. Amureth benutzte diesen Vortheil und drang mit einem noch ungleich größern Heere, als das vorige war, auf dem neben Settigrad ihm offenstehenden Wege durch die Kette von Gebirgen.

Für Scanderbeg blieb kein Mittel übrig, als das einzige grausame, sein eigenes Land zu verheeren, um dem so zahlreichen Feinde jede Quelle des Unterhaltes zu verschließen. Die wenigen haltbaren Orte befestigte er; seine Hauptstadt Croja versah er mit einer äußerst braven Besatzung und mit Lebensmitteln. Er selbst besetzte mit zwölftausend Mann eine Anhöhe, die nur eine Stunde von Croja entfernt lag, um hier in einer sichern Stellung die weitern Unternehmungen der Türken abzuwarten.

Amureths Absichten blieben nicht lange zweifelhaft. Entschlossener als je drang er vor bis nach der Hauptstadt Croja; er zeigte seinen beutedürstigen Kriegern diese Stadt;

er bewies ihnen, daß in dieser Feste eine Menge von Schätzen und Kostbarkeiten aufgehäuft lägen; er versprach ihnen eine Plünderung von mehreren Tagen, und so mußten freilich die Türken den Entschluß fassen, Alles zu wagen, um sich dieser Feste zu bemächtigen.

Jetzt erst bemerkte Amureth das feste Lager Scanderbegs und entwarf den Plan, dies zuerst zu nehmen; die Hauptstadt müsse, nach seiner Meinung, dann von selbst fallen. Ein anderes Heer der Türken lagerte sich indessen vor der Hauptstadt selbst.

Furchtbar war der Anblick, den man von Croja's Wällen, den man aus Scanderbegs Verschanzungen hatte. So weit das schärfste Auge reichte, erblickte man nichts, als Himmel und türkische Zelte, oder Haufen der Krieger Amureths, die sich in Waffen übten, oder ihre muthigen Pferde tummelten. Ueberall blinkten Waffen, überall glänzte der Schmuck der prächtigen Zelte;

von allen Seiten kamen Wagen mit Kriegsbedürfnissen. Aber Scanderbeg hatte die große Freude, zu sehen, daß dieser Anblick seine tapfern Krieger nicht im geringsten entmuthigte.

In Croja selbst hatte Scanderbeg einen seiner geprüftesten Heerführer zum Befehlshaber bestimmt, einen jener unerschütterlichen Männer, deren Muth mit den Gefahren zunimmt, und die selbst im Angesichte des nahen Todes so viel Geistesgegenwart besitzen, jeden noch so kleinen Umstand zu größeren Zwecken zu nutzen.

Scanderbegs Krieger standen auf dem Marktplatze Croja's, als Amureth die Belagerung der Stadt anfing. Einer der Führer äußerte gegen den Befehlshaber, daß die Festungswerke und Wälle der eingeschlossenen Stadt doch zu schwach und ihrer überhaupt zu wenig wären. Da nahm ihn der Befehlshaber bei der Hand, ging mit ihm durch die Glieder der Soldaten, griff

mehrere derselben vor die Brust und sagte laut:

»Sieh, das sind die Hauptbefestigungen der Städte! Das sind die eigentlichen Wälle und Bollwerke; das sind die Stützen, auf die ich mich verlasse; nicht auf eine Mauer, einen Graben, ein Bollwerk! So lange wir solche Vertheidiger haben, werden uns hunderttausende der Feinde nichts anhaben!«

Die ganze Besatzung hörte diese Worte. Zu dem Eifer für Glauben und Vaterland, zu dem Durst nach Rache, kam nun noch das aufgeregte Ehrgefühl. Jeder der Besatzung, selbst der, dem der Commandant diesen Muth nicht zutrauen konnte, glaubte, daß ihm dies Lob gesagt sey, und Jeder war voll des Entschlusses, Alles für seinen Posten zu thun. So viel vermag ein am rechten Orte ertheiltes Lob; es wirkt, da das Ehrgefühl in jeder Brust glüht, mehr, als Tadel, als Vorwürfe.

Mit der musterhaftesten Bereitwilligkeit übernahmen Bürger und Soldaten die Beschwerlichkeiten ihres Postens; man sah von diesem Augenblicke an keine ängstliche, keine unwillige Miene. Jeder hielt es für das Ehrenvollste, für das Größeste, sich des Beifalls und Lobes eines so ausgezeichnet braven Commandanten würdig zu zeigen.

Die Lage in einer belagerten Stadt ist gewiß die furchtbarste, in die nur irgend ein Mensch gerathen kann. Abgeschnitten von der ganzen Welt, umgeben von blutdürstigen Feinden; ansteckenden Krankheiten und dem Hunger ausgesetzt; keine Mittel in seiner Gewalt habend, diesen mächtigen Feinden zuvorzukommen, jeden Augenblick in Gefahr, von einer Kugel, von einem Balken erschlagen zu werden, oder seine Wohnung über sich zusammenstürzen zu sehen; nichts zu hören, als das Wehklagen unglücklicher Nebenmenschen, oder das Brüllen des Geschützes, dies ist die gewöhnliche Geschichte einer solchen

unglücklichen, eingeschlossenen Stadt. Kommt nun noch dazu, daß ein Feind vor ihren Thoren liegt, der nicht die geringste Menschlichkeit kennt, der wie ein Tiger auf den Augenblick lauert, in welchem ihm die Nothwendigkeit die Thore öffnet, um seiner Mordlust, seinem Durste nach Blut und dem Eigenthum der Unglücklichen ein Genüge zu leisten, dann ist das Loos einer solchen Stadt gewiß das möglichst schreckliche; dann kann die Einbildung sich nichts Gräßlicheres, nichts Schauderhafteres denken.

Und gerade dies war die Lage der unglücklichen Hauptstadt Scanderbegs. Amureth hatte geschworen, daß die Stadt geplündert, und dann in einen Schutthaufen verwandelt werden solle; er hatte geschworen, daß keiner der Bewohner, keiner der Besatzung am Leben bleiben solle. Die Unglücklichen erfuhren diese unmenschliche Drohung. Freilich mußte sie auf der einen Seite Todesangst verbreiten; aber auf der

andern Seite erzeigte sie auch jenen Muth, der aus dem Gedanken an Nothwendigkeit kommt; jenen Trotz, den Verzweiflung gebiehrt. Man sah voraus, daß man fallen werde, und man nahm es sich ernstlich vor, mit Würde zu fallen. So dachte Einer, so dachten Alle.

Mit seinem unübersehbaren Heere hatte Amureth indeß einen furchtbaren Kreis um die dem Untergange gewidmete Stadt gezogen; noch am ersten Tage schickte er eine Gesandtschaft, um den Befehlshaber zur Uebergabe aufzufodern. Das Gesuch wurde abgeschlagen, und der brave Commandant erklärte zugleich, daß er des nächsten Abgesandten Kopf dem Sultan statt der Antwort übersenden werde.

Amureth, auf das Empfindlichste durch diese Aeußerung beleidigt, fing nun an, die Stadt und die Wälle mit grobem Geschütz zu beschießen; zwei furchtbare Tage währte dieser betäubende Donner des Geschützes,

als ein beträchtlicher Theil des zu schwach angelegten Walles zusammenstürzte. Kaum bemerkte dies Amureth, als er mit vierzigtausend Türken den ersten Sturm auf die durch das Geschütz entstandene Lücke that. Er hatte die unerhörte Grausamkeit, einige tausend gefangene Christen vor denen, die den Sturm wagen sollten, vorangehen zu lassen. Die Unglücklichen mußten Sturmleitern tragen; sie waren die Ersten, die dem Geschoß der Festung ausgesetzt waren; sie sollten bei dem Sturme zuerst fallen und ihre Leichen sollten den Graben füllen.

Von der Festung aus sah man die Anstalten zu dem Sturme; man sah die unglücklichen Gefangenen, wie sie mit Schlägen und Säbelhieben auf ihren schaudervollen Posten getrieben wurden; man sah, wie sie händeringend und kniend baten. Einige stellten dem Commandeur das Schreckliche der Lage dieser Verlassenen vor; man

bat ihn, es nicht zu einem Sturme kommen zu lassen.

Der brave Mann antwortete: »Und wie sollte ich das anfangen? Wie könnte ich jenen nahen Sturm hindern? Ich kann nichts thun, als ihn muthig erwarten, ihn tapfer abschlagen. Jene armen Gefangenen dauern mich; aber — ist nicht der Tod eine Wohlthat für sie? Soll ich die Stadt übergeben? Nimmermehr, und wenn der Feind die ganze Christenheit zwänge voranzugehen. Ich kann und darf nach nichts sehen und hören, als nach der Stadt, die mir anvertrauet ist. Nichts von allem, was übrig ist, geht mich an. So lange ich noch einen Blutstropfen in meinen Adern fühle, so lange wehre ich mich.«

Jeder stand jetzt auf seinem Posten und erwartete das Annähern der Stürmenden mit klopfendem Herzen. Noch immer stand die ungeheure Linie unbeweglich da; sie glich einem Gewitter, das über dem Ge-

birge festzuhangen scheint, ehe es sich in die Ebene herabsenkt. Da sprengte im Augenblicke Mahomed, der Sohn des Sultans, der Mörder Roxanens und Selims, begleitet von einem großen Gefolge und bekleidet mit den prächtigsten Gewändern, vor die Linie. Eine Stille entstand, als hätte sich ein höheres Wesen gezeigt. Er wiederholte seines Vaters Versprechungen; er verhieß dem, der zuerst das Symbol der wachsenden Macht, den halben Mond, auf der Mauer der eroberten Feste zeigte, königliche Würden und Geschenke. Ein lauter, furchtbarer Ruf der Tausende überzeugte ihn, daß Jeder diesen hohen Preis verdienen wolle.

Und jetzt brach die schreckliche Menge auf; sie näherte sich der Feste, und ein Sturm begann, der gewiß der einzige in seiner Art war. Mit Gewalt wurden die unglücklichen Gefangenen vorgeschoben; sie fielen fast Alle durch das Mordgewehr ihrer

Brüder, die ihrer nicht schonen durften; ihre Leichen häuften sich vor den Festungswerken, sie füllten den Graben aus; über sie hin zogen die Haufen der Stürmenden, um einem gleichen Schicksale entgegen zu gehen. Eine furchtbare Stunde hatte der gräßliche Kampf gedauert; tausend Türken lagen entseelt da; Keiner der Verwundeten durfte zurückgehen; weichen durfte vollends Keiner, wenn er auch sah, daß alle Anstrengung vergeblich war; denn der nach Blute lechzende Mahrmed hatte befohlen, jeden niederzuhauen, der nur die Miene zum Zurückzuge machte.

Der ganze furchtbare Sturm hatte sich schon in ein gräßliches, wildes Gewühl von Mordenden umgestaltet, alle Ordnung hatte schon aufgehört, und kein Befehl konnte mehr vernommen werden; vergebens war es, daß Amureth und neben ihm sein Sohn, Mahomed, die heilige Fahne des großen Propheten den wildstürmenden Kriegern

zeigten; vergebens strengten diese alle Kräfte an, durch jene von ihrer Brüder Leichen gefüllte Lücke in das Innere der Festung zu dringen. Aber auch eben so fruchtlos schien der längere Widerstand der tapfern Epiroten zu seyn. Die Unglücklichen mußten mit allem Recht befürchten, daß die Uebermacht der immer wüthender werdenden Türken sie endlich erdrücken werde, als Scanderbeg, den rechten Zeitpunkt bemerkend und benutzend, mit sechstausend seiner bravsten Krieger seine Verschanzung auf dem Gebirge verließ und den Türken in den Rücken fiel. Der Abend war nahe, als er dies kühne Wagstück unternahm. Groß war der Erfolg dieser Heldenthat. Der Schrecken breitete sich im ganzen feindlichen Heere aus, und lähmte allen Muth der Stürmenden. In wilden, unordentlichen Haufen flohen sie zurück, und frei konnten die geängstigten Bewohner, die Vertheidiger der dem Untergange gewidmeten

Stadt athmen. Die Sonne schien bei ihrem Untergange auf einen der grausenvollsten Schauplätze; zehntausend Leichen der Osmanen lagen, im Blute schwimmend, vor Croja's Wällen.

Noch ehe der wüthende Sultan den Befehl zum Rückzuge geben konnte, war dieser schon in eine wilde, regellose Flucht ausgeartet, und furchtbar wüthete Scanderbegs Schwert in den dicken Haufen der Flüchtlinge. In der besten Ordnung zog sich Scanderbeg beim Einbruch der Nacht in sein festes Lager zurück. Keiner der Feinde wagte es, ihn zu verfolgen; der Schrecken, den er verbreitet hatte, war zu groß gewesen, als daß er dem Gedanken an Widerstand hätte Raum lassen sollen.

Scanderbeg versprach sich viel von diesem Siege, viel von dem abgeschlagenen Sturm. Er hoffte, Amureth werde die Belagerung gänzlich aufheben, werde vielleicht gar aus Epirus zurückgehen. Aber er hatte sich ge-

irrt. Der achtzigjährige Amureth war zu fest in seinem Entschlusse, seine letzten Regierungstage noch durch die Unterjochung eines rebellirenden Landes, durch den Untergang Scanderbegs zu verherrlichen. Sein Ansehen war bei den Türken zu groß, als daß diese ihm nicht völligen, unbedingten Gehorsam hätten leisten sollen.

Am folgenden Morgen ließ er seine Befehlshaber zu sich kommen. Er eröffnete ihnen seinen festen, unerschütterlichen Willen, daß Croja erobert werden müsse, und wenn der größte Theil des Heeres vor den Wällen der Festung bleiben sollte. Niemand wagte eine Gegenvorstellung; der Blick, mit welchem Amureth diese Aeußerung begleitete, überzeugte Jeden, daß jedes dagegen eingewandte Wort ein mit dem Tode zu bestrafendes Verbrechen sey.

Die Ordnung im Heere war bald wieder hergestellt, und schon zwei Tage nachher erstaunte Scanderbeg, als er den Donner

des Geschützes hörte. — Ein zweiter Sturm wurde unternommen. Allein darauf hatte Amureth wohl nicht gerechnet, daß der vorige abgeschlagene Sturm den Muth der Besatzung um ein Großes erhöhet, die Kampfbegierde der Seinigen aber um ein Beträchtliches vermindert haben mußte.

Der tapfere Vranaconti — so hieß der Commandant von Croja — hatte Alles gethan, um einem zweiten Sturme eben so nachdrücklich zu begegnen. Jene Lücke im Walle war wieder ausgefüllt; auf dem Walle selbst waren noch Verbesserungen gemacht, und das, was allenfalls bei dem ersten Sturme übersehen war, wurde jetzt mit kluger Umsicht ergänzt. Vranaconti sparte weder Lob noch Belohnungen, um jenen Muth in seinen Schaaren zu erhalten; er selbst gab das schönste Beispiel der uneigennützigsten Aufopferung, der emsigsten Thätigkeit, und so war es denn wohl natürlich,

daß jeder Führer, jeder Krieger seine Pflicht gern erfüllte.

Es war des Morgens, noch vor Aufgang der Sonne, als das türkische Geschütz einen neuen Weg in die Festung zu öffnen anfing; aber der erste Ton des Geschützes war auch nur nöthig, um alles, was zur Besatzung gehörte, auf den ihm anvertrauten Posten zu bringen. Die Tapfern standen schon längst da, ehe die Züge der anrückenden Türken sich entwickelt hatten. Von ihren Wällen herab sahen sie das Annähern der feindlichen Heerhaufen, und der Entschluß, es mit diesen eben so zu machen, wie mit den vorigen, glühete in dem Herzen eines Jeden.

Fast eine Stunde hatte das Geschütz in den Wällen gewüthet; Lücken waren entstanden, und nun rückte jene zum Sturme ausgewählte Mannschaft vor. Ein Blutbad, gräßlicher als das frühere, erhob sich; vier schreckliche Stunden währte das Morden,

das Würgen, als Scanderbeg von einer andern Seite einfiel, als Amureths Krieger, des vergeblichen Kampfes müde, aus den Wällen zurückwichen und die Flucht nahmen. Vergebens waren alle Drohungen der Befehlshaber; die Nothwendigkeit durchbrach die Grenze des Gehorsams, die Schranken der Pflicht. Amureth sah dies Zurückweichen; er konnte es mit seinem ganzen Ansehen nicht hindern.

So wurden nach und nach noch drei Stürme abgeschlagen; die größeste Wahrscheinlichkeit war da, daß Amureth die Belagerung aufheben werde, als der Mangel an Lebensmitteln den kühnen Scanderbeg nöthigte, sein festes Lager zu verlassen, um sich weiter zurückzuziehen. Sehr ungern that er dies; denn in Croja wohnte seine Gemahlin Anastasia, die sich von ihrer kränkelnden Mutter nicht trennen wollte. Scanderbeg bereuete es jetzt sehr, daß er nicht Beide weit lieber mit in sein Lager genom-

men, oder sie nach irgend einer andern sicher liegenden Stadt geschickt hatte. Er beschloß, dies noch zu thun. Eigenhändig schrieb er an seinen getreuen Branaconti, eigenhändig an Anastasia, und meldete ihnen, daß in künftiger Nacht etwas Großes geschehen würde; daß sie sich bereit halten möchten, mit ihm abzureisen; daß er in dieser Gegend nicht mehr bleiben könne, weil die zu große türkische Armee ihm jede Gelegenheit raube, sich mit Lebensmitteln zu versehen. Zum Ueberbringer dieses Briefes wählte er einen seiner bewährtesten Krieger, einen kühnen, listigen Arnauten. Scanderbeg machte ihn mit dem ganzen Inhalte des Schreibens bekannt.

»Wollt Ihr denn wirklich etwas Großes ausführen, Fürst Scanderbeg?« fragte der Arnaut.

»Glaubst Du, ich scherze?«

»Nein. Indeß werdet Ihr mir einen guten Rath erlauben.«

»Nun?«

»Es ist nicht so ganz wahrscheinlich, daß ich glücklich durch die Kette der Türken komme. Falle ich, so finden sie dies Schreiben; was das Große bedeutet, wissen die Türken aus Erfahrung, und nun vereiteln sie es. Schreibt noch einen Brief und von allem das Gegentheil. Werde ich gefangen, so gebe ich dieses Schreiben ab, das andere will ich schon verbergen. Bleibe ich, so mögen sie beide Briefe finden, wissen sie doch nicht, welcher gelten soll. Komme ich glücklich nach Croja, dann weiß ich, welcher Brief gilt, und begleite Eure Gemahlin hierher.«

Scanderbeg fand den Rath des treuen Menschen zu einleuchtend, als daß er ihn nicht hätte befolgen sollen. Er schrieb noch einen Brief, den der Reiter ganz als unwichtig in die Säbeltasche steckte, indem er den erstern vorsichtiger in seiner Kleidung verbarg.

Es war gegen Abend, als er wegritt;

mit Fleiß wählte er einen weiten Umweg, um von einer ganz andern Seite zu kommen. An einem Bache, mit Weiden besetzt, ritt er hinab, als er sich ganz unerwartet, von mehreren türkischen leichten Reitern bemerkt sah. Zum Entfliehen war keine Möglichkeit; sich widersetzen wollen, war ein eben so thörichtes Unternehmen. Der gewandte Arnaut wußte sich zu helfen; verrathen konnte ihn nichts, als er sich selbst. Kleidung, Zäumung und Waffen waren wie die der Türken; der Sprache und Gebräuche dieses Volkes mächtig, ritt er dreist näher, schloß sich an den Haufen, sich für einen Türken ausgebend, der sich von seiner Schaar verloren habe. Die treuherzige, redliche Miene täuschte die Türken; er fragte, woher sie jetzt kämen.

»Von der Stadtseite,« war ihre Antwort. »Wir haben uns in der Gegend umgesehen.«

»Dann hätte ich nicht nöthig, mich bis

an die Stadt zu wagen; aber Ihr müßt mir genau beschreiben, was Ihr dort sahet; ich muß dem Capudan bestimmte Auskunft geben. Hat er mich doch deshalb weggeschickt.«

Auf gut brüderlich beschrieben ihm die Türken die ganze Lage der eingeschlossenen Stadt; sie erzählten ihm als eine Neuigkeit, daß übermorgen ein Hauptsturm auf die Festung unternommen werden würde, und wie man hoffen könne, werde dieser besser glücken, als die bisher unternommenen. Der Arnaut hörte dies Alles mit versteckter List an.

»Wahrscheinlich weiß mein Capudan davon noch nichts,« sagte er. »Um desto größer wird die Freude seyn, da von unserm Corps nur erst ein kleiner Theil bei dem einen Sturme war. Aber ist die Nachricht auch zuverlässig? Meine Fußsohlen möchten bei der Bastonnade schwer büßen müssen, was

die Zunge bei einer falschen Nachricht sündigte!«

»Du kannst es mir glauben,« sagte der, der neben dem Führer herritt, ein junger, äußerst prächtig gekleideter Türke. Der Arnaut neigte sich ehrerbietig auf seinem Pferde und blieb einige Schritte zurück.

»Der junge Herr kommt mir bekannt vor,« sagte er zu seinem nächsten Nachbar, »und doch kann ich mich nicht auf seinen Namen besinnen, ob ich ihn gleich vor einigen Tagen schon einmal gesprochen habe.«

»Das schwerlich; Du verwechselst ihn mit dem jungen Bassa von Natolien.«

»Richtig, der ist's auch. Ja, dem kann man glauben.«

»Du irrst. Der junge Bassa, mit dem Du sprachst, ist der Prinz Mahomed, der Sohn des Sultans. Er selbst wird den Sturm befehligen, und, gib Acht, er gelingt. Es werden zwei Angriffe gemacht, ein falscher und ein rechter; der erstere auf dem

alten Flecke, der andere, der ernstere, auf der entgegengesetzten Seite, wo uns Niemand vermuthet. Einige Bewohner des Ortes, einige Juden, öffnen uns heimlich eine kleine Pforte, wir schleichen hinein, das Thor wird geöffnet, die Festung ist unser.«

»O, herrlich! herrlich! Woher weißt Du das aber? Und durftest Du mir das erzählen?«

»Hm, woher ich's weiß? Wir kommen jetzt aus jenem kleinen Gebüsche; da sind die beiden Juden gewiß noch mit den beiden Arnauten, die das Ganze wissen. Jeder von ihnen hat ein kostbares Geschmeide von dem Prinzen erhalten. Ich habe es selbst gesehen; mögen leicht alle vier so viel werth seyn, als ganz Croja. Die Nacht, wenn der Ort genommen ist, befestigen die Freunde von uns ein grünes Tuch am Fenster, der Prinz hat sie ihnen selbst gegeben; die Häuser, an denen die Tücher sind, werden nicht geplündert.«

»Das wäre auch Unrecht. Hätten es beim großen Propheten an uns nicht verdient.«

Unter Gesprächen, bei denen dem Arnauten das Herz hörbar klopfte, war man an einen Hohlweg gelangt, der sich theilte.

»Nun muß ich diesen Weg nehmen,« sagte der Arnaut. »Wenn wir uns doch wieder so in dem verfluchten Neste anträfen! Ob ich den Prinz noch einmal anrede?«

»Wozu? Er ist ja so im tiefen Gespräche mit unserm Offizier begriffen.«

»Nun, um so besser. Leb wohl. In Croja sehen wir uns wieder.«

Der Arnaut hielt still, stieg ab, und stellte sich, als habe er etwas an der Zäumung zu verbessern. Bald waren ihm die Türken aus dem Gesichte. »Nun, Gott im Himmel! erfülle mir zwei Bitten! bring mich nach Croja und liefere mir die Verräther in die Hände!«

Es waren kaum dreitausend Schritte bis zu der Festung; aber nie hatte der Listige

so viel Verschlagenheit auf irgend einem Wege angewendet, als auf diesem. Der Abend war schon herangekommen, der Mond schien nur so viel, um auf dem Wege Alles sehen zu können. Jener Busch war schon zurückgeblieben, als der Arnaut die vier Verräther sah, wie sie vor ihm hergingen. Sie waren bald erreicht; vorsichtig standen sie still. Freundlich grüßte sie der Arnaut in der Landessprache; noch freundlicher dankten sie, besonders die beiden Israeliten; verwundert fragten sie, wie er es habe wagen können, mitten durch die Türken zu reiten?

»Ich habe keinen Türken getroffen; ich komme von der ganz entgegengesetzten Seite aus des Fürsten Lager und habe mündliche Befehle an den Commandanten. Er verläßt diesen Posten.«

»Wer? Vranaconti verläßt Croja?«

»Ist Befehl des Fürsten. Uebermorgen früh reist er ab.«

»Ist doch nicht gut! ist wahrlich nicht

gut!« sagten die Juden und konnten kaum ihre Freude verbergen, den umsichtigen Führer und Befehlshaber los zu werden.

»Das sage ich mit Euch, lieben Landsleute. Einen bravern Commandanten gibt's nicht. Der neue — ich will ihn nicht verachten — ist gut, wenn er nur dem Trunke nicht so ergeben wäre! Morgen kommt er, und ich wette mit Euch um das Leben, daß morgen Nacht kein Einziger von der Garnison nüchtern ist.«

Jetzt kam man ans Thor. Es wurde geöffnet; der Arnaut gab sich zu erkennen. »Wartet doch, lieben Landsleute!« sagte er zu den Vieren, die weiter gehen wollten. »Einer von Euch muß mich zum Commandanten bringen. Ich bezahle gut für den Weg; ich muß nur hier dem Offizier noch etwas bestellen!«

Er stieg ab, verlangte den Offizier allein zu sprechen, und hatte sich kaum wieder aufs Pferd gesetzt, als mehrere Arnauten

aus dem Wachthause eilten und jene vier Verräther festhielten.

»Jeden von dem Andern abgesondert!« sagte der Arnaut, und ließ sich zu dem Commandanten begleiten.

Erstaunt und die Kühnheit wie die List des Arnauten bewundernd, hörte der tapfere Branaconti den Bericht des Kriegers an. Aber mit desto größerem Unwillen wurde er erfüllt, da er die Verrätherei erfuhr, die dem Feinde die Festung in die Hände liefern sollte. Noch mitten in der Nacht ließ er die Verräther ernstlich verhören, und in der Todesangst gestanden sie ein Verbrechen. Die Widersprüche in ihren Aussagen und die Geschenke, die man bei ihnen fand, brachten sie in Verwirrung; die Hoffnung der Begnadigung bewirkte, daß sie ein offenherziges Geständniß ablegten. Schon am folgenden Morgen steckten ihre Köpfe auf den Pallisaden.

Der Arnaut hatte noch in der Nacht

Scanderbegs Brief an Anastasia'n abgegeben. Natürlich, daß diese gern dem von ihr getrennten Gemahl folgte, daß sie gern eine belagerte Stadt verließ; natürlich, daß der wachsame, thätige Commandant allen seinen Eifer, alle seine Klugheit aufbot, dem Vaterlande die Hauptfestung zu erhalten.

Es war Mitternacht, als Anastasia mit einem Vertrauten zu Wagen Croja verließ. Ihre Mutter begleitete sie und Scanderbegs Freund, der Commandant, hatte dafür gesorgt, daß ihnen alles wurde, was er zur Bequemlichkeit und Sicherheit der beiden Reisenden nöthig hielt. Bis an die äußerste Linie der Werke begleitete er den Wagen und empfahl bei dem Abschiede dem Arnauten, wie dem vertrauten Führer nochmals alle nur mögliche Vorsicht.

Die Nacht war dunkel und etwas regnigt. Trübe und schwarz hingen die Wolken tief hernieder; kein Stern leuchtete.

Nicht ganz frei von Aengstlichkeit — die Mutter der Vorsicht — ritt der, jedes Weges kundige Arnaut vor dem Wagen her. Auf jedes noch so kleine Geräusch achtete er, den Führer warnend. Jeden Augenblick mußte der Wagen halten, wenn sich auch nur das geringste Verdachterweckende zeigte. Die Wachtfeuer im türkischen Lager brannten hell; sie waren das einzige Licht, das den Reisenden leuchtete. Das ganze Lager lag schon seitwärts; die brennenden Holzhaufen hatten eine Schluft gezeigt, welche man fast schon im Rücken hatte. Die Hoffnung, Scanderbegs Lager zu erreichen, wuchs mit jedem Schritte; denn schon jetzt sah man die brennenden Holzstöße um des Fürsten Lager, als man hinter dem feindlichen Lager durch ein kleines lichtes Gehölz mußte.

Da wieherten mit einem Male mehrere Pferde; des Arnauten Roß antwortete, ehe er es verhindern konnte, und nun stürzte

ein ganzer Schwarm Reiter nach der Gegend zu, in der der Wagen war. Der Arnaut sah bald, daß hier jeder Widerstand Thorheit seyn würde.

»Sieh nur zu, daß Du die Fürstin rettest, ich will die Feinde schon von der rechten Spur locken,« sagte er und sprengte laut rufend auf die ganz entgegengesetzte Seite. Ein großer Haufen der Feinde folgte, um desto mehr sprengte der Arnaut über Gräben und Hohlwege hin; erst nach einem langen Ritt, da er selbst nicht mehr wußte, wo er war, sah er sich von einem Haufen Reiter umgeben. Es war eine Patrouille, bei der der Fürst selbst war. Mit wenigen Worten erzählte der Arnaut sein Schicksal.

Scanderbeg erschrak; aber seine ihm so eigene Geistesgegenwart verließ ihn nicht. Alles sprengte ins Lager zurück; in der ersten Minute hielten Scanderbegs sechstausend Reiter gesattelt und gerüstet; der Fürst

setzte sich an ihre Spitze; er eröffnete den Führern seine Absicht, in das türkische Lager zu brechen, um entweder seine Gattin zu retten, oder nach furchtbarer, blutiger Rache unter den Streichen der Feinde seinen Tod zu finden. Keiner war in der ganzen Heldenschaar, der nicht diesen Entschluß mit dem Fürsten getheilt hätte.

Ein sich zum Glück erhebender Sturmwind hinderte, daß die Türken das Geräusch der Anrückenden hörten. Ehe sie es sich nur träumen ließen, daß ein solcher Fall möglich sey, waren alle Vorposten niedergehauen und Scanderbeg mit seinen Verwegenen mitten im feindlichen Lager. Eine Scene öffnete sich jetzt, deren Furchtbares durch keine Worte geschildert werden kann. Alles, was bei dem entstandenen Lärmen aus den Zelten kam; alles, was sich auf den Sammelplätzen aufstellen wollte, wurde niedergehauen, ehe es diesen Zweck erreichen konnte.

Zu Tausenden lagen die Leichen im feindlichen Lager umher; Scanderbegs Säbel allein hatte über hundert Feinde entseelt, als der Fürst jetzt Amureths Zelte zu nahe war, um nicht den ganzen Angriff durch des Sultans Gefangennehmung und Tod zu krönen. Aber hier hatte sich Alles um des großen Propheten heilige Fahne gesammelt; hier wurde der Widerstand zu groß.

Scanderbeg ließ zum Rückzuge blasen, froh, sich vor seiner Trennung von dieser Gegend noch einmal so blutig gerächt zu haben; ernst und traurig über den Verlust seiner Gattin, die er in der Gefangenschaft der Türken glaubte, und deren furchtbares Loos er bei der Kenntniß des blutdürstigen, nach Rache lechzenden Charakters Amureths nicht gräßlich genug denken konnte. So hin und her geworfen, bald von der Freude, noch einmal seine Rache gekühlt zu haben, bald von der Unruhe über Anastasia's

Schicksal, kam er in seinem Zelte an, warf unmuthig den blutigen Säbel auf einen Zelttisch, als ihm seine verloren geglaubte Gattin in die Arme sprang.

Seit fast einem Monat hatte sie ihn nicht gesehen; nur immer hatte sie ihn in Todesgefahren gewußt, und nicht ohne Grund befürchtet, daß er einst, ein Opfer seiner grenzenlosen Kühnheit, fallen werde.

Scanderbeg, der für sie, die alle Gefahren und alle Schrecken in der belagerten Stadt theilen mußte, nicht weniger besorgt war, war jetzt kaum im Stande, seine Freude zu äußern. Ihm war Alles eine Erscheinung, ein täuschendes Traumbild. Unbegreiflich war es ihm nach der Beschreibung jenes kühnen Arnauten, wie Anastasia gerettet werden konnte, und doch war es wirklich der Fall.

Jener Arnaut hatte durch das Entfliehen und durch das Rufen in seiner Muttersprache den ganzen Schwarm der Türken

hinter sich hergelockt, indeß der andere, der den Wagen fuhr, sich ganz still verhielt. Erst da, als er kaum noch den Hufschlag der entfernten Verfolger seines Freundes hörte, fuhr er mit aller nur möglichen Behutsamkeit nach der Gegend, aus der von der Anhöhe her die Wachtfeuer Scanderbegs leuchteten.

Nach einer Stunde, die die beiden Reisenden in Todesangst hinbrachten, war man dem Lager so nahe, daß man bei dem Scheine der Wachtfeuer das sich aufstellende Fußvolk des Fürsten unterscheiden konnte. In eben dem Augenblicke, in welchem Scanderbeg mit seinen kühnen Reitern das Lager verließ, kam die Fürstin an. Mit Schrecken hörte sie die furchtbare Nachricht von dem Unternehmen ihres Gemahls; zitternd und verzweifelnd betrat sie das Zelt ihres Gatten; ihre Einbildungskraft erschöpfte sich mit den furchtbarsten Bildern von dem, was dem trefflichen Gatten begegnen könne. Bald

sah sie ihn verwundet, bald todt vom Pferde sinken; bald sah sie ihn in der Gefangenschaft des grausamsten aller Feinde; bald sah sie ihn hülflos, von den Seinigen getrennt und der Uebermacht der andringenden Türken Preis gegeben, als sie mit Anbruch der Dämmerung die fröhlichen Töne der Einrückenden hörte, als sie Geräusch vor dem Zelte vernahm, als sie ihren Gatten eintreten sah. Die Freude hatte sie so erschöpft, daß sie kaum einer Bewegung, kaum eines Wortes mächtig war.

Im ganzen Lager verbreitete sich diese Nachricht von der Ankunft der Fürstin; im ganzen Lager verbreitete sie Freude; jeder der Getreuen nahm Antheil an dem Glücke eines Fürsten, der so viel für das Vaterland gethan hatte.

Scanderbeg hatte bei dem ganzen gräßlichen Ueberfall einen äußerst unbedeutenden Verlust; nur wenige seiner braven Krieger waren gefallen.

Am Morgen brach Scanderbeg mit seinem kleinen Heere auf, um eine entferntere Stellung zu nehmen, bei der er keinen Mangel an Lebensmitteln zu fürchten hatte. Amureth hatte sich von seinem ersten Schrecken kaum erholt, als er die Nachricht von dem Rückzuge seines Gegners erhielt; ihm, dem Stolzen, der durch die traurigen Erfahrungen noch nicht gedemüthigt war, schien dieser Rückzug eine Flucht. Er beschloß, sie zu benutzen und schickte einen seiner bravsten Bassa's mit einem beträchtlichen Theile des Heeres ab, um Scanderbegs Haufen ganz aufzureiben. Der Verschlagene aber wußte den stolzen Bassa in eine Gegend zu locken, in der ihm alle seine Streitkräfte zu Gebote standen. Hier griff er ihn an, schlug ihn, und nicht die Hälfte rettete sich in Amureths Lager durch eine schimpfliche Flucht.

Amureths fester Entschluß war es, Croja einzunehmen; er hatte diesen Ent-

schluß mit der Aeußerung versiegelt, eher zu sterben, ehe er von der Festung, ohne sie erobert zu haben, zurückginge. So viel sah er, daß er mit den blutigen Stürmen nichts ausrichtete; denn je mehr diese abgeschlagen wurden, um desto mehr wuchs der Muth der Besatzung, um desto mehr verlor sich der Eifer und die Entschlossenheit der Türken. Amureth kam jetzt auf den Gedanken, die Werke der Festung zu sprengen. Er ließ sie deshalb untergraben; aber dies kostete fast noch mehr Leute, und war bei der Wachsamkeit, bei dem Eifer der Besatzung eben so unnütz, als jene Stürme.

Jetzt kam er auf den Gedanken, sich der Stadt durch Verrätherei zu bemächtigen, und zwar sollte dieser Verrath nicht etwa in der Bestechung Einzelner, sondern in einer Art Erkaufung der ganzen Besatzung bestehen. Oeffentlich sollte sie erkauft werden.

Drei der vornehmsten Türken kamen

in der Festung an, und verlangten, daß Vranaconti die ganze Besatzung versammeln möge. Der Commandant, der die Treue seiner Leute kannte, erfüllte dies Gesuch. Auf einem der Waffenplätze stellte sich die Besatzung; die Abgeordneten öffneten jetzt ihre Schätze, und erklärten, daß dies Alles, ob es gleich dem Werth eines Königreichs gleich kam, doch erst eine Kleinigkeit gegen das sey, was Amureth der Besatzung verspräche, sobald sie die Festung übergäbe.

Mochte die Belohnung noch so beträchtlich seyn, die dem Einzelnen wurde; jeder Einzelne fühlte das Beschimpfende, das Erniedrigende in dem Antrage. Mit verbissenem Unwillen sahen sie auf den Commandanten, der ganz ruhig dastand. Endlich trat ein alter Arnaut vor und erklärte, daß nichts in der Welt ihn und seine Brüder vermögen würde, untreu zu werden.

Der Commandant wandte sich nun an

die Abgesandten. Lächelnd sagte er: »Ich könnte jetzt Euch als Gefangene hier behalten; könnte Eure dargebotenen Verrathsgelder unter der Besatzung vertheilen lassen. Allein ich will es nicht thun. In Frieden nehmt Eure Geschenke wieder mit, sagt dem Großsultan, was Ihr hier erfuhrt; aber sagt ihm zugleich, daß er sich nicht wieder unterstehe, Anträge dieser Art an mich oder an meine Besatzung ergehen zu lassen. Den Abgeordneten werden auf jeden Fall die Hände abgehauen, die Nasen und Ohren abgeschnitten, und so bestraft, schicke ich sie Eurem Sultan zurück.«

Ein lautes Freudengeschrei der Besatzung bewies, das Vranaconti aus Jedes Herzen gesprochen hatte.

Amureth war außer sich, daß auch dieser Weg, der sonst so wenig fehlschlägt, vergeblich war; jetzt wählte er das letzte Mittel, das ihm übrig blieb, er wählte Frieden, und ließ dem Fürsten deshalb Vor-

schläge thun. Sie waren von der Art, daß sie mit der Ehre Scanderbegs bestehen konnten; ein äußerst geringer jährlicher Tribut und Anerkennung der Schutzherrschaft Amureths. Aber auch dies schlug der muthige Scanderbeg aus; er erklärte mit bestimmten Worten, daß er mit allen seinen Unterthanen eher sterben, als unter dem Schutze der Türken stehen wolle.

Diese letzte Erklärung wirkte so stark auf den Greis, daß man ihn am folgenden Morgen todt in seinem Bette fand. Ein Schlagfluß hatte den stolzen, rachsüchtigen Entwürfen Amureths ein Ende gemacht. Unter Croja's Wällen mußte der Tyrann den letzten Athemzug thun, ohne seine stolzen Erwartungen befriedigt zu sehen.

Dem Nachfolger Amureths, dem eben so stolzen und herrschsüchtigen Mahomed dem Zweiten, schien es wichtiger, sich erst den Thron des immer wachsenden Reiches zu sichern, ehe er sich Albaniens bemächtigte.

Mit dem mehr als um die Hälfte verringerten Heere verließ er Croja's Umgegend, um nach seiner Hauptstadt Adrianopel zu eilen, wo seine Gegenwart, eines zu befürchtenden Aufstandes wegen, sehr nöthig war.

Die kleine, durch Verrath eingenommene Feste Settigrad abgerechnet, war ganz Epirus von den Feinden gereinigt, und Scanderbeg hielt an der Seite seiner Gemahlin und begleitet von seinem tapfern Heere, den Einzug in die befreite Hauptstadt. Dankbar, wie der Edle es immer ist, umarmte er unter Freudenthränen den braven Commandanten, und belohnte ihn mit ausgezeichneter Ehre, mit wahrhaft fürstlicher Verschwendung; mit lauter Stimme und aus vollem Herzen dankte er der braven Besatzung. Allgemein war die Freude, laut war der Jubel der Einwohner, da sie den Fürsten wiedersahen, für dessen Leben sie so oft gezittert hatten.

Aber auch jetzt war Scanderbegs Ansehen bei den übrigen Fürsten Europa's auf das Höchste gestiegen. Von allen Regenten kamen Gesandte, die dem tapfern Fürsten Glück wünschten; jeder Monarch sah es ein und wußte es zu schätzen, daß Scanderbeg der Einzige sey, an dem Amureths Macht sich brach; der Einzige, von dem es zu erwarten war, daß er den Frieden der Christenheit sichere. Groß waren die Geschenke, die man dem Fürsten als einen Beweis der Dankbarkeit überschickte.

Fremde aus allen Gegenden kamen, um jene, sonst kaum dem Namen nach bekannte Festung zu sehen, vor welcher Amureths unzählbares Heer so lange vergeblich gelegen, so ungeheuren Verlust erlitten hatte. Viele Kriegsbauverständige aus Frankreich und Italien kamen an, um theils bei Croja noch nöthige Werke anzulegen; theils in dem Lande selbst mehrere Plätze auszusuchen, die bei einem neuen Kriege einem kleinern

Heere eine sichere Stellung gegen die Uebermacht gewährten. Auch eine neue Festung auf einem hervorragenden Berggipfel wurde angelegt.

Mit weiser Umsicht war Scanderbeg jetzt bemüht, die Wunden, die der Krieg seinem Lande geschlagen hatte, zu heilen. An der Seite seiner Gemahlin durchreiste er das ganze Land, überall verbessernd, was der Verbesserung bedurfte.

Mahomed führte jetzt Krieg mit Persien. Scanderbeg benutzte diesen Umstand; er wollte dem ganzen türkischen Staate einen gefährlichen Stoß anbringen, und die schwachen Ueberreste des griechischen Kaiserthums retten. Mit einem kleinen, aber aus tapfern Kriegern zusammengesetzten Heere fiel er in Mahomeds Länder ein; groß war die Beute, die er machte; noch größer der Schrecken, den er überall verbreitete; als die Nachricht kam, daß die Türken mit den Persern Frieden geschlossen, und der Sultan

Mahomed mit einem starken Heere nach Epirus vordränge.

Scanderbeg ließ jetzt seine Gemahlin und alle seine Schätze in das benachbarte Venetianische bringen; er selbst ging auf einem, dem Feinde unbekannten Wege dem Vortrab der Türken entgegen; überfiel diesen mitten in der Nacht, schlug und zerstreute ihn gänzlich, und nahm mit eigener Hand den Anführer gefangen. Ein nicht günstigeres Loos hatte ein zweiter, noch ungleich größerer Haufen Mahomeds. Geschlagen irrten die Fliehenden im Gebirge umher und konnten sich nur mit vieler Mühe und nach großen Gefahren mit dem Hauptheere vereinigen.

So aufgebracht Scanderbeg gegen alles war, was Türke hieß, und so sehr er oft in diesem Hasse die Grenze der Menschlichkeit überschritt, so bewies er doch in diesem Treffen, daß ein edles, großmüthiges Herz in seinem Busen schlage. In der Hitze des

Gefechtes hatte er einen vornehmen jungen Türken gefangen genommen, dessen ausgezeichnet schönes Aeußere ihn vermochte, dem Gefangenen des Leben zu schenken. Er gab ihn einem seiner Offiziere zum Eigenthum.

Der Gefangene unterhandelte mit seinem Besitzer um seine Freiheit.

»Ich bedarf keines Sklaven,« sagte der Offizier. »Du kannst gegen Erlegung von zweihundert Dukaten Deine Freiheit erhalten.«

Froh zog der Jüngling eine Börse, um das Lösegeld zu bezahlen.

»So ist das nicht gemeint,« sagte der eigennützigere Arnaut. »Das, was Du bei Dir hast, ist so schon nach Kriegsgebrauch mein Eigenthum. Alles nehme ich, und willst Du dann frei seyn, so schaffe überdem noch zweihundert Dukaten.«

Der Gefangene stand traurig da, als Scanderbeg zurückkam. Die Wehmuth des

Gefangenen entging ihm nicht. Theilnehmend fragte er nach der Ursache; der Unglückliche erzählte, was vorgegangen war.

»Mein Offizier hat ganz Recht. Er handelt nach Kriegsgebrauch,« äußerte Scanderbeg nach einigen Augenblicken. »Aber Du sollst darunter nicht leiden.« Mit diesen Worten gab er aus seiner Börse dem Offizier vierhundert Dukaten; dem Jüngling schenkte er ein schönes Pferd und ließ ihn durch einen Vertrauten bis zu dem nächsten Haufen der Türken bringen. Dankbar schied der Glückliche von seinem Wohlthäter.

»Jetzt, mein Fürst, ist meine Zeit zu kurz, um Dir Alles zu sagen, was mein Herz für Dich fühlt. Vielleicht ein ander Mal.«

Jetzt sprengte er mit seinem Begleiter über das blutige Leichenfeld.

Mahomed sah bald, daß er in seinen Unternehmungen nicht glücklicher seyn werde, als sein Vater. Seine Arglist ließ ihn auf

ein anderes Mittel verfallen, ein Mittel, das seinen Zweck selten verfehlt, auf Verrätherei. Zu erwarten war es wohl, daß nicht alle Anführer in Scanderbegs Heere von einem Geiste der Treue und der Anhänglichkeit beseelt wären. Tapfer waren sie Alle; Alle waren Löwen, wenn es zum Gefecht ging; aber nicht Alle waren frei von jenem Eigennutze, der oft für Bessere zum Fallstricke wird; um wie viel mehr für den weniger Bewährten, für den Grundsatzlosern?

In Scanderbegs Heere war einer der ersten Befehlshaber, ein gewisser Moses, ein Mann, der die Verstellungskunst so inne hatte, daß selbst der umsichtige, kluge Scanderbeg ihn für seinen ersten Freund hielt. Und gerade dieser war es, den Mahomed zu dem Werkzeuge wählte, den edlen Fürsten zu stürzen. Der Sultan kannte des Mannes Eigennutz; er machte ihm ansehnliche Geschenke, und wenn auch Moses diese erst

nahm, ohne sich schon zum Verräther herab=
zuwürdigen, so mußte er doch dadurch schon
in seiner Verworfenheit immer tiefer sinken.
Es war jetzt gerade um die Zeit, als Scan=
derbeg den großen Entwurf machte, den
Türken die wichtige Festung Belgrad, die
Vormauer der Christenheit, zu nehmen. Er
entdeckte seinen Plan dem Könige von
Neapel, Alphons, und dieser überschickte ihm
zweitausend Mann und eine starke Summe
Geldes. Jetzt eilte Scanderbeg, diese Stadt
zu nehmen. Mit einem Heere von sechzehn=
tausend Mann rückte er in geschwinden
Märschen bis vor jene Festung.

Mahomed war jetzt im Begriff, Con=
stantinopel zu nehmen und mit dieser Ein=
nahme die letzten wenigen Ueberbleibsel des
griechischen Reiches zu vernichten, als er die
Nachricht von der Belagerung Belgrads
hörte. Aufgebracht, sich in seinem größern
Plane gehindert zu sehen, und erstaunt über
Scanderbegs Vermessenheit, wählte er einen

seiner treuesten, seiner versuchtesten Heerführer, Sebalias, gegen Scanderbeg. Mit einem Heere von vierzigtausend Mann verließ Sebalias Adrianopel, und machte den Weg so eilig und mit so viel Vorsicht, daß Scanderbeg von seinem Anmarsche eher nichts erfuhr, als der Feind schon ihm gegenüber sich in furchtbarer Schlachtordnung aufstellte.

Die Donau trennte Scanderbegs Heer; es stand auf beiden Seiten dieses reißenden Stromes. Ein Theil der Epiroten, der jenseits der Festung und der Donau stand, wurde des Nachts von den Türken angefallen; das ganze Corps, sechstausend Mann stark, wurde nach einer der blutigsten Schlachten und nach beispielloser Tapferkeit ein Opfer des Krieges. Die Tapferen fielen alle durch das Schwert der Feinde. Scanderbeg, der mit zehntausend Mann auf dem mittäglichen Ufer der Donau stand, konnte nichts thun, um seine Leute zu ret-

ten. Das Stillstehen, die durch die Lage der Gegend erzwungene Unthätigkeit, der Anblick der gegen Freunde wüthenden Feinde, die vielen unnützen Versuche, die die erstern machten, sich zu retten; der laute, wilde Siegesjubel der Türken, der über den Strom herschallte; Alles dies entmuthigte Scanderbegs kleines Heer so sehr, daß es kaum noch an Widerstand dachte, als die Feinde über den Fluß setzten und zu allem Ueberfluß die starke Besatzung einen Ausfall machte. Alle Ordnung löste sich auf; keine Bitten, keine Drohungen Scanderbegs wurden geachtet; wild und zügellos floh das ganze Heer; Lager und Geschütz blieb stehen, und selbst der kühne Fürst wurde mit dem Strome der Flüchtlinge fortgerissen.

Male man sich die Gemüthsstimmung des Fürsten, der einer der ersten Krieger war, und nie ein Schlachtfeld anders, als siegreich verlassen hatte. Male man sich seinen Verdruß, seine Verzweiflung, da er

nicht nur seine gemeinen Krieger, sondern mehr noch seine Anführer als die Eiligsten auf der Flucht erblicken mußte. Er sagt selbst in seiner Geschichte, daß der immer heftiger werdende Zorn ihm das Blut aus den Augen und aus den Lippen getrieben habe. Aller seiner Wuth ungeachtet flohen die Seinigen mehrere Stunden weit, als endlich die Ermüdung ihnen befahl, still zu stehen; jetzt kam die Besonnenheit wieder; der Anblick des gebeugten, edlen Fürsten und der tiefe Schmerz, der sich in seinen Mienen zeigte, wirkte auf die Gemüther. Das Gefühl der Schande kam dazu; der Gedanke an die furchtbaren, für das Vaterland so schädlichen Folgen vollendete, was jener Anblick bewirkt hatte, tiefe Reue. Diesen Zeitpunkt benutzte Scanderbeg. Seine Leute mußten einen Kreis um ihn bilden, und jetzt redete er sie mit allem Feuer eines Helden, mit allem Schmerz eines getäuschten, in seiner Siegeshoffnung

betrogenen Anführers an. Was der Held ihnen sagte, floß aus der Fülle seines edlen Herzens in solche Herzen, die es tief fühlten, wie sehr sie sich an ihrem Vaterlande versündigt hatten; der Held sprach zu Männern, die so oft dem Tode getrotzt hatten; die es jetzt tief bereueten, daß sie ihren sonstigen Grundsätzen untreu geworden waren, und die nun vor Begierde glüheten, jene Uebereilung wieder gut zu machen. Dahin wollte Scanderbeg sie haben.

»Ehe die Sonne untergeht,« schloß er seine Anrede, »muß ich Alles an den Feinden blutig gerochen haben. Will Keiner von Euch folgen, so wage ich es allein!«

Die Rede that Wunder. Alle riefen: »Führe uns, Fürst, wir folgen!«

In wenig Minuten war die ganze Ordnung hergestellt, und Heldenmuth glänzte auf den Gesichtern, die wenige Stunden vorher Todesfurcht bleichte.

Mit festem Schritte rückte Scanderbeg auf den Feind los, der sich in der Verfolgung der Fliehenden nicht zu weit gewagt hatte. Der Ort, an dem er stand, war vortheilhaft für den Angegriffenen, bot aber dem Angreifer viele Schwierigkeiten dar. Aber dies Alles wurde nicht geachtet; mit der größesten Wuth sprengten Scanderbegs kühne Reiter auf den Feind, und fürchterlich war des Todes Ernte. Wie niedergemähetes Gras stürzten die Glieder der Türken. Aber auch in keinem Gefechte war Scanderbeg in größerer Gefahr, als in diesem. Er ritt mit einem einzigen Geschwader seiner Reiterei auf einen feststehenden Haufen der Feinde los; dieser brach in eben dem Augenblicke gegen Scanderbeg mit Uebermacht vor; das Geschwader wurde getrennt, nur sechs Mann blieben bei dem Fürsten; in einer Minute lagen diese sechs Mann entseelt da, und Scanderbeg sah sich von einem dicken Schwarm der Türken um=

geben, von denen Jeder vor Begierde glühete, den so gefürchteten Anführer der Arnauten zu tödten und die verschwenderische Belohnung zu verdienen, die auf Scanderbegs Kopf gesetzt war. Mit kräftigem Arm hieb sich der kühne Fürst in diesem Schwarm herum; auf jedem seiner kraftvollen Streiche stürzte ein Türke, als zwei der tollkühnsten von ihren Pferden sprangen, den Fürsten bei den Füßen faßten und ihn auf diese Art aus dem Sattel zu heben versuchten. Scanderbegs kräftiges Roß schleppte sie mit fort, indeß im währenden Reiten der Fürst Beiden die Köpfe spaltete, und sich so aus dieser zu augenscheinlichen Lebensgefahr rettete. Glücklich gelangte er zu den Seinigen, die ihn fast verloren gegeben hatten.

Aber unmöglich war es, die Feinde zu einer allgemeinen Flucht zu bringen. Ihre Stellung war zu vortheilhaft; sie konnten von ihrer Uebermacht immer neue und frische Truppen in den Streit ziehen, und

dem kühnen Scanderbeg blieb kein anderes Mittel übrig, als ein gut geordneter Rückzug mit seinen ihm übrig gebliebenen sechstausend Mann. Kein Feind wagte es, die Epiroten zu verfolgen.

Ernst den Verlust überdenkend, saß Scanderbeg in seinem Zelte, viel von dem heutigen Tage fürchtend. Der Kern seiner Mannschaft lag auf dem nördlichen Ufer der Donau; stiller und ernster waren seine Krieger; Jeder hatte einen Freund verloren, der seinem Herzen werth war. Nicht frei von banger Besorgniß sah Scanderbeg auf dies Alles; in seiner Seele malte sich das Bild einer drückenden Zukunft; als in diesem Augenblicke jener erkaufte Verräther, Moses, mit bedenklicher Miene zu ihm trat. Sein Entschluß, zu den Türken überzugehen, war längst bei ihm zur Reife gediehen; jetzt gab ihm der, nicht wie sonst errungene Sieg, der mit einem für Scanderbegs Heer unerhörten Rückzuge endigte, wo nicht Entschul-

digungs=, doch wenigstens Beschönigungs=
gründe für die nahe Frevelthat.

»Zum ersten Male, Fürst, hast Du
heute erfahren, daß der Sieg nicht an Dein
Heer gefesselt ist. Vielleicht ist dieser un=
glücklichere Tag von der Vorsehung Gottes
zu Deinem und Deines Vaterlandes Glück
veranstaltet, und Unrecht würdest Du han=
deln, achtetest Du eines solchen Winkes
nicht.« Mit diesen Worten redete der er=
kaufte Verräther den Fürsten an.

Scanderbeg, der sich seine Unruhe nicht
merken ließ, sah ihn mit der ihm eigenen
festen, entschlossenen Miene an. »Wie soll
ich Deine Worte verstehen? Wo hinaus soll
ich sie deuten?« fragte er.

»Lange genug hat unser armes Vater=
land des blutigen Krieges Gräuel empfun=
den, und lange noch möchten die Wunden
bluten. Zeit, hohe Zeit ist es jetzt, auf einen
dauerhaften Frieden zu denken. Ich wenig=
stens halte es nicht für gerathen, die freund=

schaftlichen Anerbietungen Mahomeds länger von sich zu stoßen. Schützen kannst Du uns doch nicht; denn Deine Tapfern sind gefallen. Mit stärkerer Macht als je wird der Sultan über uns kommen, und unser Loos? Ich schaudere bei dem Gedanken an die Sklavenkette, die unserer wartet.«

Worte wie diese mußten den ganzen Zorn des Fürsten erregen; kaum blieb Scanderbeg so sehr Herr über sich, daß er dem Verräther die ruhige Antwort geben konnte: »Ich werde nicht meineidig. Meinem Vater schwur ich's, nie ein Bündniß mit den Türken einzugehen. Noch immer hoffe ich, das unglückliche Constantinopel zu retten.«

»Rette nur erst Dein Croja!« gab der Verräther zur Antwort. Er verließ das Zelt seines Fürsten.

»Was war das?« fragte Scanderbeg sich selbst. »Hörte ich recht? Einer der ersten Feldherrn, einer, der als Freund

meinem Herzen so nahe war, konnte sich so äußern?«

Gedankenvoll blieb er die ganze Nacht allein und wach. Am Morgen wollte er seinen Freund sprechen; sein eigener Muth war in sein Herz wieder gekehrt; er eilte, dem Freunde seine Ansichten mitzutheilen; er schickte zu ihm; der Verräther war nirgends zu finden; gleich nach der Unterhaltung in Scanderbegs Zelte war er zu den Türken übergegangen, und war jetzt mit Bassa Sebalias auf dem Wege nach Constantinopel, um das Belagerungsheer zu verstärken.

Jene unglückliche Hauptstadt war aber schon den 29sten Mai dieses Jahres 1453 gefallen; mit ihrem Falle und mit dem Tode des unglücklichen Kaisers Constantin, der im Tumulte des Sturmes sein Leben verlor, waren die letzten Spuren des griechischen Kaiserthums verwischt.

Mit ausgezeichneter Freude empfing

Mahomed den Bassa Sebalias; war dieser doch der Einzige, der sich eines Sieges über Scanderbeg rühmen konnte. Was war dem Tyrannen daran gelegen, daß dieser Sieg, die Hälfte seines Heeres kostete, mit dessen Blute er erkauft war. Hatte doch der gefürchtete Scanderbeg zehntausend der Seinigen in dem Treffen, bei dem nächtlichen Ueberfall, verloren.

Mit fast noch größerer Freude wurde Moses aufgenommen; nach Mahomeds Urtheil war der Uebertritt des Verräthers für Scanderbeg ein empfindlicherer Schlag, als wenn er noch zehntausend Mann mehr verloren hätte. Auch der Verräther wurde reichlich belohnt. Er bekam, auf seine eigene Bitte, einen Theil des Heeres anzuführen, und dies um desto eher, da Mahomed durch Prophezeiung, daß Scanderbeg nur durch die Hand eines der Seinigen fallen werde, für den Verräther eingenommen war.

Der tapfere Fürst hatte für die un=

glückliche Belagerung von Belgrad bloß die Genugthuung, die auch in dem Herzen der Seinigen die Flamme der weitern Rache entzündete, daß er mit seinem kleinen Heere nach Belgrad ging, um die todten Epiroten zu beerdigen.

Furchtbarer Anblick! Die Wuth der Türken hatte sich auch gegen die Leichen gezeigt; sie waren alle geviertheilt und hingen scheußlich und gräßlich an den Bäumen umher. Scanderbeg wußte bei seinen Leuten diesen Umstand zu benutzen; er entflammte sie zur glühendsten Rache, und Jeder von ihnen brannte vor Begierde, diesen Frevel blutig zu rächen. Lange durfte Scanderbeg auf diese Gelegenheit nicht warten.

Moses, der Abtrünnige, verließ nun Constantinopel, wo er mit Mahomed alles überlegt hatte, was zur weitern glücklichen Führung des Krieges nöthig war. Mahomed, der seine Leute kannte, wußte es zu benutzen, daß Moses jeder Weg, jede Schluft, jede

Stellung in Epirus bekannt war; er wußte es zu würdigen, daß Keiner den Charakter und die Art, wie Scanderbeg seine Kriege zu führen pflege, so gut kannte, als der Verräther, der überdem jetzt um seines Verrathes willen selbst im unglücklichen Falle sich Scanderbeg nicht wieder nähern durfte. Jene Prophezeiung kam dazu, und so war es denn wohl natürlich, daß Moses gleich im Anfange des Lenzes Constantinopel mit einem starken Heere verließ.

Aber eben so war vorauszusehen, daß Scanderbeg den Winter zur Errichtung eines neuen Heeres benutzen werde. Was sonst vielleicht in manchem andern Lande, unter manchem andern Fürsten geschehen seyn würde, daß das Unglück die Anhänger von ihm entfernt, davon geschah hier das Gegentheil. Das Unglück einigte Fürst und Unterthan mehr mit einander, als das glänzendste Glück es gekonnt hatte. Zehntausend war Scanderbegs Armee nur stark; aber

diese Zehntausend waren geprüfte Männer, die es sich fest vorgenommen hatten, mit ihm zu siegen, oder mit ihm zu fallen.

An den Grenzen von Epirus hatte sich jener Verräther mit dreißigtausend Mann aufgestellt; nur wenige Tage sollte dies Heer sich ausruhen, und dann über die gebirgige Grenze dringen, um die Epiroten gänzlich aufzureiben. Der Sieg schien gewiß; die Möglichkeit einer Niederlage kam den Verblendeten, den Hoffnungstrunkenen gar nicht in den Sinn. Aber vielleicht wurde nie ein stolzer Dünkel, ein schändlicher Verrath härter bestraft.

Moses Heer wollte an einem der schönsten, heitersten Frühlingsmorgen aufbrechen; die Grenze sollte jetzt überschritten werden, und das Heer stand zum Abmarsche bereit; als mit einem Male die ganze Scene sich änderte. Der entschlossene, umsichtige Fürst hatte sich während der Nacht dem Feinde bis auf einige tausend Schritte

genähert. Die Gebirge und das Gebüsch hatten ihn verborgen. Jetzt überließ sich das türkische Heer allen den Freiheiten, die mit einem gefahrlosern Marsche so sehr verbunden sind; die strenge Ordnung hörte auf; der Soldat verließ sein Glied, um irgend einen seiner Freunde aufzusuchen, durch dessen Gespräch er das Langweilige eines solchen Weges verkürzen könnte. Mitten in dem waldigen Gebirge war eine große, tief liegende Ebene, ganz dazu gemacht, daß Scanderbegs kühne Reiter ihre von dem Fürsten selbst erlernten Künste dort zeigen konnten.

Das türkische Heer hatte sich kaum auf diese Ebene niedergelassen, als von zwei ganz entgegengesetzten Seiten Scanderbegs Tapfere aus dem Gebüsche brachen und mit Löwengrimm auf die ermüdeten Türken stürzten. Der Schrecken dieser nicht im mindesten befürchteten Ueberraschung that fast mehr, als Scanderbegs Waffen; ein

Theil des feindlichen Heeres gerieth gleich in die größeste Unordnung; aber tapferer und fester stand ein anderer, der aus versuchtern Truppen zusammengesetzt war. Scanderbeg mußte sich gegen diese wenden, und ein hartnäckiges, in Hinsicht des Ausganges höchst zweifelhaftes Gefecht erhob sich. An der Spitze seiner kühnsten Streiter drang Scanderbeg in einen Haufen türkischer Lanzenreiter; hier widerfuhr dem kühnen Fürsten, was ihm noch nicht begegnet war.

Ein Türke rannte, während Scanderbeg mit einigen andern beschäftigt war, mit eingelegter Lanze auf ihn ein; der Stoß würde den Fürsten durchbohrt haben, hätte nicht der lederne Küras, den er unter seiner Kleidung trug, das Eindringen des Mordgewehrs verhindert. Der Stoß war so stark, daß Scanderbeg vom Pferde fiel. Laut jubelnd sprang der Türke nun von dem seinigen, um des Fürsten Kopf abzuhauen,

und dieses kostbare Geschenk, das mit so großen Belohnungen verbunden war, dem Sultan zu bringen.

Aber in diesem Augenblicke war auch Scanderbeg wieder auf den Füßen und jener kühne Türke mußte den vergeblichen Versuch mit seinem eigenen Leben bezahlen. Scanderbeg spaltete ihm den Schädel. Das ganze feindliche Heer wurde geschlagen; es löste sich in die wildeste Flucht auf; nur Wenige entflohen dem Schwerte des Fürsten, und diese Wenigen glaubten sich nicht eher sicher, bis unter den Mauern von Constantinopel das unzählbare, große türkische Heer unter Mahomed sie aufnahm. Hierher floh auch der Verräther. Ein willkommener Freund würde er dem Sultan gewesen seyn, wäre er als Sieger heimgekehrt. So aber kam er als Flüchtling und die Trümmer eines geschlagenen Heeres begleiteten ihn. War es da wohl etwas Außerordentliches, wenn der Unglückliche als Verräther erschien

und verachtet wurde, den man, wenn er als Sieger wiederkehrte, mit offenen Armen empfangen haben würde?

Mahomed war äußerst aufgebracht; er wollte den Buben gar nicht sehen; er sprach vom seidenen Strick und vom warnenden Beispiel, das der über dem Throne steckende Kopf geben sollte. Natürlich, daß die Neider, die auf jede Auszeichnung mit hämischer Scheelsucht blickenden Feinde Moses den Sultan in seiner Meinung immer mehr bestärkten; aber noch natürlicher, daß der von sich selbst und von Allen verlassene Unglückliche der Verzweiflung Beute werden mußte. Tag und Nacht quälte er sich mit den bangsten Vorstellungen; in Jedem, der sich ihm näherte, fürchtete er den, der ihm den seidenen Strick brachte; zum Selbstmörder fehlte ihm der Muth. In dieser schrecklichen Lage erinnerte er sich der Großmuth und des edlen Herzens seines Fürsten. Er entschloß

sich, wieder überzugehen und sich in die Arme seines ersten Freundes zu werfen.

Freilich erschrak Scanderbeg, als sich ihm bei dem Recognosciren ein ihm nicht unbekannter Mann mit der Miene der höchsten Angst und um Gnade flehend, zu Füßen warf; freilich konnte der Edle sich einer Anwandlung von Abscheu gegen einen Verräther nicht ganz entledigen, da er in dem Verzweifelnden seinen ehemaligen Freund erkannte. Er war schon willens, ihm das zu sagen, was ihm in einem solchen Falle Tausend der Edlen gesagt haben würden. Aber in diesem Augenblicke siegte das höhere, edlere Gefühl in des Fürsten Herzen. Er sprang vom Pferde, er umarmte den wiederkehrenden Frund; er verzieh dem Reuevollen Alles, und noch an eben dem Tage stand der Unglückliche wieder in seinem frühern Range.

Das Große und Edle in dem Benehmen des Fürsten fühlend, blieb der Be-

reuende von diesem Augenblicke an fest und treu an Scanderbeg, der ihn auch nicht ein Mal entfernt an ein Verbrechen erinnerte.

Weniger seinen Frevel bereuend, handelte noch ungleich schlechter ein naher Verwandter Scanderbegs, indem er mit seiner ganzen Familie und mit allen seinen Schätzen zu dem Sultan überging. Der Treulose bediente sich des Vorwandes, von dem Fürsten zu sehr tyrannisirt zu werden; seine Haupttriebfeder war aber der Stolz, war der Eigennutz. Der Fürst eines so kleinen, vom Kriege ausgesogenen Landes konnte des Ehrgeizigen, des Eigennützigen Wünsche nicht alle erfüllen; dies konnte Mahomed mit seinen Reichthümern freilich eher.

Mit Freuden wurde dieser Verräther aufgenommen; Mahomed erklärte ihn zum König von Albanien und gab ihm ein Heer von sechzigtausend Mann mit, um seinen

Thron zu gründen und sein neues König-
reich zu behaupten. Noch über ihm stand
ein türkischer Bassa, der das ganze Heer
eigentlich führte.

Gleich bei dem Uebertritt über die
Grenze fingen die Feierlichkeiten der Thron-
ernennung an. Amesa — so hieß der Ver-
räther — wurde feierlich von dem Bassa
zum Könige Albaniens ausgerufen, und die
sechzigtausend Türken, die freilich von dem
unbewaffneten Bürger des Landes keinen
Widerspruch, und noch weniger thätliche
Widersetzlichkeit zu fürchten hatten, schienen
bloß zur Vergrößerung dieser Feierlichkeiten
da zu seyn. Sie gaben große Feste und
Spiele; das ganze Lager hallte wieder von
dem lauten Jubel. Von Scanderbeg wußte
man nicht einmal, wo er jetzt mit seinen
wenigen Kriegern stand.

Endlich näherte er sich mit zwölftausend
Mann — so stark war sein Heer nur; —
auf einem Platze, auf dem früher die Römer

eine entscheidende Schlacht verloren, stand das türkische Heer, das in dem Augenblicke erst aus seiner Sorglosigkeit erwachte, als es von der Annäherung des Fürsten Nachricht bekam.

Die Türken zogen ihr Lager enger zusammen; sie kannten die raschen Entschließungen Scanderbegs; sie wußten es aus Erfahrung, wie geschwind diese Entschlüsse von ihm ausgeführt wurden. Aber gerade die zusammengedrängtere Stellung war es, die der Fürst wünschte. Verhinderte sie doch den Feind an seiner eigenen Vertheidigung. Scanderbeg schlug sein Lager an einem gut gewählten, fast unangreifbaren Platze auf; hier blieb er während des ganzen Tages stehen.

An dem schönen, kühlern Abend brach er mit seinen zwölftausend Mann auf. Nur wenige Hundert blieben in dem Lager, um in der Nacht die Feuer zu unterhalten; bei ihnen blieben alle Trompeter und Trommel-

schläger. Mitten in der Nacht mußten diese Alle ausrücken und durch die Musik, wie durch das Getöse dem Feinde den Wahn beibringen, als rücke Scanderbegs Heer aus. Die geringe Zahl desselben war ein Gegenstand des Spottes; ganze Haufen von Türken lagerten sich vor ihren Zelten, um auf jene lärmende Musik zu hören. Möglich, daß sie endlich diese Musik für eine Art von Verspottung ansahen; denn mit einem Male mußte sich Alles zum Angriff ordnen, um jene Vermessenen, in denen sie Scanderbegs ganze Macht sahen, zu züchtigen. Mit einem weiten Umwege war Scanderbeg jetzt den Türken in den Rücken gekommen.

Es war Mitternacht, als der Angriff der Feinde auf die Wenigen, die vor dem Lager standen, den Anfang nahm. Aber in eben diesem Augenblicke fiel der Fürst dem Heere in den Rücken und brachte es in die größeste Verwirrung. Er hatte dies Mal einen großen Theil seines Fußvolkes mit zu

der Unternehmung gewählt; ein Umstand, der die Unordnung in dem feindlichen Heere um ein Großes vermehren mußte. Weit mehr Todte, als die Anzahl der Streiter Scanderbegs ausmachte, lagen auf dem gräßlichen Schlachtfelde umher.

Sechs furchtbare Stunden hatte dieser Kampf gewährt; nur einige Tausend hatte der Epiroten Säbel verschont; sie waren Gefangene, die in Fesseln gelegt wurden. Unter diesen war der, der einige Tage vorher als König von Epirus ausgerufen war. Scanderbeg war so aufgebracht, daß er ihn gar nicht sehen wollte. Alle Gefangenen wurden verschenkt, und so mußte dem Verräther das Loos treffen, daß er mit zweitausend andern Gefangenen an den König Alphonsus zu Neapolis verschenkt wurde.

Der Ueberrest des türkischen Heeres kam in der gräulichsten Unordnung bei Mahomed an. Er war eben auf der Reise nach Epirus; er wollte den neuen König in

seiner durch ihn erlangten Würde sehen, und begegnete einem verworrenen Haufen der Flüchtlinge, wo er Sieger zu erblicken, sich gewisse Rechnung gemacht hatte. Sein Schmerz war gerecht; seine Wuth war grenzenlos. Die Lage der Dinge zwang ihn, dem Fürsten einen Frieden anzubieten, den dieser nur unter der Bedingung annehmen wollte, daß ihm die Festungen Belgrad und Settigrad eingeräumt wurden, zwei Festungen, auf deren Besitz damals Alles ankam. Vielleicht würde Mahomed auch dieses große Opfer gebracht haben, hätte nicht ein anderer Umstand Scanderbeg vermocht, mit Mahomed einen Waffenstillstand zu schließen.

Des Fürsten Name wurde in ganz Europa mit der größesten Achtung genannt; man sah in Scanderbeg den Einzigen, der sich den Türken mit Glück entgegensetzte; sein Reich war die Vormauer der Christenheit und an Albaniens Gebirgen brach sich die Macht der Osmanen. Natürlich daher,

daß manche andere europäische Fürsten ihre Streitigkeiten von dem umsichtigen, weisen Scanderbeg entscheiden ließen. Seine Thaten und sein fester Sinn hatten ihm ein entschiedenes Uebergewicht gegeben, dem Jeder huldigte.

Unter des Fürsten Freunden war Alphonsus, König von Neapel, einer der Ersten. Grenzenlos war des Königs Vertrauen auf Scanderbeg. Kurz vor seinem Tode ernannte Alphons seinen natürlichen Sohn Ferdinand zu seinem Nachfolger, eine Wahl, die das ganze Land billigte, und die selbst der Papst Pius der Zweite genehmigte. Keiner war mit dieser Wahl unzufriedener, als der König Carl von Frankreich, der das schöne Königreich für einen Prinzen seines Hauses, Johann, bestimmt hatte. Er ließ es nicht allein bei Drohungen, sondern rückte mit einem für die damaligen Zeiten starken Heere in Neapel ein. Ferdinand mußte fliehen, und würde sein Reich nie

wiedergesehen haben, hätte er sich nicht an den Fürsten Scanderbeg gewandt; hätte er von diesem thätigen und entschlossenen Freunde seines Vaters nicht Hülfe verlangt. In diesem Umstande liegt der Grund, weshalb Scanderbeg mit dem Sultan einen Waffenstillstand schloß. Das Recht der Freundschaft schien dem edlen Fürsten ein zu heiliges Recht, als daß er nicht für die Gegenwart einige Vortheile hätte aufopfern sollen.

Mit dreitausend seiner besten Truppen ging er nach Ragusa, ließ sich dort nach Neapel überschiffen, und kam den sorglosern Franzosen so unvermuthet über den Hals, daß sie es kaum wagten, gegen ihn über zu stehen. Einige nicht sehr bedeutende Vorfälle überzeugten die Franzosen von der Uebermacht eines so kühnen, tapfern Feindes; sie sahen sich gezwungen, das Reich zu verlassen, und Ferdinand einen Thron zuzugestehen, den sie ihm streitig gemacht

hatten. Als Sieger bestätigte Scanderbeg des Freundes Sohn in einer Würde, die ohne seine Mitwirkung für den rechtmäßigen Erben verloren war.

Während der Zeit, die Scanderbeg in Neapel zubrachte, glaubte Mahomed, den sichersten Zeitpunkt gefunden zu haben, Scanderbegs Länder zu nehmen. Sein Eigennutz vermochte ihn, jenen Waffenstill= stand zu brechen. Der Fürst erfuhr dies gleich, und eilte nun, um desto schneller in sein Reich zu kommen. Es war die höchste Zeit, sein Besitzthum zu retten; die Türken standen schon in einzelnen Heeren an der Grenze und waren nahe daran, sich zu ver= einigen, um so mit gesammter Macht den Fürsten zu erdrücken. Groß war die Ge= fahr; aber eben so groß der Muth Scan= derbegs.

Mit achttausend Mann, unter denen die waren, die in Neapel so ritterlich ge= stritten hatten, ging er dem ersten Heerhau=

fen der Türken, zwanzigtausend Mann stark, entgegen. Er traf dieses Heer an der Grenze, und noch ehe es diese berührte, war es angefallen, geschlagen und zerstreut. Ein gleiches Schicksal hatte eine zweite Abtheilung, die zu spät den Geschlagenen zu Hülfe eilte. Selbst dem größeren Hauptheere wurde kein viel besseres Loos; die Muthlosigkeit, die durch die Flüchtlinge der Geschlagenen verbreitet wurde, theilte sich diesem Heere mit. Ermüdet durch Neckereien und erschöpft durch die vielen Anfälle, die Tag und Nacht nicht aufhörten, und die eine entscheidende Schlacht erwarten ließen, gingen die Türken mit großem Verluste zurück.

Mahomed sah ein, daß der Frieden nothwendig sey; er beschloß, sich mit Scanderbeg auszusöhnen. Sein Stolz und sein Durst nach Rache erlaubten ihm nicht, dem Feinde vortheilhafte Bedingungen anzubieten. Er verlangte zwar nicht, wie er früher

gethan hatte, daß Scanderbeg abhängiger Vasall des türkischen Reiches seyn sollte; ein Vorschlag dieser Art würde gleich mit Verachtung abgewiesen seyn. Aber dagegen machte er Bedingungen, die im Grunde eben so entehrend, eben so nachtheilig waren. So verlangte er, daß Scanderbeg ihm eine freie Kriegsstraße durch sein Land einräume, weil er nach Dalmatien gehen und die venetianischen Staaten angreifen wolle. Ferner verlangte er, daß Scanderbeg seinen ältesten Sohn, ein Kind von wenig Jahren, als Geißel an des Sultans Hof schicken solle. Scanderbeg war entrüstet, als er von diesen schimpflichen Bedingungen hörte. Mit eigener Hand zerriß er das Papier, auf dem sie standen; der Ausbruch des neuen Krieges war nahe, und vielleicht würden wir jetzt eine ganz andere Geschichte des funfzehnten Jahrhunderts lesen, hätte nicht bei Mahomed das Gefühl der Ohnmacht gegen einen solchen Fürsten, hätten nicht Anastasia's Bitten

und Vorstellungen den Willen Scanderbegs gebeugt. Jene schimpflichen Bedingungen fielen weg; als freier, völlig unabhängiger Fürst schloß Scanderbeg mit dem Sultan einen Waffenstillstand.

Jetzt wendete der Fürst alle Zeit und Kräfte zum Besten seines Landes an. Ein Geschäft, bei dem seine Gemahlin ihn auf das Kräftigste unterstützte. Das an und für sich schon arme Land war jetzt fast zu einer Wüste geworden. Ueberall sah man die Trümmer eingeäscherter Wohnungen; überall war Zerstörung. Und in dem so schönen Geschäfte, seine Unterthanen zu beglücken, störten den Fürsten die häufigen Einfälle der Türken, die oft in einer Stunde zerstörten, was Monate erfordert hatte, ehe es dastand.

Scanderbeg beschwerte sich bei Mahomed; ihm wurde die Antwort: daß dies ohne Vorwissen des Sultans geschehen sey, der auch einen großen Theil des Geraubten

wieder ersetzte. Indessen konnte ein Frieden, wie dieser war, nicht von dauerndem Bestande seyn.

Mahomed führte gerade damals den Krieg mit Venedig, dessen Schauplatz besonders in Morea war. Scanderbegs angrenzende Länder waren den Gefahren zu sehr ausgesetzt; überdies war leicht vorauszusehen, daß die des Krieges unkundigern und durch Parteien in den besten Unternehmungen gehinderten Venetianer unterliegen würden. Natürlich, daß alsdann die Reihe, bekriegt zu werden, an Scanderbeg seyn mußte. Nur aus dieser Ansicht läßt es sich entschuldigen, wenn der Fürst den Bitten der Venetianer, den Vorstellungen des Papstes und anderer Fürsten nachgab, und im Jahre 1465 mit bewaffneter Hand in das Gebiet der Türken drang, ihnen alle Kriegsbedürfnisse nahm, und zwei kleinere, ihm entgegengeschickte Heere schlug.

Aufgebracht über diesen Friedensbruch,

wie Mahomed des Fürsten Benehmen nannte, sammelte der Sultan eines der schönsten Heere in zwei starken Abtheilungen gegen Scanderbeg. Zum Anführer hatte er einen gewissen Bellabanus, einen gebornen Epiroten, einen persönlichen Feind des Fürsten, einen der kühnsten und tapfersten Krieger gewählt.

Unaufhaltsam drang dieser vor; es kam zu einem ernsthaften Gefecht. Scanderbegs Pferd stürzte mitten in dem Getümmel unter den Feinden und der Fürst bekam hier die erste Wunde; ein türkischer Reiter hieb in dem Augenblicke des Sturzes nach ihm und traf den rechten Arm. Scanderbegs Fall hob den Muth der Türken; die Seinigen waren nahe daran, ihre Entschlossenheit zu verlieren, als Scanderbeg mit seltener Gegenwart des Geistes ein anderes Pferd bestieg und sich den Seinigen wieder zeigte. Sein Anblick that Wunder. War Scanderbegs Arm gleich verwundet, so traf doch

sein Säbel tödtlich, was ihm vorkam. Die Türken konnten diesen Angriffen nicht widerstehen; die Unordnung verbreitete sich, und die, die wenige Minuten vorher sich des gewissen, unbezweifelten Sieges freuten, flohen jetzt, verfolgt von Scanderbegs aufgebrachten Kriegern, die des Fürsten Blut schrecklich rächten.

Bellabanus, ein umsichtiger, klügerer Anführer, sah bald, daß Scanderbeg durch gewöhnliche Angriffe nicht überwunden werden konnte. Er wählte deshalb einen andern Weg; er beredete sich mit einem andern Bassa, den Fürsten zu gleicher Zeit mit zwei verschiedenen Heeren anzugreifen. Während des Angriffs des einen, sollte das zweite den Epiroten in den Rücken fallen, und so den Sieg mit einer gänzlichen Vernichtung des Feindes krönen.

Daß auf Scanderbegs Kopf eine große Belohnung, eine noch größere auf seine Einbringung als Gefangener gesetzt wurde, be-

darf kaum der Erwähnung. Scanderbeg erfuhr bloß das Anrücken des einen Heeres, das seine Fronte angreifen solle; von dem Annähern des zweiten wußte er nichts. Von dieser Seite ahnete er keine Gefahr, und gerade hier stand ihm die bei weitem größere bevor.

Er machte Anstalten, jenes erste Corps anzugreifen, als ihm ein treuer Epirot die Nachricht brachte, daß in einer Entfernung eines Tagemarsches ein noch stärkeres feindliches Heer sich zeige und die Richtung nach dieser Gegend nähme. Natürlich, daß eine solche Nachricht auf Augenblicke den Führer unruhig macht, indem er auf die zweckmäßigsten Mittel sinnen muß, aller Gefahr mit Nachdruck, mit glücklichem Erfolg zu begegnen.

Das Erste, was Scanderbeg that, war das Ausschicken mehrerer Kundschafter, um eine richtige Vorstellung von dem Lager und den Anstalten der Feinde zu haben. Mit

Sehnsucht hatte Scanderbeg bis an den Morgen auf die Rückkehr der Spione gewartet. Es kam keiner; die Treulosen standen zugleich im Solde des Bellabanus, und so verließen sie den Fürsten in dem Augenblicke, in welchem er ihrer Hülfe am meisten bedurfte.

Scanderbeg entschloß sich, selbst das Geschäft, das gefährliche Geschäft zu übernehmen. Fast zwei Meilen war er allein geritten, als er in einem Walde türkische Reiter bemerkte; ein Umstand, der ihn zwang, umzukehren. Aber in der Begierde, die Stellung der Feinde zu erforschen, entging es seiner Aufmerksamkeit, daß in allen zur Seite des Weges liegenden Gebüschen, die er längst hinter sich gelassen hatte, andere türkische Reiter versteckt lagen. Alle diese kamen nun hervor; Jeder wollte den allgemeinen Feind fangen oder tödten; Jeder geizte nach der Belohnung, die ihm hier nicht schwer zu werden schien. Daß Scan-

derbeg jetzt die Sporen nicht schonen durfte, war natürlich. Aber eben so wenig schonte er seines Säbels; denn sechzehn Mal war er gezwungen, Stand zu halten, und sich mit den ihm zu nahe kommenden Feinden herumzuhauen. Mancher Kopf oder Arm fiel, von seinem kräftigen Säbel getroffen, neben ihm nieder, und bloß seiner außerordentlichen Gewandtheit hatte es der Fürst zu verdanken, wenn er nach einer sauern Stunde aus diesem gar zu ungleichen Gefechte glücklich bei den Seinigen wieder ankam. Er war so erschöpft, daß er ohnmächtig in die Arme eines seiner Anführer niedersank. Kaum aber hatte er sich erholt, als der Angriff auf den zunächststehenden Theil des feindlichen Heeres, den Bellabanus selbst führte, beschlossen wurde.

Nur zwölftausend Krieger hatte Scanderbeg, die sich in der möglichsten Geschwindigkeit zusammenzogen, und wider alles Vermuthen den Feind so geschwind angrif-

sen, daß dieser allen Muth verlor. Nur wenige Stunden währte die Blutarbeit. Scanderbeg hatte schon einen vollkommenen Sieg erfochten, als jenes feindliche Hülfsheer sich nahete, aber statt durch einen neuen Angriff mit frischen Truppen den Sieg zu erzwingen, unthätig und ohne Wirkung stehen blieb.

Jetzt wurde auch dieser Haufen angegriffen, und Scanderbeg war auch bei diesem Angriff Sieger. Scanderbegs Gemahlin feierte diesen doppelten Sieg durch ein frommes Dankfest, das sie in Croja anordnete; es wurde eine feierliche Procession gehalten, um öffentlich die Dankbarkeit zu beweisen, die hier gewiß eine doppelte Pflicht war. Nie war ihr Gatte in solchen Gefahren gewesen, als dieses Mal.

Der Verdruß und der Unmuth, den Mahomed bei allen diesen Nachrichten empfand, bewirkte bei dem leidenschaftlichen Manne eine Krankheit, die ihn dem Tode

nahe brachte. Er hörte nie Nachrichten, als solche, die seinen Stolz erschütterten und seine Rachsucht immer mehr anfeuerten. Bei seiner Genesung war es sein Erstes, seiner Rache das furchtbarste Opfer zu bringen; er wollte seinen Feind nicht nur demüthigen, sondern gänzlich vernichten; an den Qualen des Unglücklichen wollte er sich weiden; das Land, dessen Bewohner treu an ihrem Fürsten hingen, sollte zu einer Wüste werden.

Er rüstete das größeste Heer, das je ein Sultan der Osmanen versammelt hatte, und so erschien er Anfangs des Jahrs 1465 mit zweihundert und funfzigtausend Mann in dem angrenzenden Macedonien. Sein ganzes Heer war von der Absicht und von dem Willen des Tyrannen unterrichtet; natürlich, daß Jeder um so mehr vor Begierde, des Sultans Befehle zu erfüllen, glühete, da Verheerung die Regel war, nach der man handeln sollte.

Noch mehr. Der Sultan traute dem Ausgange einer rechtlichen Feldschlacht und des ganzen Unternehmens nicht; er wählte daher ein anderes Mittel, das sehr selten fehlschlägt, den Meuchelmord. Zwei seiner Vertrauten sollten dies schändliche Verbrechen unternehmen; Beide waren mit Versprechungen einer verschwenderischen Belohnung, aber auch durch Androhung der schmähligsten Todesstrafe im Fall der Weigerung dazu erkauft. Beide gaben sich andere Namen; Beide gaben sich für solche Türken aus, die zum Christenthum übergehen und Dienste in Scanderbegs Heere nehmen wollten. Scanderbeg, der Mann von grenzenlosem Vertrauen gegen Menschen, nahm Beide zu sich, behandelte sie mit der größesten Freundschaft, und gab ihnen dadurch mehr als einmal die günstigste Gelegenheit, ihr schwarzes Vorhaben auszuführen.

Auf den folgenden Tag wurde die Ausführung bestimmt; der nichts besorgende

Scanderbeg pflegte oft ganz allein auszureiten, um über die Annäherung der Feinde die besten Nachrichten einzuziehen. Auf solchem Ritt wollten Beide den kühnen Mann begleiten, und dann war das Ganze mit einem kräftigen Säbelhieb oder einem Dolchstoße gethan.

Mitten in der Nacht meldete die Schildwacht einen Fremden, der darauf bestehe, den Fürsten zu sprechen. Scanderbeg ließ ihn vor sich kommen.

Ein schöner, junger Mann erschien. »Ich muß Dich allein sprechen, Fürst,« sagte er.

»Und wer bist Du?«

»Davon hernach. Jetzt muß ich Dich allein sprechen.«

Scanderbeg nahm seinen Säbel und befahl allen Uebrigen, ihn zu verlassen.

»Du kennst mich nicht, Fürst?«

»Bekannt sind mir Deine Züge; nur —«

»Kurz — denn meine Zeit ist edel —

ich bin der Jüngling, den Du einst loskauftest und die Freiheit gabst. Ich konnte Dir damals nur mit Worten danken; jetzt kann ich's mit der That.« Und nun enthüllte er dem erstaunten Fürsten das ganze Bubenstück des beabsichtigten Meuchelmordes. Er selbst kannte die beiden Nichtswürdigen; seinem edlen Herzen war es schrecklich, daß ein Fürst, wie Scanderbeg, durch eines Meuchelmordes Faust enden sollte.

»Jetzt habe ich mein Wort gelöst,« setzte der edle Türke hinzu. »Ich stehe im Heere meines Sultans gegen Dich. Möglich, daß wir auf einem Schlachtfelde zusammenkommen; dann kennen wir Beide die Pflicht, die unser Stand von uns heischt. Wir sind Feinde; aber Feinde, die einander achten.« Mit diesen Worten verließ der edle Feind den eben so edlen Feind.

Natürlich war es, daß ein solcher Plan den trefflichen Fürsten um so mehr beunruhigte, da es seines Wissens das erste Mal

war, daß ein Anschlag dieser schändlichen Art auf sein Leben gemacht wurde. Aber er verstand die schwere Kunst, sich selbst zu beherrschen; hier war Verstellung nöthig, um die Meuchelmörder erst sicher zu machen. Erst in dem Augenblicke, da Beide sich erboten, ihn auf seinem Ritt zu begleiten, redete er Beide mit ihrem wahren Namen an, und befahl, sie fest zu nehmen. In der ersten Angst gestanden sie ihr beabsichtigtes Verbrechen, und schon in der nächsten Stunde wurden sie vor dem Lager aufgehängt. Der Fürst schrieb selbst an den Sultan und verwies ihm den Meuchelmord mit harten Worten. Vorwürfe, die den Tyrannen nicht sowohl um der Sache selbst, als um des fehlgeschlagenen Ausganges willen ärgerten. Seine Wuth wurde grenzenlos; er brach mit seinem Heere auf und rückte vor Scanderbegs Hauptstadt Croja, um diese einzunehmen. Der Fürst hatte dies vorausgesehen; er hatte durch eine Anzahl neuer Werke, mehr

aber noch durch eine brave Besatzung, Alles gethan, die Absicht des Sultans zu vereiteln. Scanderbeg selbst folgte wieder seinem vorigen System; er lagerte sich außerhalb der feindlichen Linien; fast jede Nacht brach er bald hier, bald dort ins Lager der Türken; er nahm ihnen alle Gelegenheit, sich Lebensmittel zu verschaffen. Der Mangel und der Hunger, mit ihnen tödtliche Krankheiten, rissen im Heere der Belagerer ein, und nach vergeblicher zweimonatlicher Belagerung sah sich Mahomed genöthigt, mit seinem sehr geschwächten Heere das Land zu verlassen. Seine Wuth ließ er die Unterthanen fühlen. Mehrere Tausend derselben, die, durch Nothwendigkeit gezwungen, sich bei seinem Einrücken in seinen Schutz begeben hatten, ließ er jetzt niederhauen; eine That, die selbst seine Generale äußerst mißbilligten. Er selbst ging nach Constantinopel und ließ Bellabanus mit dem Ueberreste des Heeres an den Grenzen Albaniens.

Es ist wohl keinem Zweifel unterworfen, daß die Lage des Fürsten, troß seiner Siege und seines Glücks bei allen Unternehmungen, die beste nicht seyn konnte. Sein Land war verheert, und alle Quellen, aus denen der Fürst die Mittel zur weitern Führung des Krieges schöpfen konnte, waren versiegt. Der Kern seines kleinen Heeres lag auf den Schlachtfeldern, oder sank erschöpft von den unerhörten Anstrengungen. Nur eine Quelle versiegte nicht, der Muth, den Scanderbeg immer mehr zeigte, je näher und drohender die Gefahren waren. Jetzt, da ihm Bellabanus einige Ruhe ließ, benutzte Scanderbeg die Zeit, eine Reise nach Rom zu machen.

Damals war Paul der Zweite Papst, ein Mann, der sich nicht sowohl durch Kenntnisse und Einsichten, als vielmehr durch entschlossenen Muth und durch Eifer für das Wohl der Christenheit auszeichnete. Er empfing den tapfern Fürsten mit aller

Achtung; er hörte dessen Bitte um Unterstützung gegen die Türken nicht nur, er erfüllte sie auch. In einer ernsten Anrede machte er den Gesandten der weltlichen Fürsten, wie auch den Cardinälen, bekannt und eindrücklich zur Pflicht, die großen Pläne des Fürsten Scanderbeg zu unterstützen.

»Dieser Held ist der Einzige, in dessen Hand jetzt das Wohl der Kirche steht. Jahrhunderte werden vergehen, ehe ein ähnlicher Held sich zeigt. An ihm bricht sich die Gewalt der Türken. Fällt er, so geht es ganz Europa, wie es dem unglücklichen griechischen Kaiserthum ging. Ueberall wird der Halbmond das heilige Panier unseres Glaubens verdrängen, und wir werden dies furchtbare Loos verdient haben, wenn wir durch Zögern, durch Zurückhalten der Unterstützung den Untergang des edlen Fürsten befördern.«

Seine Anrede bewirkte Wunder. Un-

geheure Summen brachte der fromme, kindliche Glaube zusammen; mit Schätzen, die dem bedrängten Lande jetzt gänzlich fehlten, und die den Muth wieder beleben konnten, reiste Scanderbeg ab. Mit Freuden empfingen ihn seine Freunde, sein ganzes Heer; alle Muthlosigkeit schwand; denn Scanderbeg hatte vom biedern Papste das Versprechen, daß nächstens eine noch größere Summe und die nöthigen Waffen nachgeschickt werden sollten.

Während der Abwesenheit Scanderbegs hatten seine Freunde das kleine Heer ansehnlich verstärkt. Zu diesem ließ der Fürst seine achttausend ältern Truppen stoßen, und nun zog er muthig gegen Bellabanus, der immer noch an der Grenze stand. Scanderbeg erfuhr unterwegs, daß der Bruder des Bellabanus mit einem neu aufgerichteten türkischen Heere seinem Bruder zur Verstärkung herbeilte. Auf der Stelle änderte er seinen Plan. Statt Bellabanus anzugreifen,

ging er auf dessen Bruder los, überfiel ihn in einer für den Angreifer äußerst günstigen Stellung, schlug ihn aus dem Felde und nahm ihn selbst gefangen. Bellabanus, erschrocken durch diese Vereitelung seines Planes, verschanzte sich in einer unangreifbaren Gegend.

Während Scanderbeg eine andere Stellung nahm, ging Bellabanus in Geschwindigkeit vor Croja, in der Absicht, diese Festung durch Ueberrumpelung einzunehmen; hatte aber das für einen Verräther zu rühmliche Loos, bei dem Recognosciren durch die Kugel eines Bürgers dieser Stadt getödtet zu werden. Jetzt entstand im türkischen Heere Streit über den Oberbefehl, eine förmliche Rebellion war zu befürchten, und so ging das ganze Heer aus einander. Jetzt war der Zeitpunkt des höchsten Ruhmes für Scanderbeg. Seine Name war im eigentlichen Sinne groß. Die entferntesten Völker, die nur etwas von den Ge-

schichten der Kriege erfuhren, hörten fast immer von den Thaten Scanderbegs; ihnen war es unbegreiflich, wie ein Fürst, der ein Land von so kleinem Umfange, ein so unbedeutendes Heer besaß, gegen die mächtigen Osmanen, die ein ganzes Kaiserthum zerstört hatten, so siegreich kämpfte. Mit Schauder und Entsetzen hörten die Türken, besonders jetzt, da Bellabanus Heer aus einander gegangen war, den Namen Scanderbeg. Die türkischen Priester gaben vor, daß Scanderbeg ein Zauberer sey, der aber mit der Zeit, von dem bösen Geiste verlassen, um so unglücklicher werden würde. Mit dieser Aussicht, deren Erfüllung jeden Tag kommen könne, beruhigten sie die, die sich jedes Mal schwierig zeigten, sobald sie gegen Scanderbeg geführt wurden. Vielleicht hatten auch selbst die Bassa'n und Anführer diesen Glauben; denn während eines Waffenstillstandes schrieb einer derselben an Scanderbeg und bat sich den Säbel aus, mit dem

er so große Thaten gethan hatte. Der Fürst überschickte ihn wirklich; schrieb aber dabei, daß es hauptsächlich auf den Arm ankomme, der den Säbel geführt habe, und den gebrauche er selbst.

Aber am beruhmtesten war Scanderbegs Name in den christlichen Ländern, in ganz Europa. Könige und Fürsten nannten ihn mit einer Ehrfurcht, die auch nicht einen Schatten von kleinlichem Neide zuläßt. Alle sahen in dem kühnen, thätigen Mann die Schutzwehr wider die Osmanen; Alle in ihm den Mann, der die Türken aus Europa nach Asiens Steppen verjagen könne, wenn er nur etwas Unterstützung habe. Warum dies nicht geschah? warum nicht die Fürsten eine Gelegenheit, günstiger als sie ihnen je geboten war, benutzten? bleibt um so mehr ein Räthsel, da Scanderbeg selbst theils durch Briefe, theils mündlich sich alle Mühe gab, sie von den großen Folgen zu überzeugen. Ein Scan=

derbeg und ein Hunnyades an der Spitze des christlichen Heeres, und im funfzehnten Jahrhundert wäre gewiß noch kein Osmane nach Europa gekommen.

Selbst Mahomed schien ein solches allgemeines Bündniß zu fürchten; fast ein ganzes Jahr zögerte er, ehe er wieder im Felde erschien. Da aber erfuhr er, wie uneinig die christlichen Mächte selbst waren, und wie wenig er von ihrer Verbindung zu fürchten hatte. Klüger, als alle Uebrigen, benutzte er diese Spannung. Sein Heer wurde mit Gewalt zusammengebracht; Versprechungen und Drohungen wurden nicht gespart; selbst der Aberglauben mußte seine Dienste thun; nach seinem Vorgeben höre jetzt Scanderbegs Zaubermacht auf, und so zogen zwei Mal hunderttausend Mann unter Mahomeds eigener Anführung nach den Grenzen von Epirus.

Scanderberg war jetzt dem Greisesalter nahe; aber ihm waren jugendliche Kräfte

und Jünglingsmuth geblieben. Mahomed hatte jetzt ein anderes System, den Krieg zu führen, angenommen; er ließ sich auf keine entscheidende Feldschlacht ein, sondern belagerte bald diese, bald jene Stadt; ein Geschäft, das er freilich mit seiner starken Armee leicht unternehmen konnte; aber bei dem er vergaß, daß es schwer ist, in einem ausgezehrten, verheerten Lande ein Heer von solcher Stärke zu erhalten.

Meisterhaft wußte Scanderbeg diese Verlegenheit des Feindes zu benutzen. Mit seinem kleinen Heere besetzte er alle Gebirgspässe; er überfiel und vernichtete die Transporte von Lebensmitteln; er hieb die Begleitungen nieder, und brachte es so weit, daß das am prächtigsten bewaffnete Heer der Feinde in Gefahr stand, Hungers zu sterben. Der Mangel zwang den Sultan, an die Grenze zurückzugehen.

Um aber doch nicht ganz fruchtlos einen Feldzug gemacht zu haben, und zu-

gleich, um sich für die Zukunft den Weg in ein zu eroberndes Land gebahnt zu haben, legte er an der Grenze eine neue befestigte Stadt an, mit deren Bau der größte Theil seines Heeres beschäftigt wurde.

Die Türken arbeiteten um so williger und emsiger, je mehr der Aberglaube sie dazu ermuthigte. Man hatte ihnen gesagt, daß das Schicksal dann erst den Rebellen in ihre Hände geben werde, wenn eine von den Türken selbst erbaute Stadt auf dem Grunde von Epirus sich erhöbe. Mahomed selbst ging nach seiner neuen Residenz Constantinopel zurück.

Ruhig hatte Scanderbeg diesen Bau angesehen; sein Vorsatz war, erst die Vollendung dieser neuen Stadt abzuwarten, und dann mit einem Male das ganze Werk, wie die Hoffnungen der Feinde, zu zerstören. Aber seine Geschichte liefert ein Beispiel, daß oft der ungereimteste Aberglauben in Erfüllung übergeht; daß oft der Gang

menschlicher Schicksale ganz mit dem übereinstimmt, was dieser lachenswerthe Aberglauben träumte.

Scanderbegs kleinere Heeresabtheilungen waren zusammengezogen. Der folgende Tag, ein Tag, den die Türken festlich begingen, um die Vollendung und Benennung der neuen Stadt zu feiern, war dazu bestimmt, die Sichern zu überfallen und Mahomeds Werk zu zernichten; als Scanderbeg ohnmächtig neben seinem Pferde niedersank. Krankheit war ihm etwas ganz Fremdes; jetzt trug man den Held als einen entkräfteten Kranken in seine Wohnung zurück. Freilich erholte er sich etwas, aber nur so weit, daß er selbst einsah, seine letzte Stunde nähere sich. Noch in dieser Stunde ließ er die Anführer seines Heeres, wie die Stände seines Landes zusammen kommen. Mit Anstrengung aller ihm noch übrig gebliebenen Kräfte erklärte er, wie es nach seinem Tode mit seinem Lande gehalten werden solle.

Seinen Sohn, einen trefflichen, in jeder Hinsicht eines solchen Vaters würdigen Jüngling, setzte er zu seinem Nachfolger, und machte ihm Gehorsam und Achtung gegen seine redliche Mutter zur Pflicht. Aber nichts charakterisirt den Held mehr, als die Worte, die er dem weinenden Sohne mit aller nur möglichen Kraft ans Herz legte.

»Fliehe und vermeide, wie den Teufel selbst, alle Gemeinschaft mit den Türken,« sagte er, und mit jedem Worte schien er stärker zu werden. »Ich habe dies treulose, verrätherische Volk kennen gelernt. Unser Glaube ist den Türken ein Gräuel; sie wollen das Kreuz des Erlösers vertilgen, und überall soll der Halbmond glänzen. Wollen sie Freundschaft mit Dir machen, so vergiß nicht, daß sie es bloß darum thun, um durch List und Verrath Dich und Dein Land unglücklich zu machen.«

Hart waren diese Aeußerungen gewiß; aber wer würde sie nicht gern einem Manne

verzeihen, dessen ganzes Leben einen Beweis gab, daß er nicht ganz unrichtig urtheilte? Wie schwer wird es selbst dem Edelsten, eine durch so viele Thatsachen zur festen Ueberzeugung gewordene Meinung zu verlassen?

Noch in eben dieser wichtigen Stunde ließ Scanderbeg an die damals wichtige Republik Venedig, und besonders an den damaligen kräftigen Doge Christophorus Maurus schreiben, um ihm die Vormundschaft über seinen Nachfolger und die einstweilige Verwaltung des Landes anzutragen. Jetzt sank der treffliche Mann von neuem ohnmächtig zurück; jene Anstrengung seiner Kräfte hatte ihn zu sehr erschöpft.

Da weckte ihn der Hufschlag eines Pferdes; er richtete sich auf; der Ton rief alle seine Besinnung zurück.

»Was gibt's?« fragte er mit glühenden Augen.

Ein Arnaut war mit der Nachricht ge-

kommen, daß ein neues türkisches Heer über das Gebirge gedrungen und in vollem Anmarsch auf Croja begriffen sey. — Worte wie diese, mußten den alten Löwen wecken. Mit Jugendkraft richtete er sich vollends auf; sein Harnisch und sein Säbel wurden ihm gebracht, sein Pferd mußte gesattelt werden; Scanderbeg glaubte, nicht mehr krank zu seyn; mit starken Schritten eilte er zu seinem Pferde; aber kaum hatte er den Zügel gefaßt, als er zu zittern anfing und wieder ohnmächtig in die Arme derer sank, die er ins Treffen führen wollte. Mit gebrochenen Worten sagte er: »Geht Ihr nur hin und streitet, wie immer, tapfer gegen den Feind. Sobald ich kann, folge ich Euch.«

Es war jetzt Abend. Die Sonne ging unter; mit einem ruhigen, festen Blick sah Scanderbeg ihre letzten Strahlen; dann sank er zurück, und sein thätiges Leben war geendigt. Drei und sechzig Jahr hatte der Treffliche durchlebt, und über dreißig Jahre

hatte er die Freiheit seines Vaterlandes rit-
terlich behauptet. Sein Name that in der
Todesstunde noch Wunder; die Türken, die
von seiner Krankheit nichts wußten, glaubten
den Held immer noch an der Spitze der
Seinigen. Sie wurden von den Epiroten
noch in dieser Nacht angegriffen und ge-
schlagen.

Allgemein war die Klage über den
Verlust dieses Helden. Nicht nur sein Heer,
sein Vaterland bedauerte diesen Tod, son-
dern ganz Europa. Man schien es jetzt erst
recht zu fühlen, was die Welt an diesem
Manne besessen hatte. Aber als hätten sie
ein neues Kaiserthum erobert, so freudenvoll
waren die Türken. Mit mehr als ver-
schwenderischer Güte belohnte Mahomed den
Boten, der ihm die erste Nachricht von des
Gefürchteten Tode brachte. Den, der den
Held in einer offenen Feldschlacht erlegt und
sein muthiges Heer vernichtet hätte, hätte
der Sultan nicht mehr, nicht verschwenderi-

scher belohnen können. Oeffentliche Feste wurden angestellt; man feierte in Constantinopel, wie in den türkischen Lagern ein allgemeines Siegesfest über die Christenheit. Ein neuer Krieg wurde beschlossen; er war für die Osmanen glücklicher, als alle vorigen. Ganz Epirus wurde unterjocht; die Stadt Croja wurde verheert; der Sultan befahl, daß sie nie wieder aufgebaut werden sollte. Die Erinnerung an alles, was die Türken hier gelitten hatten, war dem Fürsten der Osmanen zu schrecklich. Aber entehrend, wiewohl dem Charakter eines solchen Volkes angemessen, bleibt es, daß man an Scanderbegs Leiche rächte, was man an dem Helden selbst nicht rächen konnte. Der Leichnam wurde ausgegraben, in kleine Stücken zerhauen und als Reliquie unter die Anführer vertheilt. Möglich, daß hier auch der Aberglaube ein zu schönes Feld vor sich sah. Mahomed behandelte die unterjochten Einwohner mit beispielloser Härte und es ge-

hörte eine lange Reihe von Jahren dazu, ehe aus den Herzen der Nachkommen jene Rückerinnerungen an das Loos ihrer Vorfahren schwand.

So handelte und endigte ein Held, der in der Geschichte einzig dasteht. Scanderbeg war der Mann des Volkes; seine Thaten gaben der Fabel Stoff zu mancher Dichtung, die Jeder mit Theilnahme, mit Vergnügen las. Scanderbeg war einer der schönsten Männer, der gewandtesten Reiter, der geübtesten Fechter. Riconi, ein Dalmatier, entwirft in seiner Geschichte der Küsten des adriatischen Meeres ein Gemälde von diesem Helden, das man fast für Dichtung nehmen könnte, wenn nicht Andere, und zwar Zeitgenossen, es bestätigten. Scanderbeg war von mehr als gewöhnlicher Größe; sein Körper war nervigt, seine Stärke war beispiellos. In seinem Gesichte lag das Edle

seines Herzens; aus seinen Augen strahlte ungemeiner Muth. So glühend er alles anfing, was er einmal unternehmen wollte, so ruhig blieb er bei der Ausführung. Ueberall achtete er auf Gefahren, nicht um sie zu vermeiden, sondern um ihnen die wirksamsten Gegenmittel entgegen zu stellen. Im Gefecht und in der Hitze des Streites soll ihm oft das Blut durch die Lippen und durch die Stirn gedrungen seyn. Unauslöschlich blieb sein Haß gegen die Osmanen; er dachte und handelte hier ganz wie der Carthager Hannibal gegen die Römer. Noch jetzt ist seine Geschichte die Lieblingsunterhaltung der Arnauten; seine Thaten leben in den Liedern und Gesängen dieses muthigen, kriegerischen Volkes.

E n d e.

Empfehlenswerthe Romane,

welche in der Basseschen Buchhandlung in Quedlinburg, zu haben sind:

Mitternachtsgeist, der, in der Tempelherrengruft, oder der Gang unter der Saale. Ritter- und Geistergeschichte aus den Zeiten der Entstehung des Freimaurer-Bundes. Nebst einer kurzen Geschichte des Tempelherren-Ordens. 8. 1 Thlr.

Nachtspiegel. Von Hans von Jargow. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Prinz Hussein, der Gefesselte; oder die furchtbare Türkenschlacht. Eine romantische und abenteuerliche Geschichte aus den Zeiten der Befreiung Siciliens vom Joche der Türken unter der Regierung des Königs Victor Amadeus I. Von Seb. Aniello. 2 Theile. 8. 2 Thlr. 4 Gr.

Raubjäger, der. Historisch-romantische

Geschichte aus dem fränkischen Bauern-
kriege. 2 Theile. 8. 2 Thlr.

Rebellino, oder die furchtbaren Räuber-
banden in den Apenninen und Calabriens
Gebirgen. Eine romantische und aben-
teuerliche Geschichte von dem Verfasser
des Romans: »Die Ritter von der gol-
denen Binde.« 8. 3 Theile.
3 Thlr. 8 Gr.

Ritter, die, von der goldenen Binde.
Eine romantische und abenteuerliche Ge-
schichte aus dem sechzehnten Jahrhundert.
Von Seb. Aniello. 8. 1 Thlr. 4 Gr.

Rosamunde und andere Erzählungen,
aus dem Reiche der Wahrheit und Dich-
tung. Von der Verfasserin der »Erna«
— »Felicitas« — »Clara, oder das Licht
im Hüttchen« — »Sicilianerin« — »Bil-
der aus der großen Welt« rc. 8.
1 Thlr. 4 Gr.

Saladin, Sultan von Aegypten; oder die

deutschen Kreuzritter in der Gefangenschaft der Saracenen. Eine Geschichte aus den Zeiten der Kreuzzüge. Von C. Hildebrandt. 8. 1 Thlr. 4 Gr.

Sandoval, oder der Freimaurer. Eine spanische Erzählung von dem Verfasser des »Don Esteban.« Aus dem Englischen. 3 Theile. 8. 3 Thlr. 12 Gr.

Schrecknisse, die grausigen, der Schlangenburg, oder Ottilie, die schöne Büßende in dem unterirdischen Kerker des Jesuiter-Klosters. Vom Verfasser des »Arvonasack.« 1 Thlr. 4 Gr.

Seifensieder Achilles, der. Launige Erzählung von Jean Pierre.
1 Thlr. 4 Gr.

Tameha, Königin der Sandwichs-Inseln, im Julius 1824 zu London gestorben; oder Unfälle eines Stutzers. Ein historischer und satyrischer Roman vom Verfasser der »Sabine von Erfeld,« der »Prin-

zessin von Nevers,« des »Prinzen Raimund von Bourbon« rc. 2 Theile. Mit einem Kupfer. 2 Thlr. 12 Gr.

Ungeheuer, das. Aus dem Französischen übersetzt von F. Kahle. 1 Thlr.

Voltaire's sämmtliche Romane und Erzählungen. Neu übersetzt von Dr. F. H. Ungewitter. 1ster Band: (Zadig. — Candide. — Scarmentado's Reisen. — Der Welt Lauf. — Memnon.) 1 Thlr. 8 Gr.

Aline oder Trennung und Wiedersehen. Roman von Julius Eremita, Verfasser des Romans: »Die Ruinen des Bergschlosses Cesarini.« 1 Thlr.

Aloisio und Dianora, oder der Pilger und die Nonne. Romantische Geschichte aus dem 17ten Jahrhundert vom Verfasser des »Rinaldo Rinaldini.« 1 Thlr. 8 Gr.

Balfour, der Räuber in Hochschottland; oder die Kapelle zu Dundrikh. Eine

schottische Sage, nach Walter Scott bearbeitet. 2 Theile. 2 Thlr.

Berlichingen, Götz von, der furchtbare Ritter mit der eisernen Hand. Ein geschichtliches Gemälde des Mittelalters von C. Hildebrandt. 2 Theile. Mit 1 Kupfer. 2 Thlr. 12 Gr.

Dampfschiff, das. Von Galt, dem Verfasser der »Erben,« des »Gewissens,« der »Wahrsagerin« u. s. w. Aus dem Englischen übertragen von C. v. S. 1 Thlr. 4 Gr.

Eroberung, die, von Mons. Historisch-romantisches Gemälde aus den Zeiten des Abfalls der vereinigten Niederlande von Spanien. Von Z. 2 Theile 2 Thlr.

Galeerensklave, der. Eine portugiesische Novelle. 1 Thlr.

Gallerie der unterhaltendsten Geister- und

Zaubergeschichten. Vom Verfasser des »Rinaldo Rinaldini.« 3 Bände.

3 Thl[illegible]. 8 Gr.

Gefangene, d[illegible], oder die Lie[illegible] im Pauliethale. [illegible] Halfred.

20 Gr.

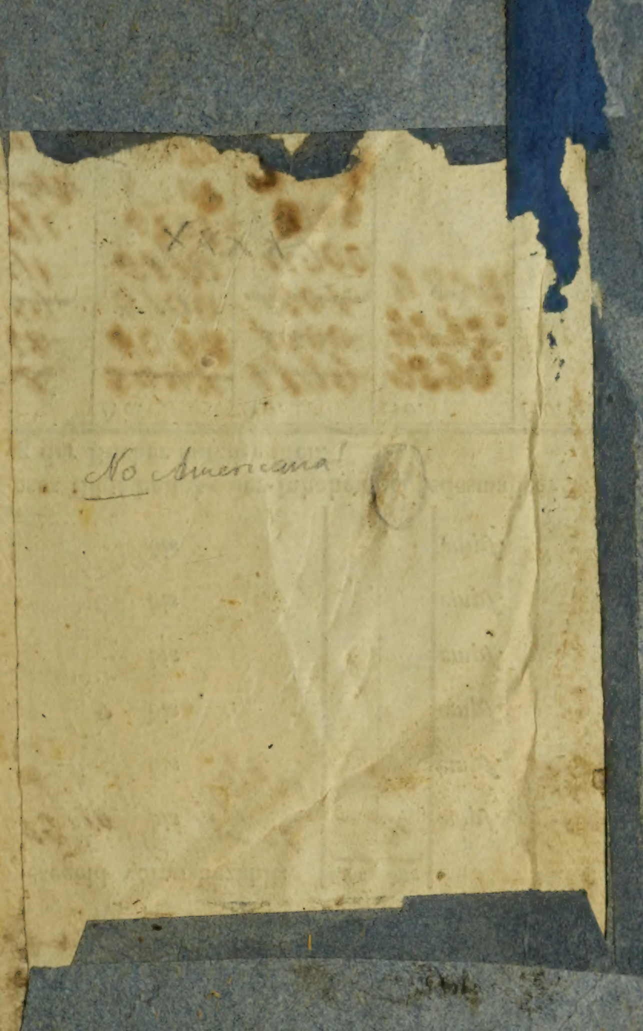
Geheimniß, das, oder der Kampf mit dem Herzen. Ein Roman von der Verfasserin der »Verirrungen.« 1 Thlr.

Heinrich der Vogelsteller und die Hunnen. Ein historisch-romantisches Gemälde aus dem 10ten Jahrhundert. Von C. Hildebrandt. 1 Thlr. 4 Gr.

Kaisermörder, die. Historisch-romantisches Gemälde aus dem Anfange des 14ten Jahrhunderts von C. F. Mandien.

1 Thlr. 4 Gr.

Kampf, der, mit dem Drachen, oder das Zauberschloß. Eine Ritter- und Geistergeschichte aus dem 13ten Jahrhundert. 1 Thlr.


No Americana!

